

7. Juli 1930

LUDWIG QUESSEL · DIE DEUTSCHE FINANZKATASTROPHE

NUN ist die Finanzkatastrophe des Deutschen Reichs, die das Milliardendefizit des Hilferdingetats erwarten ließ, offenbar geworden. Man erinnere sich, daß Moldenhauer als Reichsfinanzminister der Großen Koalition unter dem Reichskanzler Hermann Müller in seinem Nachtrag zum Hilferdingetat unter Einbeziehung des ungedeckten Defizits des Köhleretats (154 Millionen Mark) das schrecken-erregende Gesamtdefizit von 1009 Millionen Mark auswies, das nur deshalb das Reich nicht sogleich zu einer partiellen Zahlungseinstellung zwang, weil man mit den Zahlungserleichterungen des Youngplans 614 Millionen Mark decken konnte, so daß nur rund 390 Millionen als Zuwachs zur schwebenden Schuld verblieben. Vergleicht man dieses Ergebnis des Reichsetats von 1929-1930 mit den finanziellen Prognosen Hilferdings, so sieht man, daß sie mit der Wirklichkeit kaum eine Beziehung hatten. Am 18. Juni 1929 schätzte der erste Finanzminister der Großen Koalition Rudolf Hilferding, daß die Ersparnisse aus dem Youngplan das Defizit des Köhleretats decken und die Bildung eines neuen Betriebsmittelfonds für die Reichsfinanzen ermöglichen würden. Ganz anders sah schon Hilferdings Schätzung vom 14. Dezember 1929 aus. Die Entwicklung der Reichsfinanzen vom 1. April bis zum 30. November 1929 hatte ihn darüber aufgeklärt, daß auch sein Etat am Ende des Finanzjahrs ein großes Defizit aufweisen würde. Die Ersparnisse des Youngplans, meinte er nun, würden lediglich ausreichen, um den Fehlbetrag seines wie des Köhlerschen Etats auszugleichen. Aber auch dies erwies sich als falsch. Der nach Hilferdings Rücktritt vom Reichskanzler Hermann Müller mit der Führung der Reichsfinanzen beauftragte Volksparteiler Paul Moldenhauer mußte zunächst einen Fehlbetrag des Hilferdingetats von annähernd 1 Milliarde feststellen, so daß nach restloser Verwendung der Youngersparnisse zur Abdeckung dieses Defizits immer noch $\frac{1}{3}$ Milliarde des Hilferdingetats durch Aufnahme kurzfristiger Anleihen zu decken blieb.

Es muß anerkannt werden, daß der 2. Finanzminister des Reichskabinetts Müller den Zustand der Reichsfinanzen, den er bei seinem Eintritt ins Finanzministerium vorfand, nicht leicht nahm. In seinem Finanziellen Überblick über den Haushalt 1930-1931, der am 28. April 1930 erschien, sagte er: »Daß sich im Laufe eines Jahres im Reichshaushalt ein Fehlbetrag von annähernd 1 Milliarde Reichsmark ergeben konnte, ist eine so auffallende und beunruhigende Tatsache, daß eine Untersuchung darüber am Platze erscheint, worauf er zurückzuführen ist.«

Nach Moldenhauers Anschauung ist das Milliardendefizit im Hilferdingetat nicht auf ein persönliches Verschulden Hilferdings zurückzuführen. 5 Ursachen, zum größern Teil unpersönlicher Natur, haben es nach Moldenhauer hervorgerufen: 1. unrichtige Schätzung auf der Ausgabeseite, 2. das Auftreten von nicht vorhersehbaren Ausgaben, 3. die Umarbeitung des Haushalts durch den Reichstag, 4. zu hohe Schätzung des Steueraufkommens, 5. der Ausfall von 120 Millionen beim Lohnsteueraufkommen zugunsten der Sozialversicherung.

Moldenhauer begann nun seine finanzministerielle Tätigkeit mit dem alarmierenden und zugleich alle Hoffnungen auf das von Hilferding verkündete Steuersenkungsprogramm zerstörenden Eingeständnis, daß er allein mit den Youngersparnissen für 1930-1931 (683 Millionen Mark) eine Übereinstimmung zwischen Einnahme- und Ausgabeseite im neuen Reichsetat nicht herstellen könne. Außer den 683 Millionen Mark Youngersparnissen brauche er vielmehr noch zusätzliche 746 Millionen Mark, im ganzen also 1429 Millionen Mark, um die Ausgaben des Reichs wirklich decken zu können. Man weiß, daß dieser schrecklichen Finanzlage gegenüber dem Reichstag nichts anderes übrigblieb als im April eine lange Reihe neuer Einnahmequellen zu erschließen, nachdem schon im Dezember und Februar, angeblich zum Zweck kommender Einkommensteuersenkung, Tabak, Kaffee und Tee mit zusätzlichen Steuern von 270 Millionen Mark belastet worden waren. Moldenhauers Steuern vom Februar und April dieses Jahres, verbunden mit der vorhergehenden Tabakbesteuerung Hilferdings, ergeben nach der Zusammenstellung der Reichszentrale für Heimatdienst folgendes Tableau der neuen Gesamtbelastung:

Einnahmequelle	Betrag (in Millionen Mark)
Tabaksteuererhöhung	220
Erhöhter Kaffee- und Teezoll	50
Biersteuererhöhung	150
Mineralwassersteuer	35
Verkürzung der Zahlungsfristen bei Tabak- und Zuckersteuer	27
Branntweinersatzsteuer	0,5
Mineralölzoll	65
Mineralölsteuer	12
Erhöhung der Umsatzsteuer auf 0,85 %	110
Erhöhte Umsatzsteuer (1,35 %)	27
Erhöhung der Industriebelastung	50
Zusammen	746,5

Nach der Erschließung dieser 11 neuen Einnahmequellen, die jährlich 746,5 Millionen Mark ergeben sollen, und zwar, was nie vergessen werden darf, zusätzlich zu den Youngersparnissen im Betrag von 683 Millionen Mark für 1930-1931, war an sich die Hoffnung, daß sich nunmehr, wenigstens für 1 Jahr, weitere neue Belastungen der Steuerzahler nicht mehr als notwendig erweisen würden, durchaus erklärlich. Aber auch diese bescheidene Hoffnung

wurde durch das unerbittliche Fortschreiten der Finanzkrise schnell zerstört. Unter dem starken Druck der Wirtschaftskrise sanken die Einnahmen, während die aufgeblähten Ausgaben immer noch weiter stiegen. Die deutsche Finanzkrise nahm eine ausgesprochene Wendung zur Finanzkatastrophe: Das auf insgesamt 1430 Millionen Mark errechnete Gesamdefizit von 1930-1931, das Moldenhauer durch die Youngersparnisse (683 Millionen Mark) und durch 11 Steuererhöhungen (746,5 Millionen Mark) im April und noch am 2. Mai als gedeckt bezeichnete, erweiterte sich schnell um 1190 Millionen Mark, also auf den gigantischen Gesamtbetrag von 2620 Millionen Mark, so daß Moldenhauer 14 Tage später den alten Deckungsplan als illusionär umwerfen und einen neuen, um über 1 Milliarde erhöhten aufstellen mußte. Nach den vielfach lückenhaften und widerspruchsvollen Angaben der Finanzbureaukratie setzt sich dieser neue Deckungsplan Moldenhauers für 1930-1931 aus vielen disparaten Teilen (Einsparungen, Beitragssteigerungen, Steuererhöhungen, Verkauf reichseigener Wertpapiere) wie folgt zusammen:

Einnahmequelle	Betrag (in Millionen Mark)
Youngersparnisse für 1930-1931	684
Ertrag der Steuererhöhungen von Dezember, Februar und April	746
Einsparungen in der Krankenversicherung	300
Beitragserhöhung in der Arbeitslosenversicherung	220
Reform der Arbeitslosenversicherung	115
Notopfer der Festbesoldeten	300
Zuschuß zur Einkommensteuer für Ledige	45
Einsparungen im Reichshaushalt	60
Verkauf von Reichsbahnvorzugsaktien	100
Veränderung der Zahlungstermine der Zigarettensteuer	50
Zusammen	2620

Zunächst sei zu diesem Deckungsplan Moldenhauers bemerkt, daß er seine vorhergehenden Prognosen über die Entwicklung der Reichsfinanzen zum alten Eisen warf. Am 27. Januar 1930 gab Moldenhauer als Finanzminister des Reichskabinetts Müller die Schätzung bekannt, daß der Gesamtbetrag der Youngersparnisse notwendig zur Deckung des Defizits des Hilferdingetats sei, und daß entgegen der Ankündigung seines Vorgängers Hilferding das Defizit des Köhleretats (154 Millionen Mark) aus den Youngersparnissen nicht mehr gedeckt werden könne. In Wirklichkeit reichten aber die Youngersparnisse auch bei Beiseitstellung des Defizits des Köhleretats bei weitem nicht zur Deckung des Fehlbetrags des Hilferdingetats aus. Nicht minder falsch war Moldenhauers Ankündigung als Finanzminister des Reichskabinetts Brüning, daß er glaube mit Hilfe der Youngersparnisse und der neuen Steuergesetze vom April 1930 die Ausgaben des Reichs decken zu können. Entgegen dieser Ankündigung stieg schon Ende April unheilverkündend ein neues Milliardendefizit als Ergebnis der deutschen Beamten- und Gehaltsinflation aus dem Schoß der Zeit empor, das jeden Zweifel daran zerstörte, daß die deutsche Finanzkrise nunmehr die entscheidende Wendung zur Finanzkatastrophe gemacht habe.

Das neue Milliardendefizit brachte Moldenhauer zu Fall. Insbesondere war es sein Versuch die unheilvolle Auswirkung der Köhlerschen Besoldungsordnung von 1927 um ein geringes einzuschränken, der bei den Parteien auf starken Widerspruch stieß. (Es sei hier bemerkt, daß Parker Gilbert als

die Hauptursache der deutschen Finanzmisere in seinem letzten Bericht die Köhlersche Besoldungsordnung bezeichnet, weil sie ohne vorhergehende Verwaltungsreform und weiter auch ohne Deckung vorgenommen wurde, was zu einer wachsenden Verschuldung von Reich, Reichsbahn, Reichspost, Ländern, Gemeinden und öffentlichrechtlichen Betrieben geführt habe.) Das Notopfer der Festbesoldeten, das Moldenhauer vorschlug, stellte eine Kürzung der Besoldungsordnung um 4 % dar und sollte im Jahr 352 Millionen Mark ergeben. Das Geschrei der Beamten, daß Moldenhauer ihre Kaufkraft schmälern wolle, war insoweit in der Tat berechtigt, als die im Jahr 1927 ohne ausreichendes Verantwortungsgefühl gegenüber der Nation vorgenommene künstliche Kaufkraftschöpfung zugunsten der Beamten zwar nicht aufgehoben, doch wenigstens wieder etwas eingeschränkt werden sollte, was nicht zur Verminderung der Gesamtkaufkraft der Nation sondern nur zu einer Umlagerung auf die Nichtverdienenden (Arbeitslosen) geführt hätte. Die Verkopplung des Notopfers der Beamten mit einer Höherbesteuerung der oberen Angestellten der Privatwirtschaft (50 Millionen Mark) war dagegen in der Tat ein Mißgriff, der mit Recht Widerspruch auslöste. Diesen hob der Montag Morgen am 10. Juni wie folgt hervor:

»Aber es gibt ein anderes, entscheidenderes Argument. Nämlich, daß die vorliegenden Regierungspläne in einem Kernpunkt haarsträubend ungerecht sind, und daß sie diese Ungerechtigkeit sehr wenig imposant hinter einer Begriffsfälschung zu verstecken suchen. Nämlich hinter einer Fälschung des Begriffs Festangestellte. Denn was Herr Doktor Moldenhauer und sein Kabinett als »festangestellt« zu einer Sondereinkommensteuer von 4% heranziehen will, zerfällt in 2 Gruppen, die in Wahrheit nichts, aber absolut nichts mit einander gemein haben. Es werden dazu auf der einen Seite die öffentlichen Beamten gerechnet, auf der andern Seite aber auch die Privatangestellten mit Einkommen über 700 Mark. Wie kommt man dazu diese beiden Gruppen in einem Atem zu nennen und nach gleichen Grundsätzen zu behandeln? Es mag richtig sein, daß sie beide nichts zu den Kosten der verschiedenen Sozialversicherungen beitragen, obwohl auch das nur eine halbe Wahrheit ist, denn die Privatangestellten leisteten solche Beiträge mindestens in der Zeit, in der sie noch keine 700 Mark monatlich bezogen (eine Zeit, die jeder einmal durchlaufen muß), während die Beamten in keinem Augenblick ihrer Laufbahn zur sozialen Fürsorge herangezogen werden. Aber das ist nicht einmal entscheidend. Entscheidend ist, daß die Privatangestellten mit mehr als 8400 Mark Jahreseinkommen zwar nichts zur sozialen Fürsorge beisteuern, aber auch keinerlei wie immer geartete soziale Fürsorge genießen. Die Beamten dagegen, obwohl sie ebensowenig beisteuern, genießen die allerausgedehnteste soziale Fürsorge, deren sich irgendein deutscher Berufsstand zu erfreuen hat. Die einen leisten nichts und erhalten auch nichts. Die anderen dagegen leisten zwar auch nichts, erhalten aber alles Denkbare: 1. die Unkündbarkeit und 2. die Pensionsgarantie für den Fall der Invalidität und des Alters. Wie kann man die beiden Gruppen in einen Topf werfen: diese beiden so völlig verschiedenen Klassen von "Festangestellten", von denen die eine tatsächlich nur ganz unfest angestellt ist (an jedem Tag kann jedem Privatangestellten gekündigt werden) und überdies keine andere Sicherung gegen Alter und Invalidität genießt als diejenige, die sie sich selbst durch Ersparnisse schafft! Ein Privatangestellter mit 700 Mark Monatseinkommen ist jedenfalls, das wird wohl kein Mensch bestreiten, erheblich ungünstiger gestellt als ein Beamter mit dem gleichen Einkommen. Sie beide steuerlich gleich behandeln heißt tatsächlich nichts anderes als den Angestellten ganz wesentlich schlechter behandeln als den Beamten.«

Die Hetze, die die Beamtenorgane gegen Moldenhauer entfachten, hat das Beamtenproblem von neuem in seiner ganzen Tiefe aufgerührt. Man weiß, daß ebenso wie das Reich auch die Reichsbahn vor einem gewaltigen neuen Defizit steht, das auf $\frac{1}{2}$ Milliarde berechnet wird. Auch für sie muß jeder Versuch ohne einen Abbau der Besoldungsordnung von 1927 zu finanzieller Gesundung zu kommen zu einem Mißerfolg führen. Die Finanzen der Reichs-

bahn sind und bleiben übrigens ein Teil der Reichsfinanzen. Rechnet man den Fehlbetrag der Reichsbahn für 1930-1931 zu dem jetzt offenbar werdenden Fehlbetrag des Reichsetats für das laufende Rechnungsjahr hinzu, so erhält man die runde Summe von 3 Milliarden, wovon einstweilen kaum die Hälfte durch Youngersparnisse und Steuererhöhungen wirklich gedeckt erscheint. Die Reichsbahn kann allerdings versuchen sich durch Erhöhung der Tarife neue Einnahmen zu verschaffen; ein Erfolg auf diesem Weg ist aber keineswegs sicher. In einem Schreiben des Verwaltungsratspräsidenten Carl Friedrich von Siemens an den Reichskanzler Heinrich Brüning wird das Beamtenproblem der Reichsbahn wie folgt geschildert:

»Die Personalausgaben sind in ihrer Gesamtheit seit Gründung der Gesellschaft nach dem heutigen Stand um über 700 Millionen oder 31% gestiegen, obgleich das Personal in der selben Zeit um 62 000 Köpfe verringert worden ist... Die Reichsbahngesellschaft ist nicht in der Lage hierin eine Änderung aus sich heraus eintreten zu lassen oder vorzuschlagen, da sie nach dem Gesetz ihre Beamten entsprechend den Reichsbeamten entlohnen muß, und die Arbeiterlöhne durch Bestimmung des Reichsarbeitsministers, der den Schiedsspruch vom 24. März 1929 für verbindlich erklärt hat, ihre Gültigkeit bis zum 31. März 1931 haben. Die Personalkosten nehmen heute 66% sämtlicher Betriebsausgaben in Anspruch, die Pensionslasten in Höhe von 482 Millionen allein 11%. Letzteres bedeutet gegenüber der Vorkriegszeit in Höhe von 114 Millionen eine Steigerung um 323%.«

Noch mehr als Reichsbahn und Reichspost kranken aber Länder und Gemeinden an der Beamten- und Gehaltsinflation, die keine Steuermittel für produktive Arbeit (Wohnungs-, Straßen- und Brückenbau) übrig läßt und damit Hunderttausende von Arbeitern von ihren Arbeitsplätzen vertreibt. Wie sie sich in den Ländern darstellt, das hat der Reichssparkommissar Friedrich Saemisch jüngst in seinem Gutachten über Mecklenburg dargetan, dessen Ergebnisse der Montag Morgen am 23. Juni wie folgt zusammenfaßt:

»24,6% der Beamtenschaft sind in Mecklenburg nach der Untersuchung Doktor Saemischs überflüssig. Nämlich 17,9% der höheren Beamten, 25,2% der mittleren Beamten, 30,2% der unteren Beamten. Einen Abbau der Beamtenschaft in diesem Umfang hält der Sparkommissar für leicht, wenn man eine absolute Sperre für Neueinstellungen beschließt. Aber nicht einmal das scheint ihm genügend, es soll noch etwas weiteres hinzukommen: Ein großer Teil der jetzt von Beamten ausgeübten Funktionen ist nach der Meinung des Sparkommissars überhaupt gewöhnlichen Angestellten und Arbeitern zu übertragen; besonders der niedere Kanzleidienst, meint dieser Sachverständige, der zugleich Präsident des Reichsrechnungshofs ist, bedürfe grundsätzlich keiner Beamten; er könne ruhig von den selben »elastischen« Kräften verrichtet werden wie in irgendeinem privaten Bureau. Den ungeheuren finanziellen Unterschied aber berechnet der Sparkommissar an Beispielen wie etwa diesem: In 12 Jahren kostet ein Beamter einschließlich Pensions- und Hinterbliebenenversicherung 112 503 Mark; ein gleichwertiger Privatangestellter dagegen kostet in den selben 12 Jahren nur 54 600 Mark, Differenz: 57 903 Mark für eine einzige mittlere Stelle! Stellenverminderung überhaupt und, darüber hinausgehend, umfangreicher Ersatz von Beamten durch Angestellte: das ist es, was der Reichssparkommissar »wirtschaftliche Verwaltungsreform« nennt — und was er selbstverständlich nicht nur auf Mecklenburg bezogen haben will sondern auf das ganze Reich, alle Länder, alle Behörden. Daß dem der geschlossene Wille der Beamtenschaft und ihrer Bünde entgegensteht, weiß Herr Doktor Saemisch natürlich; nicht umsonst wendet sich der wildeste Haß und die höhnischste Sprache der Beamtenfachorgane seit geraumer Zeit gerade gegen ihn. Aber er erklärt, daß den Beamten selbst und ihren Organisationen jeder Blick für Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit ihrer Tätigkeit verloren gegangen sei. Und er warnt sie eindringlich den Widerstand gegen Kürzung der Beamtenschaft noch weiter fortzusetzen. Denn die gewisse Folge daraus werde sein, daß schließlich die Beamtengehälter gekürzt werden müssen. Verbilligung des Personals (das den Großteil aller öffentlichen Ausgaben erfordert) sei Zwang. Gehe es nicht mit Verringerung des Personalbestands, so sei Verringerung der Personalbezüge unvermeidlich.«

Man glaube nicht, daß Mecklenburg eine Ausnahme darstellt. Auch in den anderen Ländern wird gut $\frac{1}{4}$ der Beamten im Leerlauf beschäftigt. Überall aber, in Reich, Ländern, Gemeinden und öffentlichrechtlichen Betrieben, läßt sich nicht nur eine Beamteninflation, sondern auch eine erschreckende Überbezahlung der Beamtenleistung in den oberen und mittleren Stellen im Vergleich zur Privatindustrie feststellen, wenn man bei diesem Vergleich die Gehälter der Generaldirektoren der Privatindustrie, deren Steigerung gegenüber der Vorkriegszeit sich in der Hauptsache auf Kosten der Aktionäre vollzogen hat, und die ein besonderes Kapitel der deutschen Volkswirtschaft bilden, außer Betracht läßt. Kein Zweifel, die zurzeit bestehende Gehalts- und Personalinflation zehrt der Nation das Mark aus den Knochen und verurteilt sie zum Siechtum. Das Dreimilliardendefizit des Reichs (einschließlich des Fehlbetrags der Reichsbahn) für 1930-1931, von dem einstweilen nur eine Hälfte durch Youngersparnisse und Steuererhöhungen gedeckt ist, das auf 500 Millionen Mark berechnete Defizit der Gemeinden im laufenden Finanzjahr, das trotz der Erhöhung der Tarife der Versorgungsbetriebe (Gas, elektrische Kraft, Wasser, Verkehr) bestimmt zu erwarten ist, die Steuer- und Gebührenerhöhungen der Länder, die sich trotz Steigerung der Überweisungssteuern von 704 Millionen Mark im Jahr 1929-1930 auf 807 Millionen Mark, im Jahr 1930-1931 wahrscheinlich auch auf $\frac{1}{2}$ Milliarde belaufen werden: dieses Gesamtdefizit von 4 Milliarden Mark, hauptsächlich hervorgerufen durch die Gehalts- und Personalinflation in der Beamtenschaft, treibt die deutsche Wirtschaft dem Verfall entgegen und hetzt einen ständig wachsenden Teil des deutschen Volks in eine wilde Zerstörungstimmung hinein.

Die Agitation der Rechtsparteien, die darauf abgestellt ist die Hoffnung in der Wählerschaft wach zu halten, man werde schließlich die Siegerstaaten doch dazu zwingen können auf die Reparationszahlungen ganz zugunsten der Deckung der deutschen Defizite zu verzichten, zeigt dem deutschen Volk einen Weg, der hermetisch versperrt ist. Wie Amerika dieser Agitation gegenübersteht, lehrt uns Parker Gilbert, der in seinem letzten Bericht sagt: »Die Entwicklung der öffentlichen Einnahmen während der ganzen Periode des Dawesplans hat jeden Zweifel daran widerlegt, daß die notwendige Grundlage für ein Gleichgewicht des Budgets vorhanden ist, und daß unter einer vorsichtigen Verwaltung die verfügbaren Quellen vollkommen ausreichen würden, um jeden legitimen Bedarf zu befriedigen. Aber es hat an jeder entschlossenen Anstrengung gefehlt die öffentlichen Ausgaben zu begrenzen, und das Ergebnis war ein ständiges Ansteigen der Ausgabenzahlen, das selbst das starke Wachstum der Einnahmen überholte und schließlich zu den ernststen Finanzkrisen des vergangenen Jahres führte. Die Ordnung der öffentlichen Finanzen ist jetzt ohne Zweifel eine dringende Notwendigkeit, und zu diesem Zweck wird man sicherlich erhöhte Steuern erheben müssen, mindestens für die Gegenwart. Aber die Aufmerksamkeit muß vor allem der Aufgabe gelten die öffentlichen Ausgaben zu begrenzen, und solange dieses Problem nicht vollkommen erkannt und gelöst ist, kann von Steuersenkung keine Rede sein... Nötig ist vor allem der Entschluß das Budget wirklich im Gleichgewicht zu halten, in jedem Augenblick und unter allen Umständen, unter Anerkennung der Tatsache, daß die öffentlichen Ausgaben nicht Jahr für Jahr in ihrem bisherigen Tempo steigen dürfen, wenn man nicht Gefahr laufen will die Steuerquellen auszutrocknen und die Zukunft der deutschen Wirtschaft zu vernichten.«

Man täusche sich nicht: Auch ein nationalsozialistischer Reichskanzler wird, wenn er eine Herabsetzung der Youngzahlungen erstrebt, in Amerika auf verschlossene Türen stoßen. Ebenso auch in anderen Siegerstaaten. Diese könnten auch gar nicht von ihren Forderungen abgehen, da sie ja das, was sie von Deutschland erhalten, an Amerika abführen müssen.

Das Ausland kann bei einem Vergleich seiner Ausgaben mit denen Deutschlands leicht genug die finanzielle Auswirkung der deutschen Beamteninflation feststellen, und man kann keinen Eindruck machen, wenn man bemüht ist sie mit Scheingründen abzustreiten. Zu diesem Kapitel sagte der deutschnationale Abgeordnete Axel von Freytagh-Loringhoven über die Beamteninflation im Auswärtigen Dienst Deutschlands im Reichstag am 25. Juni, indem er seine eigenen Ausführungen als Berichterstatter des Ausschusses wiedergab:

»Was nun die Darlegungen des Berichterstatters betrifft, so gingen sie von der Tatsache aus, daß der Etat in seinen Ausgaben seit 1914 von 21 Millionen auf 63 Millionen Reichsmark gestiegen sei. Bei aller Anerkennung der veränderten Verhältnisse, insbesondere auch der verminderten Kaufkraft des Geldes, könne das nicht gebilligt werden. Ein Vergleich mit anderen Ländern zeige, daß dieser unser Ausgabenetat übermäßig hoch sei. Der englische belaufe sich auf 49 Millionen, der französische auf 36 Millionen Reichsmark. Gewiß könne ein solcher Vergleich im einzelnen beanstandet werden. Aber auf Einzelheiten komme es hier gar nicht an. Im Grunde könnten wir uns auch nach der allgemeinen politischen wie nach der finanziellen Lage nicht so sehr mit England und Frankreich als mit anderen Staaten vergleichen. Ziehe man aber solche heran, so ergebe sich ein noch schlimmeres Mißverhältnis. Japan verausgabte 34 Millionen Reichsmark für seinen Außenetat, Polen 25 Millionen Reichsmark, Italien 17 Millionen Reichsmark, Spanien gar nur 11 Millionen. Die Höhe unserer Ausgaben, so führte der Berichterstatter weiter aus, sei nicht in erster Reihe eine Folge allzu großer Höhe der Gehälter. Die Gesamtbezüge unserer Missionschefs, wobei selbstverständlich die Auslandszulagen und die Repräsentationsgelder mit eingeschlossen sind, lägen im allgemeinen zwischen den französischen und englischen. Die mittleren Chargen unter den Diplomaten, also Botschafts- und Gesandtschaftsräte, bewegten sich ungefähr auf der selben Höhe. Niedriger als die englischen und französischen, insbesondere die englischen Gehälter seien vor allem die der jüngsten diplomatischen Beamten, also der zweiten Legationssekretäre. Die Wurzel des Übels liege also nicht so sehr in der Höhe der Gehälter als in der starken Übersetzung mit Personal, einer Übersetzung, die bei sämtlichen Chargen, insbesondere auch bei den mittleren und unteren Beamten und den Angestellten gegeben sei. Alle deutschen Missionen seien personell stärker besetzt als die entsprechenden ausländischen. Im Ergebnis seien daher nach den Darlegungen des Berichterstatters die Kosten unserer Missionen durchweg um das Anderthalbfache bis Doppelte teurer als die englischen. Es sei hier erläuternd eingefügt, daß ein solcher Vergleich sich gerade mit England deshalb durchführen läßt, weil der englische Etat gleichfalls ein Tableau gibt, so wie wir es heute in unserm Etat haben, in dem die einzelnen Missionen und einzelnen Konsulate mit ihren Kosten angeführt sind. Diese Übersteigerung unserer Kosten treffe sogar dort zu, wo England, wie zum Beispiel in Belgien und Portugal, desgleichen in Argentinien und Brasilien, Botschaften unterhalte, während wir in allen diesen Staaten nur Gesandtschaften hätten. Im ganzen hätten wir an diplomatischen Beamten, vom Botschafter bis zum Legationssekretär gerechnet, 192, England 126, Frankreich 123. Ähnlich stehe es um das Kanzleipersonal, und besonders kraß trete das bei der Zahl der Stenotypistinnen zutage. Hier habe Deutschland beispielsweise in Paris 15, England dagegen dort nur 8, Deutschland in Washington 7, England 5, Deutschland in Prag 6, England 2 usw. Ferner bemängelte der Berichterstatter einzelne der sachlichen Ausgaben. Für Post-, Telegraph-, Telephon- und Kurierdienst gebe Deutschland im ganzen 1,6 Millionen Reichsmark aus, Frankreich nur 700 000 Reichsmark. An Personenautos besitze das Auswärtige Amt 3, das französische Außenministerium, der Quai d'Orsay, nur 1, und das englische Außenamt habe überhaupt kein Dienstauto. Auch die Geheimfonds seien in Deutschland erheblich höher als in Frankreich, nämlich 4,5 Millionen Reichsmark gegen 2,5 Millionen.«

Sieht man den Abgrund, an den die bürokratische Personal- und Gehaltsinflation uns treibt, so kann man nicht glauben, daß die Änderungen, die der neue Reichsfinanzminister Hermann Robert Dietrich an dem Moldenhauerprogramm vornehmen will, das deutsche Volk vor tiefem Sturz bewahren werden. Was Dietrich gegenüber Moldenhauer will, stellte der Hansabund in seiner Etatskritischen Korrespondenz am 30. Juni also dar:

Einnahmequelle	Betrag (in Millionen Mark)	
	Moldenhauer	Dietrich
Ersparnisse	60	135
Zigarettensteuer	50	48
Notopfer	300	135
Ledigensteuer	45	110
Einkommensteuerzuschlag	—	58
Zusammen	455	486

Danach sollen also die nichtbeamteten Steuerzahler rund 120 Millionen Mark mehr aufbringen, um die von Moldenhauer erstrebte Einschränkung der Gehaltsinflation der Beamten von 4 auf 2% zu erniedrigen. Erwägt man ferner, daß das Reichskabinett Brüning eine allgemeine Lohn- und Preissenkung erstrebt, deren Ausmaß auf 7 bis 10% berechnet wird, so würde sich bei einer nur 2prozentigen Senkung des Beamteneinkommens eine Steigerung ihres Realeinkommens auf Kosten des Arbeiter- und Angestellten-einkommens in der Privatindustrie um etwa $\frac{1}{2}$ Milliarde Goldmark ergeben. Daß die Köhlersche Besoldungsordnung uns eine Senkung des Realeinkommens der Arbeiter und Angestellten durch erhöhte Besteuerung und vermehrte Arbeitslosigkeit gebracht hat, kann heute nicht mehr bezweifelt werden. Heute strebt man wieder dem selben Ziel zu, indem man den Arbeitern und Angestellten der Privatindustrie eine 7- bis 10prozentige Lohnsenkung neben der ständigen Erhöhung ihrer Steuer- und Sozialbeiträge zumutet, während man die Einkommensenkung für die Millionen der Beamten und Pensionäre auf ganze 2% beschränkt. Darf man sich da wundern, daß Ver zweiflung die Massen schüttelt, und jede Wahl das Anwachsen der Parteien, die auf den Sturz der Verfassung hinstreben, von neuen dokumentiert?

MAX COHEN . FÜR DEUTSCHE EUROPAPOLITIK

BEI der Besprechung des Etats des Auswärtigen, die am 25. Juni im Deutschen Reichstag stattfand, wies der Reichsaußenminister Julius Curtius darauf hin, daß das Briandmemorandum binnen kurzem Gegenstand einer Kabinettsberatung sein werde. Was er sonst zu der von Briand angeschnittenen Frage der europäischen Verständigung gesagt hat, war durchaus unverbindlich und allgemeiner Natur und läßt nach keiner Richtung hin einen Schluß auf den Inhalt der Antwort zu. Wäre man optimistisch, so könnte man vielleicht aus dem Interview, das der Reichskanzler Heinrich Brüning vor wenigen Wochen dem *Matin*redakteur Jules Sauerwein gegeben hat, die Hoffnung schöpfen, daß die deutsche Erwiderung auch vom Standpunkt der Sozialistischen Monatshefte aus annehmbar sein werde. Wenn man jedoch die Presse aller Parteien verfolgt, so verfliegt solch ein Optimismus bald, und man wird die Befürchtung nicht los, daß die Halbheit und Unklarheit, die bisher das Kennzeichen der deutschen Politik in allen kontinentaleuropäischen Fragen waren, auch die deutsche Antwort an Frankreichs Außenminister charakterisieren werden. Der Auswärtige Ausschuß des Reichstags, dem die deutsche Antwort vor der endgültigen Festlegung zur Stellungnahme vorgelegt werden soll, wird zur Verbesserung der Antwort ganz gewiß nichts beitragen.

Die große Frage der kontinentaleuropäischen Verständigung, die zugleich die der Selbstbehauptung Europas ist und ohne ein allerengstes politisches und

wirtschaftliches Zusammengehen zwischen Deutschland und Frankreich nicht gelöst werden kann, ist für die Mehrzahl der deutschen Parteipolitiker leider auch nur eine Konjunkturan gelegenheit, die je nach der Situation für bestimmte Zwecke ausgenutzt werden soll. Eine derartige Konjunkturpolitik konnte vielleicht vor Jahrzehnten an gehen, da Europa noch so etwas wie der Mittelpunkt der Welt war. Inzwischen ist aber alles ganz anders geworden. Durch den Weltkrieg ist die dem alten Kontinent ungünstige Entwicklung der Welt, deren Symptome auch vor dem Krieg schon bemerkbar waren, in einer Weise sinnenfällig geworden, daß die Fortwurstelei mit den bisherigen Methoden zur Erreichung alter, verhältnismäßig kleiner, weltpolitisch und wirtschaftlich längst nicht mehr wichtiger Ziele eigentlich unbegreiflich erscheint. Die europäische Politik muß, seit Europa nicht mehr der weltbeherrschende Kontinent sondern ein verhältnismäßig kleiner Teil der Erde geworden ist, der von den (erst im Anfang ihrer Entwicklung stehenden) mächtigen überseeischen Gebieten immer stärker zurückgedrängt wird, grundsätzlich nach ganz anderen Zielen streben, ganz andere Wege gehen als in jenen Zeiten, da europäische Direktiven für die Wirtschaft der ganzen Erde maßgebend waren. Was kann in einer solchen Periode schon viel Großes daran sein, wenn man die Regelung gewisser, für die einzelnen Nationen vielleicht nicht unwichtiger Angelegenheiten als Voraussetzung für die Teilnahme einer auf große Ziele gerichteten europäischen Politik proklamiert? Alle diese Dinge werden ganz von selbst (und soweit sie Deutschland an gehen, bestimmt nicht in einem uns ungünstigen Sinn) erledigt werden, wenn man endlich ganz bedingungslos die Europapolitik treibt, wie sie hier immer und immer wieder gezeichnet und gefordert worden ist. Die Gelegenheit dazu ist durch das Memorandum Briands besonders günstig, man darf sie diesmal wenigstens nicht versäumen. Deutschland kann mit einer richtigen, sich ohne Vorbehalte und Hintergedanken auf den Boden eines engen deutsch-französischen Zusammenarbeitens stellenden Antwort sein Schicksal wirklich gestalten.

In der Vergangenheit sind die deutschen Schicksalsstunden selten verstanden worden. Unwillkürlich kommen einem Perioden aus der Kriegszeit in den Sinn, die von der deutschen Politik, weil sie das Große nicht begriff, um kleiner Dinge willen ungenutzt gelassen wurden. Nachdem Deutschland unter vollständiger Verkennung der Stürmerschen, auf einen Frieden mit Deutschland gerichteten Politik im November 1916 mit der Polenproklamation die deutsch-russische Verständigung totgeschlagen hatte, bot sich ihm, einige Monate später, eine einzigartige Gelegenheit zu einem wirklichen Frieden auf dem Kontinent zu kommen. Das war im April 1917, als nach der Russischen Revolution Alexander Kerenskij sein wahrhaft sozialistisches Friedensmanifest erließ. Ein Friede ohne Annexionen und Kontributionen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker wurde uns und Europa angeboten. Es ist eine sehr milde Beurteilung der damaligen deutschen Politik, wenn man sagt, daß sie aus gänzlicher Verständnislosigkeit das russische Angebot dilatorisch behandelte und es weder direkt ablehnte noch annahm. Wie wohl wäre uns heute, wenn damals ein auf dem nationalen Selbstbestimmungsrecht gegründeter Friede zustande gekommen wäre. Nicht nur mit Rußland. Sobald wir den Elsässern und Lothringern die Eigenbestimmung zuerkannten und damit den freiwilligen Anschluß an Frankreich ermöglichten, hätte Frankreich zu kämpfen aufgehört. Und für den Verlust

Elsaß-Lothringens hätte uns der Anschluß Deutsch Österreichs auf Grund des selben Rechts reichlich entschädigt. Vor allem aber wäre uns keine Reparationslast aufgebürdet worden. Da die schlimmsten Kriegsverwüstungen ja auch erst auf unserm Rückzug 1918 angerichtet wurden, wäre ohnehin nicht entfernt so viel wiedergutzumachen gewesen. Davon, daß uns das letzte, furchtbarste Kriegsjahr erspart geblieben wäre, ganz zu schweigen. Aber die deutsche Staatskunst begriff damals die Gelegenheit so wenig wie 8 Monate vorher. Wir steuerten lustig, indem wir uns der bolschewistischen Hilfe zur Zermürbung des russischen Heeres und Volkes freudig bedienten, auf Brest Litowsk zu und landeten in Versailles. Die gegenwärtige Situation ist der damaligen gar nicht so unähnlich. Auch heute können wir, wenn wir die gewaltige Veränderung, die die Lage Europas erfahren hat, verstehen und unsere Politik dieser veränderten Lage wirklich anpassen, den endgültigen europäischen Frieden stabilisieren. Wenn man nun wahrnimmt, mit welchem Behagen gewisse deutsche Kreise Italien als Sturmbock gegen Frankreich benutzen und aus der momentanen italienisch-französischen Gegnerschaft konjunkturelle Vorteile für Deutschland herausschlagen möchten, dann muß man an völlige politische Unbelehrbarkeit glauben. Gewiß, die Reichsregierung wird diese kindische Auffassung nicht teilen. Und der Redner unserer Partei hat bei der außenpolitischen Debatte im Reichstag jene Politik zurückgewiesen. Schade nur, daß er nicht mit der selben Schärfe die Forderung eines bei dieser Gelegenheit zu proklamierenden unbedingten Zusammengehens mit Frankreich erhoben und nicht dargetan hat, daß nur dieses dazu führen kann gewisse für Deutschland auf die Dauer schwer erträgliche Bestimmungen des Versailler Vertrags umzugestalten. Eine solche Korrektur darf eben nicht als Voraussetzung für eine deutsch-französische Annäherung und eine allgemeine europäische Friedenspolitik bezeichnet werden, sie kann nur ihre Folge sein, und man muß die Geduld haben sie wirklich werden zu lassen. Am allerwenigsten aber haben jene ein Recht solche Forderungen zu stellen, die die russische Friedenspolitik des Frühlings 1917 sabotiert haben. Wer seine Unfähigkeit politische Probleme zu erkennen so deutlich erwiesen und durch die Zerschlagung Rußlands dazu beigetragen hat die Niederlage Deutschlands herbeizuführen, der hat jetzt still zu sein. Die unheilvolle Politik der Rußlandzertrümmerung ist in den Sozialistischen Monatsheften, denen wenige darin folgten (die damalige Haltung der Vossischen Zeitung soll rühmend anerkannt werden) in schärfster Weise während des Krieges bekämpft worden, und der Verfasser dieses Artikels trat in Wort und Schrift, auch als sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichstag und gegen die Führung und Mehrheit der eigenen Fraktion, vor und nach der Polenproklamation, für die Verständigung mit Rußland ein. Ohne Erfolg.

Daß die damalige Haltung der Sozialdemokratischen Partei ihre Wirkungen bis in die Gegenwart ausübt und sie heute, da die Dinge sich gewandelt haben, die Front anders steht, die Notwendigkeit einer vorbehaltlosen Verständigung mit Frankreich nicht so klar erkennen läßt, wie man es gerade von einer sozialistischen Partei verlangen muß, dafür sind hier im Lauf der Jahre leider allzu viele Beweise erbracht worden. Einen besondern Beleg hierfür brachte aber unser Zentralorgan vor etwa einer Woche. Am 28. Juni wurde an der Spitze des Vorwärts in jubilierendem Fettdruck eine Äußerung des Daily Herald zur Rheinlandräumung abgedruckt. Wenn man dort liest, »mächtige

französische Einflüsse« hätten »einen Vorwand für eine dauernde Besetzung des Rheinlandes gesucht«, die Ruhrbesetzung (deren Zusammenhänge wir heute doch kennen) wäre ein »verdächtiges Anzeichen« gewesen, aber »die Gemeinschaftsarbeit« (lies: englische Tätigkeit) hätte die Sache »verhindert«, und »Hendersons zähnestumpfender Mut im Haag« hätte »die Dinge in das richtige Fahrwasser« gebracht, so weiß man, daß mit solchen Äußerungen dem deutschen Volk eingeredet werden soll, die Räumung der Rheinlande sei den Engländern zu verdanken. Es fehlt nur noch, daß man uns beweist, das Auftreten Philip Snowdens im Haag, die Abwürgung der Sachleistungen, die Einbehaltung der deutschen Liquidationserlöse durch England, die geplante Unterstellung Deutsch Ostafrikas unter einen englischen Oberkommissar und dergleichen mehr seien englische Freundschaftsdienste für das deutsche Volk gewesen. Der Vorwärts aber übernimmt hochofrenut diese falschen, den Tatsachen ins Gesicht schlagenden Darlegungen ohne den geringsten Kommentar, schreibt noch darüber: »Das englische Arbeiterblatt beglückwünscht die deutsche Republik.« Das ist durchaus ein typisches Beispiel für die Methoden der deutschen (und leider gerade auch sozialdemokratischen) Nachkriegspolitik. Man betont in großen Worten die Notwendigkeit deutsch-französischer Verständigung und läßt seine Segel durch englischen Wind den Kurs gegen Frankreich nehmen. Darf man von der Rechten mehr erwarten? Otto Hoetzsch, der jetzt aus der deutschnationalen Fraktion ausgeschieden ist, hat in früheren Tagen die deutschen Interessen gut erkannt, er vertrat damals mit uns die östliche Orientierung. Aber in der neuen Lage Europas findet er sich nicht zurecht. Er mahnte in seiner Reichtagsrede am 26. Juni Deutschland sich ja nicht von Frankreich gegen die Vereinigten Staaten von Amerika mißbrauchen zu lassen, obwohl er doch wissen mußte, daß die scharfen Proteste Frankreichs gegen die amerikanische Absperrungspolitik nicht nur französischen Interessen sondern auch denen der meisten europäischen Staaten, vor allem aber Deutschlands, entsprechen. Aber die klarsten Tatbestände und Begriffe wandeln sich bei deutschen Politikern, wenn sie sich auf die angelsächsischen Länder beziehen. Aus allen Lagern vernimmt man immer wieder Warnungen vor einer gegen Amerika gerichteten deutsch-französischen oder auch europäischen Politik. Als ob die auf die wirtschaftliche Selbsterhaltung gerichteten Bestrebungen der europäischen Staaten, deren Zusammengehen sie wirtschaftlich stärker und damit freilich widerstandsfähiger auch gegen den amerikanischen Wettbewerb macht, eine feindselige Haltung gegen Amerika bedeuteten. Natürlich ist es wahrscheinlich, daß die Beseitigung vieler Schwierigkeiten, die die europäischen Völker einander bereiten, sie auch dazu befähigt den Kampf um den Weltmarkt besser zu bestehen, und daß dadurch das wirtschaftliche und finanzielle Übergewicht der Vereinigten Staaten geringer wird oder sogar ganz aufhört. Es ist auch möglich, daß eine solche Entwicklung den Amerikanern unangenehm ist, und daß sie darum eine Aufwärtsentwicklung Europas sehr ungern sehen. Schrieb doch unser amerikanischer Genosse Ernst Untermann hier vor 7 Monaten, es wäre »kindlich von einer amerikanischen Regierung zu verlangen oder zu erhoffen, daß sie einem Kontinentaleuropa die Wege ebnet, das, wenn es einmal geschaffen ist, die "amerikanischen Traditionen" der Ausbeutung und Beutepolitik auf den Schutthaufen der Geschichte werfen wird«. Aber seit wann ist denn die finanzielle oder wirtschaftliche Vorherrschaft des Angelsachsentums eine Angelegenheit, die man als gottgewollte

Abhängigkeit hinzunehmen hat? Die aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb der Nationen unter Umständen entstehenden Verstimmungen und Gegensätze sind unvermeidbar, und es wäre lächerlich dem einen Volk zuzumuten, daß es seine Grundlagen und Voraussetzungen für den Wirtschaftskampf aus dem Grund nicht mit allen in seiner Kraft stehenden Mitteln verbessere, weil sich dadurch der Wettbewerb mit einem andern Volk verschärfen könnte. Derartige wirtschaftliche Kämpfe sind die Regel der kapitalistischen Gesellschaft. Das kapitalistische Land κατ' ἐξοχήν Amerika führt sie heute und wird sie morgen führen. Nichts darf uns daran hindern alle die Voraussetzungen zu schaffen, die geeignet sind solchen Kampf für das deutsche Volk zu bestehen. Je gründlicher wir das tun, desto eher wird man geneigt sein sich mit uns über den nötigen Lebensspielraum zu verständigen. Wenn es sich zeigt, daß auf diesem Gebiet die wirtschaftlichen Interessen der europäischen Nationen, besonders aber die der Deutschen und Franzosen, gleich laufen, und man daraus die Konsequenzen zieht, wird man auf allen Seiten sich leichter über Rohstoff- und Absatzmärkte verständigen, als wenn ein solcher Versuch von den verschiedenen europäischen Völkern isoliert gemacht würde. Verständigung zwischen allen Völkern und Erdteilen kann nimmermehr erreicht werden, indem man eine im Augenblick durch die Zerrissenheit Europas bedingte Unterlegenheit der europäischen Völker und die Überlegenheit Nordamerikas oder anderer überseeischer Gebiete stumpf hinnimmt. Nichts anderes aber als einen derartigen Verzicht auf die Geltendmachung aller vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte Europas verlangen die aus fast allen politischen Lagern Deutschlands stammenden Propheten, wenn sie uns abschrecken wollen uns mit dem übrigen Europa zusammenzutun. Eine derartige Haltung ist um so weniger zu begreifen, als die europäischen Staaten sich im Fall Amerika obendrein noch in der Abwehr befinden. Die allgemeine Meistbegünstigung, die die Vereinigten Staaten von Amerika bei fast allen europäischen Völkern genießen, ermöglicht ihnen Nutznießer aller Zugeständnisse zu sein, die die europäischen Völker auf Grund gegenseitigen Entgegenkommens, und oft unter nicht unbeträchtlichen Opfern, einander gewähren. Sie können ihre, in den meisten Fällen ohnedies bereits hohen Schutzzölle nach Herzenslust weiter heraufsetzen und die Einfuhr europäischer Waren wesentlich erschweren, ohne das Recht zu verlieren ihre eigenen Waren zu den niedrigsten Zollsätzen nach Europa einzuführen, die die europäischen Staaten sich durch ihre Gegenseitigkeitsverträge eingeräumt haben. So ganz einseitig zugunsten Amerikas liegen die Dinge in Wirklichkeit. Es ist doppelte Pflicht das mit aller Deutlichkeit in einem Augenblick auszusprechen, da Frankreich geradezu eine europäische Mission erfüllt, wenn es sich gegen diesen Zustand zur Wehr setzt. Den meisten Erfolg versprache es natürlich, wenn die europäischen Nationen sich, da sie in der Hauptsache das gleiche Interesse an der Beseitigung dieser einseitigen amerikanischen Nutznießerschaft haben, zu gemeinsamem Vorgehen zusammenschließen. Es ist absurd davon abzuraten, und man muß es namentlich bedauern, daß dies auch ein Mann wie Otto Hoetzsch tut, dessen außenpolitische Einsicht früher die der sogenannten deutschen Außenpolitiker turmhoch überragte.

Bei der Stellungnahme zum Memorandum Briands muß man vor allem davor warnen wieder einmal aus Mangel an politischem Augenmaß Fehler zu machen, wie das bei allen entscheidenden Wendepunkten der jüngsten deut-

schen Vergangenheit geschehen ist. Man soll vor allem nicht glauben, daß es außenpolitisch möglich ist sich sämtliche Türen offen zu halten. Das gerade war die Art, in der wir in der Vorkriegszeit Politik getrieben haben. Obwohl es für jeden Sehenden klar war, daß man nicht dauernd durch die westlich-englische und zugleich durch die östlich-russische Tür ein- und ausgehen konnte, haben wir es nicht fertig gebracht uns für einen der beiden Eingänge zu entscheiden. Mit dem Erfolg, daß uns schließlich beide Türen vor der Nase zugeschlagen wurden, und wir nach beiden Seiten kämpfen mußten. Die Gefahr ist, daß wir uns auch heute, weil wir uns nicht entscheiden könnten, zwischen sämtliche vorhandenen Stühle setzen. Die hier immer mit Nachdruck vertretene Auffassung, daß nur eine enge deutsch-französische Gemeinschaftsarbeit die Voraussetzung für die wirkliche Konsolidierung unseres Kontinents sei, beruht keineswegs auf dem Wunsch eine gegen Großbritannien oder Amerika gerichtete feindliche Stellung einzunehmen. Vielmehr auf der Erkenntnis der Gleichartigkeit der Interessen und der gegenseitigen Ergänzung in den Schaffungsmöglichkeiten. Auch die Verständigung mit dem Angelsachsenentum wird auf den meisten Gebieten um so leichter sein, je produktiver die deutsch-französische Zusammenarbeit sich erweist. Von ähnlichen Erwägungen scheint der Großindustrielle Hermann Röchling auszugehen, der in der Kölnischen Zeitung vom 22. Juni 1930 einen beachtenswerten Artikel über das Briandmemorandum veröffentlicht hat. Wenn Röchling (vielleicht um der vorhandenen Stimmung eine Konzession zu machen) nicht ohne gewisse Vorbehalte die deutsch-französische Zusammenarbeit und darüber hinaus eine gesamteuropäische befürwortet, so muß man freilich betonen, daß die Gelegenheit der Beantwortung des Memorandums benutzt werden muß, um den Franzosen zu sagen, daß die Deutschen entschlossen seien in enger Zusammenarbeit mit ihnen die Aufrichtung des Vereinigten Europäischen Kontinents zu beginnen. Deutschland und Frankreich bilden mit dem vom Atlantischen Ozean bis zur russischen Grenze reichenden Territorium und mit dem Block von fast 120 Millionen Menschen den Hauptteil des Kontinents und können im Zusammenwirken alle europäischen Schwierigkeiten beseitigen. Eine Arbeitsteilung unter den europäischen Völkern: das muß das gestellte Ziel sein. Wie schnell, wie langsam es erreicht wird, danach haben wir nicht zu fragen. Die Hauptsache ist, daß die Arbeit mit der Richtung auf das Ziel überhaupt begonnen wird.

Der hier seit Jahren und Jahren gezeigte außenpolitische Weg würde wesentlich auch dahin führen, daß man die innenpolitischen Nöte beseitigt. Man braucht nur daran zu denken, daß französische Kredite (die einem kooperierenden, freilich nicht einem unter britischem Einfluß stehenden, verdächtigen Deutschland sicherlich gewährt werden würden) das deutsche Wirtschaftsleben wohl erheblich besser befruchten könnten als es amerikanische, die uns in Abhängigkeit bringen, je vermöchten. Freilich wird auch die beste Außenpolitik nicht in der Lage sein im Innern Ruhe und Stetigkeit zu schaffen, wenn die politischen Parteien mit so viel Geschick Parlamentarismus und Demokratie, also ihre eigenen Grundlagen, diskreditieren, wie das die deutschen Parteien nun schon seit Jahr und Tag tun. Ihre letzte Weisheit ist es in der Regel alles einfach auf die lange Bank zu schieben. Es ist ein Glück, daß das wenigstens nicht in den Fragen der Landwirtschaft geschieht, und der begonnene Weg weiter fortgesetzt wird. Vielleicht wird von hier aus

auch die Besserung kommen. Nicht nur, daß eine wieder stark werdende Landwirtschaft zu den besten Abnehmern von Industrieprodukten gehört, sie wird mit der zunehmenden Rentabilität sehr viel mehr Menschen als heute Arbeitsmöglichkeit und Unterkunft geben können. Wenn es den Organisationen der Landwirtschaft gelingt, und hier wäre eine gemeinsame Arbeit mit den Konsumgenossenschaften von größtem Vorteil, ja unentbehrlich, den Verteilungsapparat für die wichtigsten Lebensmittel mehr und mehr in die eigene Hand zu bekommen, könnte nicht nur jegliche Verteuerung der Lebensmittel verhindert werden, ihre Verbilligung stände dann in sicherer Aussicht. Diese Seite der in den letzten Wochen so viel besprochenen Preissenkungsfrage müßte viel stärker als bisher beachtet werden. Die Hilfeleistungen, die eine gut fundierte Landwirtschaft den übrigen Produktionsgebieten zu gewähren vermag, sind außerordentlich groß; und wenn das deutsche Volk sich erst dazu zurückgefunden hat jenen Lebensmitteln den Vorzug zu geben, die auf eigenem Boden erzeugt werden, wird die dadurch erzielbare Einfuhrersparnis stark mit ins Gewicht fallen. Natürlich ist das innenwirtschaftliche Übel nicht von einem Punkt aus zu kurieren. Eine wichtige Voraussetzung für den Wiederbeginn der Genesung ist die Selbstbesinnung des Parlaments. Die nächste Zeit wird erweisen, ob der Deutsche Reichstag dazu die Stärke in sich hat und damit das tragfähige Fundament einer deutschen Europapolitik bilden kann.

HEINRICH PEUS · POLITIK AUF WEITE SICHT

HIER in den Sozialistischen Monatsheften ist am stärksten dazu beigetragen worden, daß an die Stelle bloßer Predigt des zukünftigen Sozialismus die praktische, schon heute den Sozialismus verwirklichende oder doch vorbereitende Arbeit getreten ist. Das Wort des alten Wilhelm Liebknecht, das er den Berliner "Jungen" des Jahres 1890 gegenüber aussprach: daß wir aus dem Kapitalismus in den Sozialismus hineinwachsen, haben wir in den Sozialistischen Monatsheften praktisch so verstanden und in die Wirklichkeit übersetzt, daß wir uns verantwortlich fühlten schon so viel praktischen Sozialismus zu schaffen wie die Zeitumstände, die Reife der wirtschaftlichen Verhältnisse es irgendwie gestatten. Adolph von Elms herrliche Tat mit der Begründung der Hamburger Produktion ist mir da immer ein wunderbares Beispiel geblieben. Wir haben allmählich auch alle begriffen, daß es für uns kein Ideal sein darf schimpfend hinter dem Regierungskarren einherzulaufen, sondern daß wir unsere Regierungs- und Umgestaltungskunst, wo immer sich dazu die Möglichkeit bietet, praktisch beweisen und darum die Regierungsmacht erobern müssen. Krieg und Zusammenbruch haben uns viel Verantwortung zugetragen, erheblich mehr als wir wirklich trugen. Es hat bei uns nicht an Versagern gefehlt, das abstreiten zu wollen wäre unnütz.

Heute sind wir überall mitten in der praktischen Arbeit drin. Mitten im Kapitalismus arbeiten wir für den Sozialismus. Wir wollen mit dem Sozialismus in freier Konkurrenz über den Kapitalismus siegen. Aus freier Anerkennung der Menschen und der Völker soll der Sozialismus, die Gemeinschaftsarbeit der Menschen, sich die Welt erobern. Das zwingt uns zur Duldung vieler widerstrebender Kräfte, und was immer wir schaffen wollen, muß von der Mehrheit des sich selber regierenden Volks getragen werden.

Das nötigt zu vieler Kompromißtätigkeit und zu starker Anpassung an die Bedürfnisse des Tages. Alle, die als Minister, Volksvertreter, Organisationsführer im Vordergrund stehen, haben eine nervenanpackende schwere Tagesarbeit zu leisten. Und sie werden dabei nicht froh, sie sehen sorgenvoll und mißmutig in die Welt, weil sie sich immer der Schwierigkeit der Dinge, der Unzulänglichkeit der Menschen und der Tatsache bewußt werden, wie der Tageskompromiß hinter dem erstrebten Ideal zurückbleibt. Ihre Mitarbeiter aus der Welt des Kapitalismus sind noch weniger froh, sie sehen immer nur die Trümmer der zusammenbrechenden Welt, in der sie einst herrschten. Und so ist Mißmut eigentlich die allgemeine Stimmung.

Ich bin auch einer derjenigen, die die Heroezeit der Sozialdemokratie noch einigermaßen miterlebt haben. War damals eine schönere Zeit? Wirtschaftlich erging es uns nicht besser. Auch damals gab es Arbeitslosigkeit und keine Arbeitslosenunterstützung, nicht einmal seitens der (fast noch gar nicht existierenden) Gewerkschaften. Auch damals gab es Geschäftskrisen und Bankrotte. Und die Wohnungsverhältnisse waren viel grauenhafter für sehr viele als heute. Und unsere politische Freiheit, unsere politischen Rechte waren bekanntlich ganz ungemein viel geringer als heute. Doch spürte man damals größere Begeisterung. Wir fühlten die größten Ziele vor uns. Wir diskutierten in unseren Arbeiterklubs bis in die tiefe Nacht über die Einrichtungen im Zukunftsstaat. Es gab auch damals Tagesarbeit; man denke nur an die soziale Gesetzgebung, die in den achtziger Jahren begann. Aber wir gingen in dieser Tagesarbeit nicht auf. Ich will nicht sagen, daß uns das praktisch im Augenblick viel vorwärtsgebracht hätte. Aber die Sozialdemokratie hatte Schwung. Wie ist es heute? Ich denke nicht daran den laudator temporis acti zu spielen. Nur was man heute tut, ist richtig, und die Vergangenheit soll uns nur dazu dienen die Gebote der Gegenwart besser zu erkennen. Die Lebensbedingungen und Lebensforderungen haben sich gewaltig geändert. In ihnen haben wir zu wirken. Die proletarische Jugend treibt Sport, lebt körperlich ein viel besseres Leben. Nichts dagegen zu sagen. Aber das Geistige leidet doch etwas unter dem rein Körperlichen. Und die Alten, die in der Verwaltung in Reich, Staat, Provinz, Kreisen, Gemeinden und Organisationen mannigfaltigster Art stecken? Und die Gesetzgeber und Volksvertreter aller Art? Ach, die haben "so unendlich viel zu tun", daß sie für das, was nicht den Tag betrifft, recht wenig zu haben sind. Das nennen sie, wenn man ihnen damit kommt, "unausgegoren". Aber alles, was wir Sozialisten je wollten, ohne es im Augenblick verwirklichen zu können, war so "unausgegoren". So behalten wir keine Zeit übrig für das, was die Zeit nach 10, nach 20 Jahren und mehr uns bringen soll. Die Zeit kommt nur dann so wie wir sie wollen, wenn wir heute schon anfangen sie so zu bestimmen. Wenn wir früher fordern mußten sich nicht nur für den Zukunftsstaat zu begeistern sondern die Gegenwart in seinem Geist praktisch zu gestalten, müssen wir heute die Gegenwart dadurch fruchtbar und froh machen, daß wir neben unserer Tagesarbeit dauernd die Ziele der Zukunft abstecken, nach denen unser Gegenwartswirken sich perspektivisch einzustellen hat.

Wir brauchen den *Zusammenschluß Europas*. In den Staaten, die den Vereinigten Europäischen Kontinent einer nahen Zukunft bilden werden, leben 294 Millionen Einwohner auf $4\frac{2}{5}$ Millionen Quadratkilometer Fläche. In den Vereinigten Staaten von Amerika auf $9\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer erst 120

Millionen. Diese 120 Millionen können auf $9\frac{1}{2}$ Quadratkilometer unbehindert durch staatliche Grenzen überall Arbeit suchen, die 294 Millionen Kontinentaleuropas sind auf halb so großer Fläche durch die Grenzen von 26 souveränen Staaten in ihrer Bewegung gehemmt. Der Zusammenschluß des Kontinents kann sich nur auf der Grundlage eines demokratischen Föderalismus vollziehen. Das Wort Napoléons, Europa werde in 100 Jahren kosakisch oder republikanisch sein, wird erfüllt. Die europäischen ganz- oder halbabsolutistischen Monarchien sind fortgefegt. Deutschland und Frankreich haben sich als das Zentrum des europäischen Selbstbestimmungsgeistes zusammenzuschließen. Der Reichspräsident Paul von Hindenburg stellte am 23. Mai im Heeresverordnungsblatt in der Neufassung der »Berufspflichten des deutschen Soldaten« fest, daß »das Deutsche Reich eine Republik« sei, deren Verfassung der Soldat die Treue schwört, und daß Hochverrat begehe, »wer es unternimmt die Verfassung des Reichs oder der Länder gewaltsam zu ändern«. In der Französischen Republik wird man von dieser Feststellung gern Kenntnis genommen haben. Sie schafft eine wesentliche Voraussetzung für die Erziehung zu gemeineuropäischem Denken. Übrigens wird da die wirtschaftliche Notwendigkeit das ihre tun. Johann Schober hat den Österreichern mit nichts klarer machen können, daß alle Putschmacherei ein gefährliches Ding sei, als mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß Österreich nur dann auf Kapitalhilfe aus dem übrigen Europa rechnen könne, wenn die Kapitalgeber das Vertrauen haben könnten, daß in Österreich die Verfassung aufrechterhalten werde. Der Erfolg, den Schober in Paris errungen hat, kann als europäischer Erfolg gelten. Namentlich die Vereinbarung über die Beschäftigung österreichischer Arbeiter in Frankreich sollte zu denken geben. Hier wird seit mehr als einem Jahrzehnt verlangt, daß man die deutsche Reparationsleistung durch deutsche Arbeit in Frankreich (neben den Sachlieferungen, die die Hauptsache sein müssen) abdecken solle. Zum Teil ist das geschehen, aber in viel zu geringfügigem Maß. Sollte, was dem kleinen Österreich gelingt, nicht auch dem großen Deutschen Reich möglich sein, das so seine furchtbare Arbeitslosennot verringern könnte? Alle Staaten Kontinentaleuropas haben für ihre Wirtschaft das lebhafteste Interesse den Austausch von Arbeit und Kapital so leicht und sicher wie möglich durchzuführen. Das ist nur bei stärkstem Vertrauen zu einander möglich. Aristide Briand hat mit seinem Memorandum das größte Verdienst. Alle Staatsmänner, ja die Öffentliche Meinung aller Länder haben in Ehrlichkeit dabei zusammenzuwirken, insbesondere aber allen nationalistischen Sinnlosigkeiten entgegenzutreten. Telephon, Radio, Automobil und Flugzeug wie Luftschiff lassen es mit jedem Tag als dringenderes Bedürfnis erscheinen die politischen Grenzen zwischen den Völkern unseres Kontinents in bloße Verwaltungsgrenzen umzuwandeln, in vollster kultureller Selbstbestimmung aller Glieder, so daß die wirtschaftliche Integrierung aus nationaler Differenzierung herauswächst und diese wiederum neu befestigt. Die Schaffung des Vereinigten Europäischen Kontinents in allen Staaten und ihren Regierungen aktiv mit allen Mitteln zu fördern ist heute für jeden Politiker die dankbarste Aufgabe. Welch ein gewaltiges Erlebnis liegt da vor uns!

Die Arbeitslosigkeit ist ein Übel in der Welt des Kapitalismus. Die Erwerbslosenunterstützung ist ein sehr wenig ausreichendes Gegenmittel gegen diese Not. Die Ermöglichung von Arbeit für alle muß das Ziel sein. Staat und

Gemeinde und Selbstorganisation der Arbeiterklasse müssen mit Kapital und Arbeit einspringen können. Staat und Gemeinde haben alles zu tun sich von allen Schulden freizumachen. Statt Schulden zu haben müssen sie Kapital haben. Das ist nicht von heute auf morgen möglich. Aber es ist im Lauf von Jahren oder doch Jahrzehnten möglich. Herr über Grund und Boden müssen Staat und Gemeinde werden. Der einzelne habe nur das Land, das er selber bewohnt oder bewirtschaftet. Private Landverpächter sollte es gar nicht geben. Alles Land, das verkauft werden soll, habe sein Besitzer an die Gemeinde zum Steuerpreis abzugeben, die es dann ihrerseits an die weitergibt, die es bewohnen oder bewirtschaften wollen.

Die *Kapitalbildung* kann nicht nur dem privaten Belieben überlassen bleiben. In den Krankenkassen ist zwangsweise Kapital angesammelt worden, damit die Masse des arbeitenden Volks ihre Ärzte honorieren könne. Die Reichsversicherungsanstalten sammeln für den Invaliden, den Unfallverletzten und den alten Menschen zwangsweise das Unterstützungskapital. Das müßte sogar so geschehen, daß alle Unterstützungen aus Zinsen angesammelten Kapitals gezahlt würden. Auch die Beamtenpensionen sollte man statt aus laufenden Etatsmitteln aus Zinsen angesammelten und ausgeliehenen Kapitals zahlen. Alle öffentlichen Einrichtungen und der Wohnungsbau könnten dies Kapital brauchen und sicher verzinsen. Wir sollten jeden Staatsbürger weiter zwingen das Kapital für sein Haus zu sparen. Das Reichsheimstättengesetz hat diese Sparpflicht schon geschaffen, denn jeder, der mit 10 % Anzahlung ein Haus als Reichsheimstätte erwirbt, muß die 90 % Kapital des Ausgebers seiner Heimstätte (Gemeinde) abbezahlen, das heißt sparen. Man veranlasse jeden 4 % seines Einkommens an das Heimstättenamt seines Bezirks abzuliefern mit der Maßgabe, daß, wenn er 10 % des Werts einer Heimstätte auf diese Weise gespart hat, das Heimstättenamt (Gemeinde, Kreis, Staat) ihm die 90 % übrigen Kapitals zur Verfügung zu stellen hat. Wir klagen darüber, daß wir kein Wohnungsbaukapital haben, und daß deshalb der Wohnungsbau stockt, und die Erwerbslosigkeit darum kolossal wächst. Statt 4 bis 5 % für die Erwerbslosen den Arbeitenden abzunehmen, lasse man sie 4 % ihres Erwerbs für ihr Wohnbedürfnis sparen und stelle dann das so gesammelte Kapital als Baukapital zur Verfügung. Man stelle jedem Erwerbslosen, besonders auf dem Land, 500 bis 1000 Quadratmeter Wohnland so billig wie möglich, vielleicht gar umsonst, zur Verfügung, um darauf seine Heimstätte zu erbauen. Geordnete und dem Begriff der Wohnung gerecht werdende Wohnungswirtschaft bedeutet aber sichere Arbeit.

Alles dies ist nur möglich, wenn es durch Politik auf lange Sicht erstrebt wird. Dazu gehören Bodenkaufsrecht, Grundwertsteuer, Organisation des ganzen Straßenbaus, Ansammlung des ganzen Wohnungsbaukapitals durch die Versicherungsanstalten, Beamtenpensionskassen, durch Wohnungssparpflicht, dazu ein neues Eherecht: eine Fülle von großen Zielen, die schon geeignet ist Menschen Arbeit und Begeisterung zu geben.

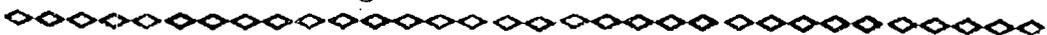
Auch das *Genossenschaftswesen* muß viel planvoller, mit viel stärkerem Bewußtsein von seiner Bedeutung für sozialistische Ordnung der Dinge betrieben werden. Für viele Sozialdemokraten besteht es praktisch noch gar nicht. Viele bloßen Politiker sehen die Konsumvereine als eine ganz nützliche Einrichtung an, sie haben auch Worte für sie, aber keine Taten. Die Konsumgenossenschaften betreiben ihre Arbeit (mit Recht) politisch neutral. Aber

die Sozialdemokraten dürfen das nicht so auslegen, als gingen deshalb die Konsumvereine sie eigentlich nichts an. Im Gegenteil, jeder Sozialdemokrat muß mit der äußersten Energie für die konsumgenossenschaftliche Organisation tätig sein. Das ist kein Beweis dafür, daß es die anderen, die keine Sozialdemokraten sind, nichts angehe, was aus den Konsumvereinen werde. Im Gegenteil, *alle* sind im höchsten Grad daran interessiert, daß die auf organisierten Verbrauch sich aufbauende gemeinnützige Produktion sich so schnell wie möglich aufbaue. Aber wir Sozialisten sollten doch zeigen, daß wir das am tiefsten erkannt haben. In Berlin steht erst $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung organisiert hinter der Konsumgenossenschaft. Warum nicht $\frac{2}{6}$? In Dessau ist das der Fall. Warum nicht $\frac{3}{6}$ und noch mehr? So viel Arbeiter gibt es doch. Was nützt alle Rederei von Sozialismus, wenn wir ihn nicht wenigstens da machen, wo wir können? Wir wollen die konsumgenossenschaftliche Organisation und die auf ihr sich aufbauende Produktion in freiem Wettkampf mit der kapitalistischen Wirtschaft entwickeln. Wir werden in ihm siegen. Aber wir müssen es wirklich *wollen*. Mir erscheint die Zugehörigkeit zu einer Genossenschaft noch wichtiger als die rein buchmäßige Mitgliedschaft in der Sozialdemokratischen Partei. Schon sind die Genossenschaften eine wirtschaftliche Macht höchsten Ranges, und alle heute noch mögliche Steuerungerechtigkeit wird nur helfen diese Macht weiter zu steigern. Aber auch ohne solche Fehler unserer Gegner müßte die Entwicklung im Sturmschritt vorwärtsgehen. Organisierten Konsum systematisch so gut und rationell wie möglich zu befriedigen ist eine prachtvolle Aufgabe. Erst recht die auf ihm aufgebaute Produktion. Vorläufig sind die kapitalistischen Warenhäuser den Konsumgenossenschaften in vieler Hinsicht noch weit voran. Und ihr Produktionsauftrag wird auch schon sehr erheblich in eigenem Interesse organisiert sein. Nichts aber steht der erwünschten konsumgenossenschaftlichen Entwicklung im Weg, als daß denjenigen, die daran objektiv interessiert sind, das subjektive Interesse hierfür fehlt. Aber dieses Interesse entsteht auch nur aus Politik auf weite Sicht. Alle in der Genossenschaftsbewegung beschäftigten Arbeitskräfte laufen weniger Gefahr arbeitslos zu werden als alle anderen, in der kapitalistischen Produktion Beschäftigten.

Auch aus diesem Gesichtspunkt heraus müßte alles geschehen die Genossenschaft zu fördern. Jeder Arbeiter, der etwas kauft, hat die Möglichkeit dadurch ein Stück sozialistischer Ordnung zu schaffen. Die Sozialdemokratie sollte von sich aus dies Bewußtsein weit mehr als bisher zu stärken suchen. Auch der *Landwirtschaft* kann nur durch Politik auf weite Sicht geholfen werden. Der Boden muß billiger werden, das zur Verwendung gelangende Kapital muß weniger Zinsen fordern, und Produktion wie Distribution bedürfen der planvollen Regelung. Die Preisbildung und die ausländische Konkurrenz spielen da eine bedeutungsvolle Rolle, und mit Freihandelsdogmatik ist da am allerwenigsten durchzukommen. Aber auch in der Agrarproduktion ist die Selbsthilfe das Wichtigste, wichtiger noch als die Staatshilfe (die freilich keineswegs entbehrt werden kann und in der Krisenzeit naturgemäß im Vordergrund steht). Aber dann muß auch wieder Politik auf weite Sicht getrieben werden. Bei uns in Anhalt klagt man über die zu hohe Grundwertsteuer, die sich zwischen 2,7 bis 9‰ des Werts von 1914 bewegt. Gewiß ist das erheblich mehr vom heutigen Wert. Aber der heutige Wert bringt ja auch 8 % Zinsen statt 4 %. Und wie geht es denn den zahlreichen Boden-

pächtern? Die zahlen doch eine viel höhere Grundwertsteuer an ihre privaten Eigentümer. Dem arbeitenden Landwirt kann viel wohler sein, wenn er statt Hypothekenzinsen und Pachten wenigstens vom Boden nur Grundwertsteuer an Staat und Gemeinde zu zahlen hat. Wenn das Land Anhalt seit dem Novemberumsturz von 140000 Morgen Herzogsland 90000 Morgen übertragen bekommen und erworben hat, so ist der dem Land dadurch zuteil werdende Vorteil doch ein Vorteil aller Staatsbürger, und wenn von den 50000 übrigen Morgen Land auch noch eine Grundwertsteuer an den Staat gezahlt werden muß, die es der Familie der Askanier zweckdienlicher erscheinen lassen kann das Kapital, das in diesen 50000 Morgen heute steckt, dem Staat den Boden überlassend, in eine Sparkasse oder Bank zu stecken, so ist solche Entwicklung des Bodeneigentums für alle erwünscht. Warum arbeitet man nicht auf ein solches Ziel hin? Wo bleiben die Gesetze? Das Bodenankaufsgesetz? Das Wohnheimstättengesetz? Die Christusjugend hat sich in Würzburg mit den schwungvollsten Worten für die Bodenreform erklärt: »Das dürfen Sie glauben, daß keiner wirkt in den führenden Schichten katholischer Jugend, der nicht in seinen volkspolitischen und religiösen Gedankengängen auch das Bodenreformproblem mit Glut, Wissen und Willen erfaßt.« So der Generalpräses Wolker /Düsseldorf/ vom Katholischen Jungmännerbund auf der diesjährigen Bodenreformertagung in Würzburg. Warum merkt man aber im Zentrum davon nichts? Warum nicht in der Reichsregierung Brüning? In Würzburg erklärte aber auch der Pfarrer Fronmüller /Fürth/ vom Reichsverband Evangelischer Jungmännerbünde: »Der evangelische Geistliche reicht dem katholischen auf diesem Boden gern die Bruderhand.« Aber wo merkt man davon etwas bei denen, die im Reichstag am stärksten zu den Evangelischen halten? Ich fordere darum, daß die Sozialdemokratie die Sache mit aller Energie in die Hand nimmt. Wir müssen Landarbeiter und Kleinbauern ansiedeln. Eine gesetzliche Sparpflicht (Kapitalbildungspflicht) auch für die Landarbeiter könnte ihnen den Übergang zum Kleinbauern, der sich dann genossenschaftlich zu organisieren hat, sehr erleichtern. Solange nicht ganz im Sinn der echten genossenschaftlichen Selbsthilfe eine rationelle Produktion nebst ihrem direkten Absatz unter Ausschaltung parasitären Zwischenhandels geschaffen wird, kommen wir aus der Not der Landwirtschaft nicht heraus.

So muß man feststellen, daß eine Politik von heute auf morgen uns aus der Not unserer Zeit nicht herausführt. Wir brauchen auf allen Gebieten eine Politik auf weite Sicht. Dazu bedarf es wieder einer politischen Willensbildung in allen Parteien, vornehmlich aber in der Sozialdemokratie. Durch sie entsteht politische Macht, die zu radikalen Taten ausholen kann, vor denen der Scheinradikalismus der sich extrem Gebärdenden bald verschwindet. In 3 Wochen kann Europa die 100. Wiederkehr des Tages der Julirevolution feiern. In die Stickluft, die sich nach der durch England bewirkten Niederungung Napoléons und des Gedankens des europäischen Zusammenschlusses über unsern Kontinent gelegt hatte, kam am 27. Juli 1830, vom Jubel aller wirklich europäischen Geister begrüßt, aus Paris der erste frische Luftzug. Jetzt, ein Jahrhundert später, kommt von dort her wieder die Aufforderung ein einiges Europa zu schaffen. Soll auch diesmal das europäische Schicksal durch außereuropäische Mächte in schlimmer Weise bestimmt werden? Oder wollen wir es selbst in die Hand nehmen? Eine große Verantwortung liegt auf uns. Wir wollen ihr gewachsen sein.



WALTHER KOCH • ZUR FRAGE DER HEIMATBILDUNG



Die neue Reichsreform erhebt sich drängend die Frage nach der Reichsreform. Was nach dem Zusammenbruch leider unterlassen wurde: der Neuaufbau des Reichs in organischer Einheit und Gliederung, muß endlich doch unter sehr viel schwierigeren Verhältnissen durchgeführt werden, wenn das Reich überhaupt weiter bestehen soll. Eine Reform an Haupt und Gliedern ist schon aus rein finanziellen Gründen nicht mehr zu umgehen. Der oft dagegen erhobene Einwand, daß vor einer Änderung der politischen Struktur des Reichs das Rheinland frei sein müsse, ist am 1. Juli durch die Rheinlandräumung fortgefallen. Um so mehr zwingt nun die finanzielle Not zu allen nur erdenklichen Vereinfachungen des Staatsaufbaus, also zur endlichen Durchführung des Einheitsstaats.

Vor 2 Jahren, zu einer Zeit, in der wieder einmal Hoffnung auf eine durchgreifende Reichsreform bestanden hatte, war hier die Frage des deutschen Einheitsstaats historisch-politisch behandelt worden¹. Wenn man schon damals davon ausgehen mußte, daß der »Zwang der wirtschaftlichen Produktivität und der finanziellen Verpflichtungen« Deutschland zu einer »Rationalisierung seiner Verwaltung« drängte, wieviel mehr heute? Andererseits muß heute wie damals betont werden, daß der künftige Einheitsstaat nicht zentralistisch sein darf sondern weitgehend in Regionen dezentralisiert werden muß. Nur eine vernünftige Gliederung ermöglicht die zweckmäßige Zusammenfassung. Einheit in der Mannigfaltigkeit, keine schematische Uniformierung, aber noch viel weniger Auflösung in isolierte und atomisierte partikularistische Gewalten. Die notwendige Zusammenfassung ist eine finanzielle und verwaltungsorganisatorische Aufgabe. Die ebenso notwendige Neugliederung des Deutschen Reichs als Unterbau dieser Zusammenfassung setzt dagegen eine Besinnung auf die geistigen Grundlagen eines regional gegliederten Einheitsstaats voraus, der die Gefahr sowohl des Zentralismus wie des Partikularismus zu vermeiden hat.

Während in dem alten, heute in den Grundzügen noch übernommenen Staatsaufbau dynastische Tatbestände weithin entschieden, sollen moderne Wirtschafts- und Kulturgesichtspunkte für den künftigen Aufbau Deutschlands maßgebend sein, nicht historische, heute nicht mehr ausschlaggebende Stammes- und Dialektzusammenhänge. Und doch werden wir auch dann zur Herausbildung bestimmter Landschaften kommen, die, durch Produktion und Verkehr bedingt, ein gemeinsames geistig-naturhaftes Gesicht tragen. Diese neuen Kulturlandschaften werden also einerseits wirtschaftlich bedingt sein, andererseits aber doch häufig auch mit älteren Kulturtraditionen in einem gewissen Zusammenhang stehen, der durch die partikularistische Entwicklung nur unterbrochen worden ist. Wächst zum Beispiel die Gegend um Frankfurt herum wieder zu einem rhein-mainischen Gebiet zusammen, so wird zwar preußisch-hessische, vielleicht auch badisch-bayrische Zerspaltung aufgehoben, aber ein alter Volkszusammenhang Mainfrankens wiederhergestellt. Den Ausschlag dürfen aber nur heutige Gesichtspunkte moderner Verkehrs- und Kulturentwicklung geben. So wesentlich die kulturelle Leistung Berlins für

¹) Siehe Koch Die Frage des deutschen Einheitsstaats in historisch-politischer Beleuchtung, in den Sozialistischen Monatsheften 1928 II Seite 663 und folgende.

das ganze Reich ist, so haben sich doch daneben immer noch in ihrer landschaftlichen Bedeutung Kulturmittelpunkte wie Stuttgart, Frankfurt, Hamburg oder Köln behauptet. Diese Tatsache beruht nicht nur auf geschichtlicher Überlieferung sondern ist auch von der gesamten Verkehrslage mit bedingt, die es zum Beispiel nicht zuläßt, daß der Westen und der Süden Deutschlands schlechthin in eine Abhängigkeit von Berlin treten. Gerade wenn der Verwaltungsaufbau des Deutschen Reichs straffer vereinheitlicht werden muß, ist es um so wichtiger, daß auch in kultureller Hinsicht solche Kulturlandschaften mit eigenen Kulturleistungen bestehen bleiben oder sich neu aus den heutigen Gegebenheiten heraus entwickeln. Geistiges Leben wird zwar in immer innigern Austausch von Land zu Land, von Volk zu Volk und schließlich von Kontinent zu Kontinent mit einander treten, doch wird es selbst immer an landschaftliche und volksmäßige Voraussetzungen gebunden sein. Je weiter und reicher sich eine Kultur in den Luftraum hinein verzweigt und ausdehnt, um so tiefer müssen ihre Wurzeln in den heimatlichen Mutterboden hineingesenkt sein. Die immer mehr kommende Zusammenarbeit der Völker und Volksarten bedeutet daher keine geistige Uniformierung sondern erheischt eine Vertiefung der Erdgebundenheit aller Bildung eigenen Gepräges.

Man überlege sich, was die Heimatlandschaft oder die Heimatstadt für höhere Kulturleistungen bedeutet hat, wie etwa Städte wie Rom, Florenz, Venedig, Paris oder bei uns Nürnberg, Weimar und überhaupt Thüringen ehemals als Landschaft des deutschen Geisteslebens der klassischen Literaturepoche. Rembrandt ist nicht ohne die ganze Atmosphäre des alten Hollands und Amsterdams zu denken. Und wie haben große historische Persönlichkeiten und Zeiten sich in einer Stadt und ihrer Umgebung heute noch ausgeprägt, wie Ludwig XIV in Paris und den Schlössern und Parks seiner Landschaft, ebenso Friedrich II in Berlin und Potsdam. Der Geist schwebt nicht als abstrakter Begriff in der Luft sondern verkörpert sich konkret in irdischem Stoff, in Land und Volk, in Städten und Gärten, in Bauten und Denkmälern, wie er andererseits auch immer an die Bedingungen des Stoffs: des Steins, des Klimas oder der Lage, gebunden ist. So kann man in der deutschen Baugeschichte des Mittelalters deutlich bestimmte Baulandschaften unterscheiden. Rheinische oder fränkische Bauart ist, schon durch das Material des Buntsandsteins bedingt, aber auch in ihrem geistigen Ausdruck, wesentlich verschieden von norddeutscher Backsteingotik. Ein Land wie Schwaben hat von jeher seinen Schöpfungen ein eigentümliches Gepräge verliehen, ob es sich nun um die Plastik im Ulmer Münster oder um die Dichtung eines Mörike oder Hölderlin handeln mag. Die Stifterfiguren im Chor des Doms zu Naumburg sind aus der eigentümlichen Grenzlandschaft der Saale und ihrer germanisch-slawischen Grenzbevölkerung herausgewachsen, ebenso wie Tilman Riemenschneiders zarte und liebliche Bildwerke der reichern und sanftern Atmosphäre des Mainlands der Würzburger Gegend entsprechen. Die Ritterburgen am Neckar geben ihrer Landschaft ein eigentümliches Gepräge wie die Ordensritterschlösser Ost- und Westpreußens der ihrigen. So hat die geschichtliche Entwicklung am Landschaftsbild mitgewirkt. Wir haben selten rohe Natur sondern fast überall von Kultur und Menschen geformte Naturgestaltung, die ein Ausdruck bestimmter Kultur ist. Hierbei sei auch daran erinnert, daß Glaubensmächte wie der Katholizismus das Antlitz der Erde verändert und Landschaft gestaltet haben. Ich denke dabei nicht nur

an hochragende Dome, etwa den auf einem Felsen über der Lahn gelegenen Limburger Dom, oder an Klöster in friedlichen Waldtälern, etwa das Kloster Altenberg bei Köln, sondern überhaupt an die in manchen Gegenden zur Landschaft gehörigen vielen Symbole des Glaubens, die Kapellen und Kruzifixe, die Weihetafeln und Gräber, die Heiligenbilder und Gnadenorte, die für Tirol oder Oberbayern, sicher als Fortsetzung vorchristlicher Religion, eine gleichsam mythische, von Göttern und Göttinnen, Heiligen und Dämonen durchwaltete Landschaft bilden. Ragt so geschichtliche Überlieferung heute noch vielerorten in die gegenwärtige Landschaft hinein, so ist auch manche Gegend erst durch Maler oder Dichter unserer Zeit zum Klingen gebracht worden. Unstreitig hat Walter Leistikow vielen erst den Blick für das Eigentümliche eines Grunewaldsees und eines Havelufers der Mark erschlossen. Nicht zu Unrecht stellt in der Literaturgeschichte besonders Karl Nadler die Frage nach dem Zusammenhang der Dichtung mit Stamm und Landschaft. Wo echte Dichtung, wo starke Kunst entsteht, da zieht sie Kräfte auch aus ihrem heimatlichen Mutterboden.

Aus dieser Erkenntnis hat man manchmal, sehr zum Schaden der Sache, die falsche Folgerung gezogen, daß man nun künstlich diese naturhafte Heimatverbundenheit propagieren und züchten könne. In alten Städten mit einer guten Bautradition hat man häufig im 19. Jahrhundert nichts Besseres tun zu können vermeint als in völlig anderer Zeitlage im selben Ortsstil weiterzubauen, wodurch natürlich groteske Bauscheusale entstanden. In Marburg an der Lahn glaubte man im neugotischen Stil der Elisabethkirche, im alten Trier im neuromanischen Stil seiner Kirche weiterbauen zu müssen, einerlei, ob es sich dabei um Postämter, Krankenhäuser oder Schulen handelte. Oder man ließ im Heimatsinn angebliche Heimatdichtungen schreiben und aufführen, teils zur Pflege heimischer Überlieferung teils zur Hebung des Fremdenverkehrs. Oder man kostümierte Stadtleute in Trachtenfesten, veranstaltete Umzüge und glaubte mit solchen Scherzen untergehende Volksart retten und erneuern zu können. Solche propagandistisch betriebene Heimattümelei ist der Todfeind echter Heimatpflege. Es hat keinen Zweck einen Wandel heimatlicher Sitte und Überlieferung aufhalten und Verfallendes künstlich konservieren zu wollen. Heimat ist eine Grundbedingung menschlichen Lebens überhaupt und als solche geschichtlichen Wandlungen unterworfen. Es ist völlig sinnlos diese Heimatbindung mit bestimmten historischen Formen zu verwechseln. Es handelt sich gerade darum, daß jede Zeit sich die ihr eigentümliche Heimat neu erwirbt und schafft. Industrievolk wird also auch Industrieheimat haben müssen, so sehr auch noch Verbindungsbrücken zur bäuerlichen Welt bestehen. Faßt man Heimat als den Inbegriff der Beziehungen auf, die uns mit unserer Herkunft und unserer Umgebung verbinden, so ist es klar, daß Heimat in diesem Sinn keine feststehende Größe sondern nur eine sich ständig mit den sozialen Verhältnissen wandelnde Funktion bedeuten kann.

In völlig abwegiger Romantik wird oft Heimatpflege auf die bäuerliche Welt beschränkt. Aber ist das industrielle Leben einer Industrielandschaft mit ihren Bergwerken und Hochöfen, ihren Walzwerken und Häfen nicht ein mindestens ebenso wichtiges Darstellungsobjekt der Heimatpflege wie Bauernhäuser und Trachten, Krüge und Hausgerät? Oft ist behauptet worden, der Arbeiter habe keine Heimat mehr und könne auch keine mehr haben. Dieser

Standpunkt ist nur die Folge eines einseitig bäuerlich-kleinstädtischen Heimatbegriffs. Natürlich hat der Arbeiter nicht mehr eine dörfliche Heimat, wohl aber sehen wir, wie selbst der groß- und weltstädtische Arbeiter sich seine Heimatbeziehung zu seiner Straße, zu seinem Kleingarten, zur Umgebung seiner Stadt schafft. Kenner Berlins wissen ganz genau, daß sich die Millionenstadt auch gefühlsmäßig für ihre Bewohner wieder in eine Summe einzelner Stadtbezirke zerlegt und dadurch überschaubarer, erlebbarer, heimatlicher wird. Moabit ist etwas anderes als Treptow, und Pankow nicht das selbe wie Neukölln. Der Hamburger Hafenarbeiter ist wieder etwas anderes als der Berliner Metallarbeiter, und dieser unterscheidet sich wieder vom Bergarbeiter der Ruhr oder der Saar. Landschaftliche und volkhafte Differenzierung prägt sich selbstverständlich auch in der Arbeiterklasse aus, wenn dabei auch das Ausgleichende der Arbeitswelt nicht übersehen werden darf. Je mehr durch die moderne Industrie- und Verkehrsentwicklung die Menschen in Massensiedlungen zusammengeballt werden, desto mehr ist eine Gliederung dieser Großgebilde notwendig, um sie lebensmäßig erfassbar zu machen. Es handelt sich also nicht um ein künstliches Festhalten an übernommenen Bindungen sondern um ein organisches Gestalten der menschlichen Ausdrucksformen aus den neuen sozialen Gegebenheiten heraus, nicht nur Heimat zu erhalten sondern weit mehr noch neue Heimat zu schaffen.

Wie kann man sich wundern, wenn Menschen ohne die Grundbedingungen eines menschenwürdigen Lebens besonders in ihrem Wohnen keine innere Beziehung zu ihrer Umgebung finden können? Vaterland ist erst dann eine erlebbare konkrete Vorstellung für den einzelnen, wenn es gleichzeitig Mutterland, Mutterboden für sein Schaffen und Leben ist, aus dem er ständig neue Kraft und Freude schöpfen kann. Daher kann erst eine planmäßige Siedlungspolitik, wie sie etwa in Anhalt getrieben worden ist, auch den Industriemassen eine wirkliche Heimat geben. Auch die Seßhaftigkeit der bäuerlichen Bevölkerung auf dem Land, die für unsere Agrarproduktion von so großer Bedeutung ist, ist nur durch eine solche tiefere und echtere Beheimatung der Menschen zu erreichen. Zu der notwendigen Voraussetzung gesunder Wohnung, Nahrung und Kleidung tritt dann als lebenswichtiges Element die Frage geistiger Anregung und Weiterbildung hinzu. Der landwirtschaftlich arbeitende Mensch muß in seinem Ort oder in seiner Umgegend auch genügend geistige Nahrung finden, wenn er nicht der Landflucht in die Stadt verfallen soll. Abgesehen von der fachlichen Fortbildung in landwirtschaftlichen Winterschulen, ländlichen Fortbildungsschulen, Kursen usw. beginnt hier die ländliche Volksbildungsarbeit. Bäuerliche Volkshochschulheime suchen den Menschen im Bauern zu fördern, seinen allgemeingeistigen Horizont zu erweitern und so auf heimatlicher Grundlage ihn in den Zusammenhang des Volksganzen einzuführen. Volksbüchereien entstehen in den verschiedenen Gegenden auch auf dem Land, werden durch Beratungsstellen für die einzelnen Landschaften systematisch gefördert und durch Einrichtung leistungsfähiger Stützpunktbüchereien in den ländlichen Mittelpunkten bis in das kleinste Dorf hinein erst ermöglicht. Immer wieder muß man dabei daran erinnern, wie Großes gerade in Zeiten der Not in dem landwirtschaftlichen Dänemark durch die Volksbildungsarbeit geleistet worden ist, und daß die unbestreitbaren Vorzüge etwa der dänischen Butter mit auf dem weitaus höhern Bildungsniveau des dänischen Bauern beruhen.

Die wirtschaftliche Produktivität kann bestimmte Bildungsvoraussetzungen nicht entbehren. Es hieße die Axt an die Wurzel ansetzen, wollte man aus wirtschaftlichen Gründen Volksbildungsarbeit einschränken, deren weiterer Ausbau erst wirtschaftliche Besserung ermöglicht. Ebenso erfordert unser staatliches Leben, je weniger es bürokratisiert werden darf, den Geist einer verantwortungsfreudigen Selbstverwaltung. Auch die Selbstverwaltung, die erst soziale Demokratie verwirklichen kann, bedarf als Grundlage intensiver und umfassender Bildungsarbeit, nicht nur in den Spitzen sondern von unten auf, ausgehend vom einzelnen Ort und Menschen. Um den einzelnen Menschen wirklich zu erfassen, muß man an seine besonderen Lebensbedingungen anknüpfen. Bildungsarbeit muß also, um ein beliebtes Schlagwort zu gebrauchen, lebensnah sein, muß von der Heimat des einzelnen ausgehen, um ihn von dort aus in konzentrischen Kreisen über die Isolierung der engern in die Größe der weitem Heimat, des Volksganzen, des Kontinents und schließlich der Menschheit hinauszuführen. Solche Heimatbildung ist die Grundlage eines organischen Aufbaus der Volksbildung, damit auch des Volks überhaupt. Hier kann es nicht um ein Entweder-Oder von enger Heimat und Weltweite gehen, sondern wir müssen verstehen, daß Fernsehnsucht und Heimweh als Grundantriebe menschlichen Seelenlebens einander polar bedingen und mit einander in Verbindung stehen. Während die ältere Heimatbewegung der Vorkriegszeit mit ihrem Ruf nach Heimatkunst und Heimatdichtung, nach Heimatpflege und Heimatschutz oft nur eine Reaktion auf die Großstadtentwicklung und Mechanisierung unseres Lebens darstellte, handelt es sich heute darum Stadt und Land in einen fruchtbaren Gesamtaufbau einzubeziehen, ausgehend von der heimatlichen Eigenart den Weg zum Ganzen zu finden, umgekehrt wieder vom Allgemeinen zum Besondern zu kommen.

Auf unsere Frage angewandt heißt das: einheitlicher Aufbau des Staats in allen finanziellen und organisatorischen Notwendigkeiten, aber weitgehende Differenzierung im kulturellen Leben. Der freien Volksbildungsarbeit fällt hier eine wesentliche Funktion zu. Sie hat an die eigentümliche Struktur der einzelnen Landschaft und der in ihr wohnenden Bevölkerung anzuknüpfen und sie in Verbindung mit Leben und Kultur der Gesamtheit zu setzen, so daß der Mensch in seiner engern Heimatgemeinschaft verwurzelt ist und doch nicht von ihr eingengt wird. Nur dann wird auch der Deutsche an der Grenze und im Ausland sein Deutschtum mit Weltoffenheit verbinden können.

LISBETH BERNDT · DAS CALMETTEVERFAHREN



MEHR als anderen wissenschaftlichen Disziplinen gehört der Medizin und ihrer praktischen Auswirkung das Interesse der großen Öffentlichkeit. Das erklärt sich aus der unmittelbaren Abhängigkeit des Menschen von seiner Körperlichkeit. Es versteht sich deshalb, daß die Tagespresse ihre Leser in die Problematik der Medizin und in das weitverzweigte Gebiet der Hygiene einzuführen versucht. Die Berichterstattung darüber in den Zeitungen muß sich auf mehr als auf die selbstverständliche Voraussetzung der absoluten Beherrschung der Materie stützen, sie muß von einem ganz besonders stark ausgeprägten Verantwortungsgefühl getragen werden; sie soll einer fachlich nicht vorgebildeten und deshalb leicht beeinflussbaren Leserschar aus dem weiten und in immerwährender Entwicklung begriffenen Forschungsgebiet eine verständ-

liche Darstellung des Wesentlichsten und einen zweckmäßigen Diskussionsstoff geben. Aber gerade hier spielen vielfach Tendenzen hinein, die durch bestimmte Doktrinen bedingt sind und die vermeintlich objektive Berichterstattung trüben, Tatsachen und Meinungen durcheinanderwerfen und so eine Stimmung erzeugen, die namentlich dann gefährlich ist, wenn sie von ganz anderen Strebungen unseres öffentlichen Lebens bewußt oder unbewußt benutzt wird. Gerade das aber ist in allen diesen Wochen bei der Behandlung der furchtbaren Folgen der an Lübecker Kindern vorgenommenen Impfungen geschehen. Jeder Mensch wird der Katastrophe in Lübeck, die jetzt schon 50 Todesopfer gefordert hat, mit dem Gefühl des tiefsten Mitleidens gegenüberstehen und die Forderung erheben, daß alles getan wird, um das Unglück in den Grenzen des Möglichen wiedergutzumachen und eine Wiederholung in der Zukunft zu verhüten. Der Weg dazu geht aber ausschließlich über eine Untersuchung, die von allen Beteiligten und von allen dafür Zuständigen mit größter Offenheit und Energie bis zur völligen Klärung durchgeführt wird. Daß das geschieht, dafür bürgen das Reichsgesundheitsamt, das Robert-Koch-Institut und die Hamburger Tuberkuloseforschungsanstalt, denen die Untersuchung von der Reichsregierung und dem Lübecker Staat übertragen worden ist; sie steht jetzt kurz vor ihrem Abschluß, und ihr vorläufiges Ergebnis wurde bereits am 5. Juli der Öffentlichkeit mitgeteilt. Es geht hier außerdem noch darum, daß die Lebensarbeit eines Forschers von der wissenschaftlichen Leistung und der Unantastbarkeit eines Calmette, der sich in den Dienst der Bekämpfung der Tuberkuloseseuche gestellt hat, ihre volle Wirkung insbesondere für die Arbeiterklasse entfalte.

Die Tuberkuloseforschungen Albert Calmettes und seines Mitarbeiters C. Guérin erstrecken sich schon auf einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren. Sie führten zum Impfverfahren mit dem Bazillus Calmette-Guérin, fortan in der Wissenschaft BCG genannt, auf dem Weg der Verfütterung und der Injektion. Erst 13 Jahre nach Beginn der Versuche, als die 230. Aussaat des ursprünglich stark virulenten bovinen Tuberkelbazillenstamms auf gallehaltigem Kartoffelnährboden eine durch Tierversuche in größtem Maßstab nachgeprüfte Virulenzabschwächung zeigte und eine vollständige Apathogenität der Kultur sichergestellt war, wurde im Juli 1921 auf Veranlassung des Professors Weill-Hallé das erste Kind geimpft. Da sich die Impfung des stark tuberkulös gefährdeten Säuglings als erfolgreich herausstellte, wurden nach dem gleichen Verfahren in der Entbindungsanstalt der Charité in Paris 120 Kinder und bis zum Juli 1924 von Weill-Hallé und Turpin noch 317 Kinder behandelt. Schädliche Wirkungen, gegenteilige Erfahrungen hatten sich nicht herausgestellt, so daß sich, wie Calmette in einem in der Wiener Gesellschaft für Mikrobiologie gehaltenen, in der Wiener Medizinischen Wochenschrift vom 24. Mai 1928 wiedergegebenen Vortrag berichtete, seit dem 1. Juli 1924 die Immunisierung langsam über ganz Frankreich und einige seiner wichtigsten Kolonien verbreitete und später auch im Ausland, und zwar in Belgien, Holland, Norwegen, Schweden, Polen, Rußland, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Griechenland, Spanien, Canada, Uruguay, Chile, Argentinien; dazu gesellten sich in letzter Zeit noch die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Anzahl der nach dem Calmetteverfahren bis zum 1. Mai 1930 geimpften Säuglinge wird in Frankreich auf etwa 242 250, in Rumänien auf etwa 40000 und im ganzen auf etwa 350000 bis 400000 geschätzt. »Schon

jeder Laie muß sich angesichts dieses imponierenden Zahlenmaterials sagen«, bemerkt Ludwig Lange in seiner Arbeit Die Tuberkuloseschutzimpfung in Lübeck, in der Klinischen Wochenschrift vom 14. Juni 1930, »daß unmittelbare Schädigungen durch die Impfung, wie sie durch eine genuine Virulenz des Impfstoffes oder durch ein Virulentwerden des BCG im Kinderkörper verursacht werden könnten, ausgeschlossen sein müssen. Schon wenn solche Schädigungen nur bei einem Bruchteil von 1% der Geimpften aufgetreten wären, würde sich eine Zahl von 3500 bis 4000 Fällen ergeben. Eine derartige Zahl unerfreulicher Vorkommnisse wäre nicht zu verschweigen gewesen und hätte dem Verfahren den Todesstoß versetzen müssen.«

Die Bedeutung, die dem Calmetteschen Impfverfahren in wissenschaftlicher, klinischer und sozialhygienischer Beziehung beizumessen ist, wurde von der Hygienesektion des Völkerbunds dadurch anerkannt, daß man eine spezielle Sachverständigenkonferenz über die Calmettesche Tuberkuloseschutzimpfung berief, die dann vom 15. bis zum 18. Oktober 1928 in Paris tagte. Sie nahm in ihrer Plenarsitzung die folgende Entscheidung ihrer Klinischen Unterkommission an: »Aus dem vorgelegten Material ist zu entnehmen, daß die Beobachter bei Verfütterung von BCG-Kulturen in den ersten 10 Lebenstagen und bei der subkutanen Einverleibung von BCG-Kulturen bei älteren Kindern und Erwachsenen niemals eine durch die Verabreichung virulente Tuberkulose haben entstehen sehen, und daß die Schutzimpfung einen gewissen Grad von Immunität gegenüber der Tuberkulose hervorruft.« Auch die Bakteriologische Unterkommission erklärte, »daß durch die Versuchsergebnisse an Tieren der BCG als ein unschädlicher Impfstoff für das Tier zu betrachten ist, insbesondere, daß der Impfstoff bei Tieren keine progrediente Tuberkulose hervorzurufen in der Lage sei«.

Der großen Zahl der Anhänger des Calmetteschen Verfahrens stehen nicht nur einschränkende Ansichten von Forschern gegenüber, die zwar die Ungefährlichkeit anerkennen, die immunisierende Wirkung aber anzweifeln, und solche, die die Impfungen nur auf tuberkulös gefährdete Kinder beschränkt wissen wollen, es gibt auch absolute Gegner der Methode. Doch auch die gegenteiligen und ablehnenden Meinungen sind nicht ungeprüft und unwidersprochen geblieben. Das muß betont werden, weil gerade jetzt bei der Stellungnahme zu den Lübecker Geschehnissen häufig auf die gegnerischen Ergebnisse zurückgegriffen wurde. Calmette geht in seinem oben erwähnten Vortrag auf den Einwand ein, daß der BCG im Organismus von geschwächten Individuen seine Virulenz wiedergewinnt: »Das ist eine bloße Annahme, die bis jetzt von keiner klinischen Beobachtung gestützt werden konnte. Keinem Forscher ist es noch gelungen unsern Impfstoff so virulent zu machen, daß er beim Meerschweinchen eine übertragbare generalisierte Tuberkulose hervorgerufen hätte. Nur S. A. Petroff im Trudeau Laboratorium in Saranac Lake behauptet durch aufeinanderfolgende Passagen und Dissoziationen im Meerschweinchen fortschreitende Tuberkulose erreicht zu haben. Wir haben den Versuch unter den von Petroff angegebenen Bedingungen wiederholt und konnten nicht das selbe Ergebnis erhalten. Schon in der 4. Passage ging die Kultur im Hoden nicht mehr an, die Überimpfungen blieben negativ.« Bruno Lange bemerkt dazu in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 30. Mai 1930: »Petroff glaubte aus seiner BCG-Kultur Kolonien virulenter Tuberkelbazillen herausgezüchtet zu haben. Wir haben im Institut Robert

Koch diese Kolonien untersucht. Es handelt sich um Tuberkelbazillen vom Typus humanus, also offenbar um eine Verunreinigung, denn der BCG-Stamm ist ein boviner, und daß sich bovine Tuberkelbazillen in humane umwandeln, hat sich bisher trotz jahrelanger nach dieser Richtung hin angestellter Untersuchungen niemals nachweisen lassen. Wir selbst konnten nach der von Petroff angegebenen Methode aus unseren BCG-Kulturen niemals virulente Kolonien von Tuberkelbazillen gewinnen.« Und an gleicher Stelle erklärt er: »Chiari, Nobel und Solé fanden, daß BCG-Kulturen, in sehr großer Menge Meerschweinchen parenteral injiziert, die Tiere krank machen und töten können. Diese Experimente haben im besondern von Pirquet zu seiner Ablehnung des Calmetteschen Verfahrens veranlaßt. In der Tat beweisen die Versuche der genannten Autoren gar nichts für die pathogene Wirkung der Kultur, denn man kann kleine Versuchstiere mit beliebigen, völlig harmlosen Bakterien umbringen, wenn man sie ihnen nur in genügend großen Dosen Reinkultur parenteral injiziert.« Arthur Schloßmann äußerte sich zu den Nobelschen Versuchen in seinem Bericht über die Sachverständigenkonferenz der Hygienesektion des Völkerbunds betreffend die Calmettesche Tuberkuloseschutzimpfung in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift vom 9. November 1928. Er sagte im Anschluß an die oben erwähnte Erklärung der Bakteriologischen Unterkommission: »Damit sind, wie schon erwähnt, die Versuche Nobels als irrig gekennzeichnet, der ja bei Meerschweinchen in einigen Fällen, die er untersucht, eine solche tödlich verlaufende Tuberkulose als durch die Schutzimpfung bedingt angesehen hatte.« Auch Lignières, einer der schärfsten Gegner Calmettes, bleibt nicht unwidersprochen. »Nun sind«, sagt Bruno Lange in seinem oben erwähnten Artikel, »einzelne Todesfälle bei Kindern in neuerer Zeit dem Schutzimpfverfahren von Calmette zur Last gelegt worden (Baigue, Chenard und Ferriér, Tixier und Viala, Brunet), und Lignières hat daraufhin vor der Schutzimpfung mit dem BCG gewarnt. In keinem einzigen der genannten Fälle ist aber ein Zusammenhang der Erkrankung beziehungsweise des Todes an Tuberkulose mit der Schutzimpfung nachgewiesen worden. Die Fälle sind in der vom Völkerbund eingesetzten Kommission eingehend erörtert worden.« Und Ludwig Lange berichtet: »Selbst Lignières, auf Grund seiner Versuche und der Beobachtung an 3 Fällen der hartnäckigste Gegner Calmettes, hält die BCG-Schutzimpfung bei hochgradig tuberkulös gefährdeten Säuglingen für zulässig.«

In Deutschland hatte der Reichsgesundheitsrat in einer Sitzung vom 11. März 1927 vor der Vornahme von Schutzimpfungen gewarnt, bis weitere Erfahrungen besonders über die absolute Unschädlichkeit, die dauernde Avirulenz der Vakzine im Tierversuch vorlägen. Es wurden verschiedene Laboratorien mit solcher Nachprüfung des Verfahrens beauftragt. Unter dem Eindruck der Sachverständigenkonferenz des Völkerbunds erklärte Schloßmann: »Überblicken wir das Ergebnis der Konferenz, so kann man feststellen, daß die Harmlosigkeit des BCG erwiesen, und Bedenken gegen Immunisierungsvorgänge beim Menschen nicht mehr bestehen dürfen. Es ist zu erwarten, daß der Reichsgesundheitsrat beziehungsweise die von ihm eingesetzte Kommission die geäußerten Bedenken gegen die Verwendung des Vakzins beim Menschen jetzt als erledigt fallen lassen wird.« Inzwischen liegen auch Berichte von den mit der Nachprüfung beauftragten Laboratorien vor. Ludwig Lange und Karl Wilhelm Clauberg kamen zu einem abschließend günstigen

Resultat. Sie konnten »selbst nicht unter erschwerenden Verhältnissen eine Virulenzzunahme erzwingen«. Aus den wenigen Meldungen, die aus Deutschland vorliegen, läßt sich ersehen, daß in der Neuköllner Säuglingsfürsorge-stelle in Berlin und in Bleialf in der Rheinprovinz Impfungen ohne irgendwelchen schlimmen Fall durchgeführt worden sind. Die Schlesische Volkszeitung brachte am 28. Mai eine Erklärung, unterzeichnet von Ludwig Fraenkel, Walther Freund, Walther Hannes, Albrecht Heyn, Bruno Leichtentritt, Richard Pfeiffer, Carl Prausnitz, Ulrich Steinberg und Karl Stolte. Danach sind in Breslau im Verlauf von 2 Jahren 41 stark tuberkulös gefährdete Kinder geimpft worden. Die für den Bericht verantwortlichen Ärzte sind der Ansicht, daß die Impfung, unter den erforderlichen Vorsichtsmaßregeln und vorschriftsmäßig ausgeführt, eine wesentliche Hilfe im Kampf mit der für Kinder so gefährlichen Form der Tuberkulose des 1. Lebensjahrs darstelle.

Aus den von amtlicher und wissenschaftlicher Seite herausgegebenen Berichten hat sich auch nicht ein einziges Argument dafür ergeben, daß das Calmetteverfahren für die katastrophale Wirkung der in Lübeck vollzogenen Impfungen verantwortlich zu machen ist. Der selbe Stamm wurde, wie Calmette in einem Brief mitteilte, den die Medizinische Welt am 7. Juni veröffentlichte, zur Zubereitung von Vakzineemulsionen verwendet, mit denen in Frankreich in der Zeit zwischen dem 27. Juli und dem 10. August 1929 373 Kinder geimpft wurden, ohne daß bisher ein Zwischenfall gemeldet ist. Der selbe Stamm wurde außerdem an den Direktor des Hygienischen Instituts in Mexico, Castrejon, und an den Direktor des Bakteriologischen Instituts in Riga, Kirchenstein, versandt. Auch von diesen beiden Stellen wurde nichts Nachteiliges bekanntgegeben. Es konnte außerdem festgestellt werden, daß die Kulturen, die von den nach Lübeck geschickten abstammten, weder bei den Kontrollmeerschweinchen noch bei den 3016 damit Ende August und im September 1929 geimpften Kindern irgendeine Abweichung von der Norm zeigten. Am 5. Juli gab dann der Leiter der Bakteriologischen Abteilung des Reichsgesundheitsamts Ludwig Haendel bekannt, was seine gemeinsam mit Ludwig Lange in Lübeck vorgenommene Untersuchung ergeben hätte. Er erklärte, die Calmettekulturen seien in durchaus einwandfreiem Zustand nach Lübeck gekommen, seien übrigens zu gleicher Zeit auch nach anderen Ländern geschickt worden, wo sie mit bestem Erfolg verwendet wurden; aber in Lübeck seien Verunreinigungen vorgekommen, das Fütterungsmaterial hätte nicht mehr nur die unschädlichen Calmettekeime sondern auch andere Stoffe enthalten, durch die es todbringend geworden wäre. Aus diesen Feststellungen erklärt es sich auch, daß auf Antrag des Oberstaatsanwalts die Voruntersuchung wegen fahrlässiger Tötung gegen die verantwortlichen Ärzte und auch gegen eine Laboratoriumschwester eröffnet worden ist.

Die Tagespresse hat durch irreführende Nachrichten die Öffentliche Meinung von dem Wesentlichen abgelenkt. Immer wieder sprach sie in ihren Berichten und dickgedruckten Überschriften von »Calmetteopfern«, »Giftigkeit der Calmettepräparate«, »überhörten Warnungen vor Calmette«. Die Vossische Zeitung gab am 25. Mai unter den an sie gerichteten Briefen, ohne eine Gegenäußerung der Redaktion, eine Zuschrift wieder, in der eine beliebige Leserin einen ältern Artikel eines medizinischen Organs zitierte, ohne Kenntnis des Zusammenhangs und dessen, was darauf folgte, frisch drauf los von einer »gefährlichen Calmetteimpfung« schrieb und mit dem Satz schloß:

»Merkwürdigerweise hat sich niemand dieser früheren schlechten Erfahrungen mit der Calmetteimpfung erinnert.« Besonders aber war es das Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, das alles unterließ, was die Öffentlichkeit in die Lage hätte versetzen können sich ein zutreffendes Urteil über die Lübecker Vorgänge und deren Vorgeschichte zu bilden. Vielmehr gab es dem Reichstagsabgeordneten Julius Moses Raum zu Darstellungen, die Richtiges und Falsches derartig mit einander vermengten, daß aus der Anklage gegen die Lübecker Ärzte eine Verurteilung des Calmetteverfahrens wurde. Es gibt wohl niemanden, der nicht ebenso wie Moses zutiefst von dem furchtbaren Kindersterben, das Trauer und Unglück über so viele Menschen gebracht hat, erschüttert wäre. So wie er fordert jeder als Selbstverständlichkeit die unbedingte Klärung des Geschehenen und Sühne für Verfehlungen, sobald solche aufgedeckt sind. Moses legt aber seiner Beurteilung der Lübecker Geschehnisse 2 Behauptungen zugrunde, die in Widerspruch zu Tatsachen stehen, aus denen er dann seine weiteren ärztlichen und politischen Schlußfolgerungen zieht. Er behauptet, daß das Calmettesche Mittel unerprobt sei, und ferner, daß die Anwendung des Mittels ein fahrlässiges Experiment bedeute, durch das leichtfertig experimentierende Ärzte die Volksgesundheit bedrohen. Dazu ist zu sagen, daß ein Mittel, das, wie oben ausgeführt wurde, seit 9 Jahren bei bisher mehr als 350 000 Kindern der verschiedensten Länder angewandt wurde, nicht unerprobt ist, daß Ärzte, die sich nicht allein auf die Gutachten bedeutender Forscher von internationalem Ruf sondern auf die Autorität der Hygienekommission des Völkerbunds stützen können, nicht unter dem Verdacht stehen leichtfertige »Experimentierwüteriche« zu sein. Am 18. Juni stellte Moses aber in der Sitzung des Reichstags noch eine andere Behauptung auf, die unverständlicher Weise in der sozialdemokratischen Presse ohne Erwiderung geblieben ist. Er sagte dort: »Wir wollen an dieser Stelle den wissenschaftlichen Wert der Calmettemethode nicht nachprüfen. Für Calmette handelt es sich in diesem Augenblick um eine Prestigefrage.« Und gleichsam zur Bekräftigung dieser Meinung wiederholte er später: »Hier handelt es sich nicht um die Autorität des Pasteurinstituts oder um das Prestige des Herrn Calmette...« Es ist nicht nötig Calmette gegen solchen Anwurf zu verteidigen. Seine Persönlichkeit und sein Werk machen das entbehrlich. Calmette hat Tausende von Proletariern Kindern gerettet, die sonst der Tuberkulose verfallen wären. Und das ist nur eine seiner Großtaten. An eine andere erinnerte der Bochumer Arzt Otto Scholl in einer Zuschrift, die die Berliner Zeitung am Mittag am 11. Juni abdruckte. Nämlich daran, »daß es eben diesem Forscher gelungen ist ein Serum gegen die Folgen des Schlangenbisses herzustellen: eine Entdeckung, die in den Tropen jährlich Tausende vor sicherem Tod rettet«. »Nur wer das Entsetzen des Schlangenbisses kennt«, sagt der genannte Arzt, der selber in der Santa Casa in Sao Paulo gearbeitet hat, »weiß das Geschenk zu würdigen, das Calmette den in den Tropen lebenden Menschen gebracht hat.« Dieser wahrhafte Wohltäter der Menschheit wird von Anschuldigungen, wie der von Moses erhobenen, in seinem »Prestige« nicht getroffen. Wohl aber ist die Hemmungslosigkeit, mit der solche Motive unterstellt werden, geeignet das Prestige des medizinischen Sachverständigen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu mindern. Er hätte sich um so mehr Zurückhaltung auferlegen sollen, als er wissen mußte, daß solche leichtfertige Anschuldigung die deutsch-französische Kooperation mindestens auf wissenschaftlichem Gebiet, vielleicht noch darüber hinaus, hemmen und

stören muß. Wo sollen denn die internationalen Pflichten geübt werden, wenn sie selbst von uns Sozialisten gering geachtet werden? Wir wollen nur hoffen, daß die Geistigen Frankreichs das Verhalten eines einzelnen Sozialdemokraten und selbst des sozialdemokratischen Zentralorgans nicht dem deutschen Sozialismus anrechnen werden.

In einem Brief an den Berliner Arzt Alfred Wolff-Eisner, der auf dem Gebiet der Tuberkulose viel gearbeitet hat und die Autorität der Sachkenntnis besitzt, schrieb Calmette am 12. Juni, »qu'il faudra réclamer l'organisation du contrôle et la distribution gratuite, parce qu'il s'agit d'une oeuvre sociale«. Schon vor Jahren hatte Wolff-Eisner angeregt ein Zentrallaboratorium zu schaffen, dem man die alleinige Überwachung und Überprüfung des aus den Pariser Kulturen übersandten Impfstoffs übertragen, und das mit den gleichen Vorsichtsmaßregeln arbeiten sollte wie das Institut Pasteur in Paris. Die Notwendigkeit diese Forderung zu erfüllen stellt sich gerade in diesem Zeitpunkt immer klarer heraus. Sie wird auch von Bruno Lange anerkannt, der dazu sagt: »Die Impfstoffbereitung und die laufende Kontrolle der BCG-Kulturen sollte grundsätzlich zentralisiert werden und nur in größeren Tuberkuloselaboratorien erfolgen, die über ausreichende eigene Erfahrungen mit der Calmetteschen Kultur verfügen, und ferner unter staatlicher Aufsicht.« In der Tat kann nur so die Möglichkeit gegeben werden die Bekämpfung der Tuberkulose auch nach diesem Verfahren einwandfrei durchzuführen. Wenn die Sozialdemokratische Partei dies verlangt und durchsetzt, erwirbt sie sich ein wahres Verdienst um das Proletariat. Sie handelt dann im Geist des Sozialismus, dem nicht durch (offene oder versteckte) Förderung nationalistischer Haßinstinkte sondern nur durch brüderliches Zusammenarbeiten der Nationen zum Schutz der kommenden Generation gedient ist.

GERHARD GLIENKE · ZUR PRODUKTION UND ZUM ABSATZ TIERISCHER ERZEUGNISSE



GENAU so wie Schleswig-Holstein¹ zeigen auch die der Nordseeküste benachbarten Gebiete der Provinz Hannover dieses charakteristische Bild: Ein schmaler Streifen fruchtbaren Marschbodens zieht sich längs der Küste hin, dem sich nach dem Binnenland zu das weite, aber viel weniger fruchtbare Gebiet der Geestlandschaft anschließt. Beide Landschaften stehen infolge der benachbarten See unter einem sehr vorteilhaften, vor allem die Wintertemperaturen mildern Klima, das durch seinen hohen Feuchtigkeitsgehalt einen starken Futterpflanzenbau, daher verhältnismäßig umfangreiche Viehhaltung ermöglicht.

Die Landwirtschaft wird in diesem für die Produktion von tierischen Erzeugnissen so wichtigen Gebiet fast ausschließlich von den bäuerlichen Wirtschaften betrieben. Sie bewirtschaften im Marschgebiet allein 90,6 %, im Geestgebiet 91,6 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche. Ein Unterschied in der Größenklassenverteilung besteht nur darin, daß im Marschgebiet die großbäuerlichen Betriebe mit 54,6 % den größten Teil der Landwirtschaftsfläche bearbeiten, die mittelbäuerlichen dagegen nur 28,0 %, während umgekehrt im Geestgebiet die mittelbäuerliche Klasse mit 47,8 % am stärksten

1) Siehe *Glienke* Zur Produktion tierischer Erzeugnisse, in den Sozialistischen Monatsheften 1929 II Seite 1121 und folgende.

verbreitet ist, und auch die Kleinbauern mit 16,7 % über einen höhern Anteil verfügen (Marschgebiet 8,0 %). Aus den folgenden, für die beiden Landschaften umgerechneten Zahlen der landwirtschaftlichen Betriebszählung 1925 ist für die wichtigsten Viehgattungen der verhältnismäßig starke Viehbestand des Marsch- wie des Geestgebiets deutlich ersichtlich.

Gebiet	Auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche entfielen				
	Rindvieh	davon Jungvieh	Pferde	Schweine	Schafe
Marschgebiet	101,8	50,2	21,4	50,8	27,7
Geestgebiet	97,8	41,4	19,5	118,0	28,5
Provinzdurchschnitt	79,4	32,5	17,2	97,4	30,8
Staatsdurchschnitt	61,2	23,7	15,3	54,8	26,1

Eine Vergleichung beider Landschaften mit einander zeigt gleichfalls wesentliche Unterschiede. Obwohl die klimatischen Bedingungen ziemlich die gleichen sind, konnten die großen Unterschiede in der Bodenqualität doch nicht ohne Einfluß auf die Viehhaltung bleiben. Wenn die moderne Landbautechnik auch auf den geringeren Böden der Geest eine stärkere Viehhaltung ermöglicht, so ist es doch erklärlich, daß auf den fruchtbaren Marschböden die Weidewirtschaft sich ganz besonders mächtig entfalten mußte und nunmehr die Grundlage einer weltbekannten Viehzucht bildet. Daher ist sowohl der Rindvieh- wie auch der Pferdebestand in diesem Gebiet mit 101,8 respektive 21,4 Stück auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche sehr stark, er übertrifft den des Geestgebiets. Infolge der günstigen Aufzuchtmöglichkeit sind besonders die Jungviehbestände recht groß. Außerdem geben die Fettweiden Gelegenheit Tiere anzumästen; jedoch ist diese Nutzungsart nicht so stark entwickelt wie beispielsweise in den entsprechenden Gebieten der Provinz Schleswig-Holstein. Auf der Geest ist die Viehhaltung gleichfalls recht bedeutend, nur mit dem bezeichnenden Unterschied, daß statt des Jungviehs mehr Milchvieh gehalten wird. So verhält sich die Anzahl der über 2 Jahre alten Kühe und Färsen zu der des Jungviehs im Marschgebiet wie 45,5 zu 50,2, im Geestgebiet dagegen wie 54,1 zu 41,4 (Staatsdurchschnitt 34,7 ; 23,7). Ganz besonders auffallend aber ist im Geestgebiet die große Zahl der Schweine. Mit 118 Stück ist sie mehr als doppelt so groß wie im Marschgebiet, und sie überragt in der selben Stärke auch die des Staatsdurchschnitts mit 54,8. Der Grund dieser starken Schweinehaltung ist im folgenden zu suchen. Die fruchtenmäßig außerordentlich günstige Lage dieses Gebiets in unmittelbarer Nähe der großen Einfuhrhäfen des Deutschen Reichs, Hamburg und Bremen, ermöglicht gerade in Nordwestdeutschland und im besondern in Hannover eine vorteilhafte Verwertung ausländischer, billiger Futtermittel. Für die Schweinemast kommt in erster Linie die Futtergerste in Betracht, da sie ein Fleisch von hoher Qualität erzeugt. Schon vor dem Krieg wurden große Mengen russischer Futtergerste in der Hauptsache in Nordwestdeutschland an Schweine verfüttert. Nach dem Ausfall Rußlands auf dem Weltgetreidemarkt wurde in der Nachkriegszeit außer Gerste auch Mais eingeführt und dem Schwein als Futter gegeben. Ganz besonders stark aber ist die Gersteinfuhr wieder im laufenden Wirtschaftsjahr 1929-1930, da die Ernten in den südosteuropäischen Staaten 1929 außerordentlich günstig ausfielen. Während im Wirtschaftsjahr 1928-1929 1 474 174 Tonnen Futtergerste eingeführt wurden, beträgt die Menge für das 1. Halbjahr des Wirtschaftsjahrs 1929-1930 (August 1929 bis Januar 1930) schon 1 563 304 Tonnen,

dem eine entsprechende Einfuhr für den gleichen Zeitraum des Wirtschaftsjahrs zuvor von nur 990 994 Tonnen gegenübersteht. Die Einfuhr des 1. Halbjahrs 1929-1930 ist also schon um fast 100 000 Tonnen größer als die des ganzen Wirtschaftsjahrs 1928-1929. Diese großen Futtermengen gelangen fast ausschließlich in der Geestlandschaft der Provinz Hannover und den angrenzenden Gebieten, wie auch in Oldenburg, zur Verfütterung. Die infolge der konzentrierten Gerstefuttermischung verhältnismäßig kurze Zeit der Mast hat viele rein gewerbliche Mästereien ins Leben gerufen, und auch die bäuerlichen Wirtschaften jener Gegend betreiben diese zwar lohnende, aber doch mehr gewerbliche Methode der Schweineproduktion in großem Umfang. So kommt es, daß nach den Ergebnissen der jüngsten Viehzählung vom 2. Dezember 1929 Hannover mit rund 3 Millionen Schweinen den stärksten Bestand von allen preußischen Provinzen aufweist; erst in weiterm Abstand folgen Westfalen, Schleswig-Holstein und Sachsen mit 1,2 bis 1,4 Millionen.

Wie verteilt sich nun der starke Viehbestand des Marsch- und Geestgebiets auf die einzelnen Größenklassen? Zunächst ist zu bemerken, daß der Rindviehbestand in sämtlichen Größenklassen im Marschgebiet verhältnismäßig stärker ist als in der Geestlandschaft. Die Größenklasse mit dem stärksten Bestand auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche bezogen ist in beiden Landschaften die Gruppe der Parzellenbetriebe (0,5 bis 2 Hektar). Mit steigender Größenklasse verringert sich dann der Bestand allmählich. Ferner ist die Tatsache von Bedeutung, daß mit steigender Größe der bäuerlichen Wirtschaften der Umfang der Rinderaufzucht wächst. Deutlich geht dies aus dem nachstehenden Verhältnis des Bestands an Jungvieh zu dem der über 2 Jahre alten Kühe und Färsen hervor:

Größenklasse	Marschgebiet	Geestgebiet
Parzellenbetriebe (0,5 bis 2 Hektar)	30,7 : 92,3	20,8 : 94,9
Kleinbäuerliche Betriebe (2 bis 5 Hektar)	45,3 : 73,1	29,2 : 80,2
Mittelbäuerliche Betriebe (5 bis 20 Hektar)	60,2 : 51,9	45,9 : 53,5
Großbäuerliche Betriebe (20 bis 100 Hektar)	49,4 : 37,1	46,9 : 38,0

Während im Geestgebiet die Anzahl des Jungviehs die der älteren Tiere erst in der großbäuerlichen Klasse übertrifft, beginnt die stärkere Aufzucht im Marschgebiet schon in den mittelbäuerlichen Betrieben. Die Schweinehaltung ist im Geestgebiet vor allem in den Parzellenbetrieben sowie den bäuerlichen Größenklassen recht stark. Im Marschgebiet ist besonders die umfangreiche Schafhaltung in der kleinsten Größengruppe, den Zwergbetrieben, mit nicht weniger als 401,6 Stück hervorzuheben, im Gegensatz zu dem Geestgebiet mit nur 74,9 Stück (Staatsdurchschnitt 69,3). Es handelt sich hier um die sehr verbreitete Haltung des ostfriesischen Milchschafs, das gerade in den kleinsten Betrieben sehr geeignet ist die Milchkuh zu ersetzen.

Die Entwicklung der Viehbestände beider Landschaften läßt sich leicht aus einer Vergleichung der Ergebnisse der Zählung der landwirtschaftlichen Betriebe von 1907 mit denen des Jahres 1925 feststellen. Danach haben die Pferde- wie auch die Rindviehbestände in diesem 18jährigen Zeitabschnitt sowohl im Marschgebiet wie auch in der Geestlandschaft zugenommen, und zwar bei den Pferden etwa um 33 % respektive 55 %, beim Rindvieh etwa um 11 % respektive 18,5 %. Die Anzahl der Milchkuhe ist aber im Vergleich zur Gesamtzahl des Rindviehs weit stärker gestiegen, und zwar im Marsch-

gebiet mit 39,5 % wiederum stärker als im Geestgebiet mit 30,5 %. Besonders groß war die Zunahme des Milchviehs im Marschgebiet bei den mittelbäuerlichen Betrieben, im Geestgebiet dagegen außer bei dieser Größengruppe auch bei den großbäuerlichen Wirtschaften. Somit ist im großen und ganzen die Entwicklung des Rindviehbestands und insbesondere die der Milchkühe in Hannover genau so verlaufen wie in den gleichen Landschaften Schleswig-Holsteins; sowohl im Marsch- wie auch im Geestgebiet beider Provinzen läßt sich eine besonders starke Vermehrung der Milchviehhaltung nachweisen.

Im Interesse eines stärkern Absatzes tierischer Erzeugnisse deutscher Herkunft ist eine stärkere Milchviehhaltung nur zu begrüßen. Aber sowohl in Hannover wie in Schleswig-Holstein und Oldenburg wird man den Umfang der Veredlungsproduktion von tierischen Erzeugnissen nur im Zusammenhang mit einer geordneten Absatzregelung bestimmen können. In Nordwestdeutschland sind gerade die bäuerlichen Wirtschaften infolge ihrer starken Verbreitung in hohem Maß dazu berufen dieses Problem zu lösen. Die organisierte Verbraucherschaft wird stets bereit sein den landwirtschaftlichen Absatzorganisationen ihre Erzeugnisse abzunehmen, soweit sie qualitativ befriedigen. Hier ist ein Weg gegeben das Produktions-, Absatz- und Versorgungsproblem im Interesse der Landwirtschaft wie der städtischen Konsumenten seiner Lösung erheblich näherzubringen. Leider hat die Landwirtschaft, sehr zu ihrem Schaden, bisher nur wenig für die Förderung des Absatzes nach dieser Richtung hin getan. Die kürzlich vollzogene Einigung im landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen² beweist aber, daß sie hier Wandel zu schaffen bemüht ist. Mit der Absatzfrage wird gleichzeitig die Frage der Versorgung der städtischen Verbrauchermassen mit einheimischen landwirtschaftlichen Lebensmitteln beantwortet werden. Als Vermittler dienen die städtischen Konsumgenossenschaften, deren wirtschaftliche Macht von der Landwirtschaft gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Deshalb sollte man so frühzeitig wie möglich diesen bedeutenden Wirtschaftsfaktor bei der Lösung aller dieser Probleme mit heranziehen. Wer wollte behaupten, daß die Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die die Verbraucherorganisationen von den landwirtschaftlichen Absatzorganisationen direkt übernehmen könnten, nicht beträchtlich wären? Weder die Landwirtschaft noch die Verbraucherschaft kann sich den Luxus einer ungeordneten Marktversorgung mit ihrem aufgeblähten Zwischenhandel gestatten. Die dauernden Preisschwankungen tun dann noch ein übriges gerade die Konsumenten ganz besonders dadurch zu belasten, daß bei sinkenden Rohstoffpreisen die Preise der Veredlungsprodukte keineswegs im selben Maß folgen. Aloys Brinkmeyer konnte erst kürzlich im Magazin der Wirtschaft eine Summe von nicht weniger als 20 bis 30 Millionen Mark errechnen, um die sich bei der Brotversorgung das Bäckergerwerbe über den ihm zukommenden Gewinn hinaus, nur allein durch Ausnutzung der starken Preisschwankungen, bereichert. Beim Schlächtergerwerbe liegen die Dinge nicht im geringsten anders. Diese Tatsachen sprechen für sich und sollten vor allem Grund genug sein die Lebensmittelversorgung der städtischen Bevölkerung auf eine ganz andere Basis zu stellen. Bei der Lösung des Problems des Absatzes landwirtschaftlicher Erzeugnisse sollte man auch vornehmlich gerade das ins Auge fassen.

2) Siehe die Rundschau *Genossenschaftsbewegung*, in den Sozialistischen Monatsheften 1929 II Seite 829, 1138 und folgende.

PIERRE HAMP · DIE ARBEIT IN DER LITERATUR



FRÜHER unterschied man in literarischen Werken nur zwischen antiken und modernen, später zwischen klassischen und romantischen. Auf welchem Weg kommt die Bezeichnung einer sozialen Literatur hinzu? Das ist nicht mehr eine durch den Stil sondern durch die Gesinnung gekennzeichnete Literaturgattung. Bei den Alten gibt es eine soziale Literatur: die Reden der Gracchen, die Dialoge des Aristophanes, in denen der alte Demos eine so wesentliche Rolle spielt. Bei ihm ist viel Soziales. Ebenso viel findet man bei Rabelais. Aber in den französischen Klassikern findet sich das Soziale nur in einem Satz von La Bruyère und in den Fabeln La Fontaines. Die Klassiker haben von der Arbeit nichts gewußt. Ihre Dramen sind individuell, nicht sozial. Was bleibt von Racine und von Corneille, sieht man von der Liebe ab? Die Reinheit der Sprache verbinden diese Klassiker mit dem Ungewöhnlichen der Ereignisse. Ihr Wortschatz ist von Bedeutung für uns, nicht ihre Gesinnung.

Die große Auseinandersetzung zwischen Hölle und Himmel, an der das Mittelalter leidenschaftlichen Anteil nahm, ist in der seelischen Bewegung des Volks noch nicht beigelegt. Von dem religiösen Gebiet ist sie auf das politische übergegangen. Hölle und Himmel der Gegenwart sind das Doppeltgesicht der Arbeit: das eine, das ausgelöscht werden muß, das andere, das Form annehmen soll. Wenn das Genie, das den Misanthrope geschrieben hat, 100 Jahre später gelebt hätte, zu dem Zeitpunkt, da das Volk Frankreichs den Königsthron stürzte, dann hätte die Literatur der Menschheit in der Verbindung der Reinheit der Sprache mit der Erhabenheit der Vorgänge ein den griechischen Werken ebenbürtiges Meisterwerk erhalten.

Ein Schriftsteller wird sozial genannt, sobald er entdeckt, daß zur Gesellschaft Leute gehören, die Berufe betreiben, die ihm nicht zusagen würden. La Bruyère hätte seinen Gänsekiel nicht gegen den Griff eines Spatens eingetauscht. Aber er hatte Mitleid mit den Landarbeitern, ihm waren sie nicht fremd; er hat 15 Zeilen über sie geschrieben. La Fontaine achtete auf das den Umsturz der großen Könige vorbereitende geringe Volk. Der abgearbeitete Holzhauer, der muntere Seifensieder, der fluchende Fuhrknecht sind durch ihn in unsere Literatur eingeführt worden, die auf diese Weise menschlich wurde. Die Arbeiter, die Lumpen, die Geächteten, die Umstürzler sollten von Beaumarchais bis zu Victor Hugo und zu Emile Zola ihre glänzende literarische Rechtfertigung haben gegenüber den Leuten in den "höheren Ständen". Romantiker und Klassiker haben sich wegen der Zäsur herumgeschlagen, wegen des Übergreifens des Verses. Victor Hugo hat Ärgeres getan als die Methoden der Dichtkunst zu ändern. Er hat die Unedlen edel gemacht, die "Elenden" und die Arbeiter in die Literatur eingeführt. Die klassischen Schriftsteller hatten die Sprache gereinigt und das Volk verraten. Die Bedienten, die Schurken, die Hahnreie Molières, hinterlistige und mißhandelte Personen, die, zu allen Schandtaten fähig, eine Tracht Prügel über sich ergehen lassen oder sie austeilen, sind nicht das Volk Frankreichs. La Fontaine allein zeigt, wie sie sich abmühen, Axt, Pflanz und Peitsche handhaben. Seine Fabelpersonen sind wirkliche Menschen in ihrer Not und mit ihrer Last, die ihr hartes Handwerk ausüben, die einzigen, die in die klassische Literatur die Heiligkeit der weltaufbauenden Arbeit einführen.

Victor Hugo hat zwischen dem Volk und der Literatur ein Einvernehmen hergestellt. Er hat seinem Werk alle Kräfte Frankreichs einverleibt. Wie La Fontaine hat er seine Personen unter den einfachen Leuten erwählt, der Plebs, die Brot macht und die Republik. Der Fabeldichter jedoch hatte ein größeres Verdienst literarisch herunterzusteigen zu einer Zeit, da die Arbeit noch nicht eine Macht war, fähig Könige zu enthaupten und Dichter zu begeistern, während Victor Hugo die Gewalt der Revolution miterlebte. Die Eigenart der französischen Gesellschaft, aus Ironie und Mäßigung gemischt, hatte sich geändert. Die demokratische Begeisterung drängte sich in die Regierung und in die Literatur. Hugo war kein Vorläufer sondern ist ein Nachzügler dieser Bewegung gewesen. Er hat das Buch volkstümlich gemacht. Seit dem Erscheinen seines Werks lesen die Menschen aus "höheren" Klassen und das Volk die selben Arbeiten. Die Arbeiter des Meeres, Die Elenden: ungewohnte Titel in der schönen Literatur. Victor Hugo ist der Dichter des französischen Epos, wenn das Epos das Werk ist, in dem alle Handlungen der Menschen verherrlicht sind, von dem Kampf und der Liebe bis zur mühseligen Arbeit. Die Klassiker hatten nur für eine Zahl Auserlesener geschrieben, Hugo schreibt für die Menschheit. Wie Rabelais und La Fontaine ist er von Grund auf französisch, er gebraucht alle Worte der Sprache, nimmt alle Leute des Landes als Romanhelden. Die Klassiker wandten sich an eine Gesellschaft, die sich seit Jahrhunderten die Kultur überlieferte und sie nicht verbreitete. Wenn die Menge lesen lernt, kommt die Romantik auf. Der literarische Humanitarismus von Victor Hugo ist eine Folge der Dampfmaschine und der Volksschule. Sobald die in Fabriken arbeitenden Massen die Gesetze zwingen sozial zu werden, erweisen die Schriftsteller dem Volk Aufmerksamkeit, wie sie es den Königen gegenüber taten. Victor Hugo hat nicht nur eine Revolution der Feder herbeigeführt, indem er den Alexandriner sprengte, sondern eine Revolution der Sitten, indem er den Herrscher und den Adel preisgab, um an das ganze französische Volk und dadurch an die ganze Menschheit zu denken. Der Aufruhr wird gerühmt, anstatt verurteilt zu werden. Der Salonklassizismus stirbt. Die Menge hat ihre Helden, die die Dichter verherrlichen, und durch die Literatur, die endlich ihre Unfähigkeit alles zu umfassen überwunden hat, nimmt die menschliche Seele die Seele Frankreichs in sich auf.

In der sozialen Literatur Frankreichs wirkt sich das aufrührerische Element zuerst aus, nicht die Verherrlichung der Arbeit. Der soziale Schriftsteller beschäftigt sich mehr mit der Gesellschaft als mit der Handarbeit.

Es ist ein häufiges Wechselspiel der französischen Literatur von der erotischen Bewegung zur revolutionären überzugehen. Diese seltsame Erscheinung war nach 1870 besonders auffällig, und es scheint, daß die gleiche Schwingung heute stattfindet. Die Erotik und das Revolutionäre sind wieder obenauf, hier aber sind wir Zeugen einer neuen, merkwürdigen Erscheinung. Während der soziale Schriftsteller immer Vorläufer der Revolutionen gewesen, die im 18. Jahrhundert von den Enzyklopädisten erst erdacht worden waren, sehen wir heute eine bedeutende Literatur erstehen, die der Revolution folgt. Der Schriftsteller ist nicht mehr in gleichem Maß der Erzeuger von Gedanken, er ist Mitläufer, Verkünder, Teilnehmer, Anhänger. Er stützt eine Partei oder greift sie an. Er begründet nicht mehr eine Politik. Aber das wahrhaft Soziale, das Soziale der Arbeit, lebt in ihm noch nicht.

Wie viele Menschen haben, seitdem die Welt Welt ist, gesehen, daß das Schönste, was es auf Erden gibt, die Arbeit ist? Die Kunst ist Jahrhunderte hindurch bei der Frau, dem Krieger, dem Stern stehen geblieben. Hat sie sich mit dem Arbeiter abgegeben? Die Männer, die unermüdlich ihren glutatmenden Beruf ausüben, bieten sie ein minder heldenhaftes Schauspiel als der militärische Angriff? Man weiß durch die Gestalt der knieenden Donatoren, wie es um den Glauben bestellt war. Welches Bild bleibt uns, um uns den Mann zu zeigen, der sein Handwerk liebte, den in seine schöne Arbeit verklärt Versunkenen? Der Arbeiter erfüllt tagtäglich durch seiner Hände Werk das Heil der Welt. Ihm wird die Kunst ein neues Leben verdanken. Der Hochofen öffnet seinen Schlund, aus dem ein Flammengeheul den furchtlosen Männern entgegenschlägt, hinauf zum Himmel sprüht sein gewaltiges Funkengelächter, durch das die Vögel schwärmen. Von einem Grund weißer Dämpfe hebt die Flachsspinnerin sich ab; entblößt, in dem feuchten Alpdruck ihres düstern Berufs, umgeben schwankende Schwaden ihr fahles Gesicht mit einem Heiligenschein.

Die im Sozialismus nicht die erhabenste Mystik, nicht den Gedanken der Gerechtigkeit sehen wollen, und die ihm die Achtung vor der Rente entgegenstellen, behaupten immer wieder: Er führt die Welt zur Häßlichkeit, er bereitet das Ende der Kunst. Man muß sie bitten sich nicht zu fest zu klammern, ohne zu sehen, woran. Welches ist ihre Kunst? Ihre Welt ist nicht mehr fähig Neues zu erfinden. Bedarf es angesichts ihrer Kunst so langen Nachdenkens, um zu erkennen, daß der Umsturz auch für sie heilsam wäre? Willkommen sei uns der gesunde Ansturm, der ihre Vernichtung vollenden wird. Die Welt muß neu erstehen. Das Wesen der Arbeit bedingt dauernden Kampf zwischen dem Beruf und der Muße. Wie viele Menschen wird der kürzere Arbeitstag zu Überlegungen führen? Und welche Kunst wird aus diesen Überlegungen des Volks hervorgehen? Die Menge, die mit der Wirklichkeit zu tun hat, erträgt geduldig die tinteverspritzenden, in ihren Wänden eingeschlossenen Künstler, deren Leben sich zwischen dem mit Büchern bestellten Arbeitsraum und dem von Damen besetzten Salon abspielt. Der Maurer, der beim Bau des Stockwerks umkam, wo sie schreiben, erfüllte ein Trauerspiel, wie sie niemals eines schreiben werden. Wenn die Kunst aufhört das Gebärdenspiel der Müßiggänger wiederzugeben, wird sie zu den Zeiten zurückfinden, da sie die Arbeit verherrlichte: die Erdarbeit, die Kriegsarbeit. Das Epos der Fabrik liegt auf gleicher Ebene mit der Ilias.

Die Menschen, die heutigen Tags die Wirklichkeit in ihren Händen halten, ausgesetzt sind dem Anprall des Steins, der fällt, und der Maschine, die explodiert, sind Dichter mit geschlossenem Mund. Ein schwermütiger Gleichklang ist in ihrem unbekanntem Leid. Ihre Not geht dem Licht voran. Sie kommen zu der unruhigen Stunde, da es Tag werden will. Der Lärm ihrer Schritte schallt durch die Fabrikhallen, hinauf zu den Transmissionen, die noch bewegungslos ruhen. Gewohnheitsgemäß prüft der Maschinist die Muttern, die bis aufs äußerste angezogen sind. Jetzt ist der Augenblick gekommen. Langsam beginnt die Kurbelstange ihre Bewegung und schiebt das goldglänzende Öl über die schimmernde Gleitfläche. Das Triebrad nimmt die Transmissionsseile auf seine Radnaben und dreht sich schneller und schneller, große Arme ausgestreckt wie ein unerreichbares Ideal zu erfassen. Die Webstühle sind im Gang. Und das Geräusch des Fabrikraums scheint

an dem klaren Morgen das Gesumm eines Insekts mit schwarzen Flügeln. Wer wird das verlorene Paradies dieser Menschheit besingen? Aber seht die gute Belegschaft arbeiten: 6 Monteure vernieten einen hohen Träger. Unter ihnen der Abgrund, über den Vogelflüge hinwegziehen. Ihre 12 Arme gehorchen dem gleichen Antrieb, dem Geist des Berufs. Wer nicht mitmacht, fällt und reißt die anderen mit. Gegen die Gefahr sind sie mit Verantwortlichkeitsgefühl gewappnet. Ihre weitausholenden Bewegungen, die eine die andere regelnd, verschmelzen zu einer einzigen Bewegung. Wenn sie fallen, erfüllt ihr Sturz den Raum mit einem stummen Sang, erhaben gleich den Gesängen Homers. In dem Widerstand gegen das Schwindelgefühl, angesichts der Teufeleien des Feuers, vor dem die Gesichter der schwer Arbeitenden schwitzen, und dessen bebende Flamme den ausgemergelten Körper aushöhlt, sind sie alle die Männer, die die Bürde der Welt tragen. In ihrem Geist lebt die jahrtausendealte Religion: die Gerechtigkeit, deren Messias noch nicht gekommen ist. Ihr Traum ist auf sie zu hoffen, ihr glühender Wunsch sie zu begründen. Sie sind fähig den Tod ihretwegen zu lieben.

Heilige der Arbeit gab es in allen Berufsarten, von der niedrigsten bis zu den höchstgeschätzten. War Vatel nicht einer von diesen, der sich tötete, weil er glaubte nicht genügend Fische für die Gäste des großen Condé zu haben? »Der große Vatel, Küchenchef des Herrn Fouquet, gegenwärtig seiner Hoheit, dieser Mann von einer alle anderen überragenden Befähigung, dessen tüchtiger Kopf imstande war alle Staatsgeschäfte zu fassen, dieser Mann also, den ich kannte, glaubte, als er sah, daß an dem Morgen des betreffenden Tages, um 8 Uhr, der Fischzug nicht angekommen war, die Schmach nicht ertragen zu können, die ihm, wie er annahm, zuteil werden würde, und kurz, er erdolchte sich.« Der Beruf dieses Mannes war es die Leute zu beaufsichtigen, die das Essen bereiteten: eine niedrige Verrichtung, die keinen Ruhm bietet. Wie verfeinert auch die Kochkunst sein mag, sie verschafft dem, der sie ausübt, nicht viel Ansehen. Nun ist in dem Kochbetrieb ein Mann zum Helden geworden. Er ist für seinen Beruf gestorben. Wie viel Fleiß muß für das, was er tut, derjenige aufwenden, der es vorzieht zu sterben als nicht vollkommen zu sein? Der Tod Vatels beweist den Wert seines Lebens. Er war ganz unvernünftig. Wie aber stünde es ohne Unvernunft um Heldenmut und Heiligkeit? Sancho Pansa hätte sich anders aus der Sache gezogen und hätte den Gästen geraten am Daumen zu lutschen, indes sie auf den Fischzug warteten. Der in seinen Beruf närrisch verliebte Vatel hat sich für diesen getötet. Das ist eine törichte und erhabene Handlung. Der König und seine Höflinge sagten, Vatel hätte Ehre auf seine Art gehabt. Der König verstand nicht, wie groß der Wert werktätiger Ehrlichkeit im Staat war, und daß Frankreichs Ruhm fester begründet war durch die Männer, die ihr Handwerk ordentlich ausübten, als durch die Vornehmheit keines zu haben. Die Leute, derentwegen Vatel sich tötete, aus Furcht ihnen nicht angemessen zu essen geben zu können, machten aus der Verachtung der Arbeit eine Bedingung ihrer Ehre. Sie verstießen durch Handwerk oder Warenhandel gegen ihre Standesehre. Der Adel hielt sich selbst nur für ehrenwert, wenn er sich durch Nichtstun bereicherte oder durch den Krieg Vernichten, aber nicht schaffen. Die ihm gemäßige Ehre, die Vatel besaß, überraschte die Schöngelster, die erstaunt waren einen Mann zu sehen, der aus Liebe zu seinem Beruf den Tod auf sich nahm.

In der Arbeit ist eine Heiligkeit wie in der Religion. Kennzeichen dafür ist das Opfer seiner selbst. Wer mühte sich gottesfürchtiger als Bernard Palissy, der in der Geschichte der französischen Arbeit ein Heiliger der Töpferkunst war, unverdrossen, ohne zu verzweifeln, darin Vatel überlegen, der einen tödlichen Kummer hatte und zu hoffen aufhörte? Palissy, der ebenso wichtige Gründe zum Selbstmord hatte, lehnte sich niemals dagegen auf dauernd zu leiden. Damit die Glasur gelinge, vernichtete er seine Möbel und seine Ruhe. Von seinen Nachbarn für verrückt gehalten, von seiner Frau ausgescholten, ließ er sich geduldig Zeit zu seiner Erfindung, und es gelang ihm endlich Gottes Antlitz zu schauen, das in dem Feuer, darin seine Töpfe brannten, ihn erwartete. Vom Heiligen hatte er den Glauben, vom Märtyrer die Ausdauer. »Hitze, Frost, Winde, Regen verdarben mir den größten Teil meines Werks, noch bevor es zum Brennen kam. Während mehrerer Jahre, da ich nichts hatte, womit meine Öfen zu bedecken, war ich jede Nacht dem Regen, den Winden preisgegeben, ohne irgendeine Hilfe zu haben, nicht Unterstützung, noch Trost, nichts als heulende Katzen, die an einer Seite lärmten, und Hunde, die an der andern kläfften. Bisweilen erhoben sich Winde und Stürme, die mit solcher Kraft das Obere und das Untere meiner Öfen durcheinanderwirbelten, daß ich gezwungen war alles stehen zu lassen und die Frucht meiner Arbeit aufzugeben. Zu wiederholten Malen geschah es mir, daß, nachdem ich alles stehen gelassen hatte und infolge der Regengüsse, die gefallen waren, keinen trockenen Faden am Leib hatte, ich um die Mitternachtsstunde oder bei Anbruch des Tages in einer solchen Verfassung schlafen ging, wie ein Mann, der durch alle Moräste der Stadt geschleift worden ist; und indes ich auf dem Heimweg war, ging ich schwankenden Schrittes, ohne Licht, von einer Seite zur andern taumelnd, wie ein Mann, der vom Wein trunken ist, erfüllt von tiefer Betrübniß: um so mehr, als ich nach langjähriger Arbeit meine Mühe verloren sah. Aber wie ich nun so besudelt und durchnäßt heimkehrte, fand ich in meiner Stube eine zweite Drangsal, schlimmer als die erste, was jetzo mich verwundern läßt, daß ich vor Traurigkeit mich nicht verzehrte.«

In der katholischen Heiligengeschichte ist keine Gestalt erhabener als die des Sankt Vincenz von Paula, der sich nicht begnügte für seinen Nächsten zu beten sondern mit seinen Händen zugriff ihn zu erretten. Der Heiligenschein der Arbeit ist gleichfalls um die Gestalt des Bernard Palissy gelegt. Die Tugendhaftigkeit dieses Töpfermeisters ist der größten eine unter denen, die der menschlichen Natur das Adelszeichen verleihen. Er besaß keine angriffsbereite Entschlossenheit, belästigte seinesgleichen nicht zu eigenem Vorteil und eigener Überheblichkeit. Er suchte nicht Herr über andere zu sein sondern nur über sich. Er war ohne Mitleid gegen sich und erpreßte seinen geschundenen Knochen alle Kräfte, über die ein armseliger Körper eines Mannes verfügt; seine Entkräftung brachte ihn bis an den Rand des Grabes, und niemals gab er seine Sache verloren. Er hatte gegen Armut, Spott und Schmähungen anzukämpfen. Er vernichtete seines Werks wegen den geringen Besitz, an dem seine Frau hing. Wie ist es möglich mit der Ehefrau in Frieden zu leben, wenn man alles im Haus als Brennstoff ansieht? Der Töpfermeister will die Temperatur des Hartwerdens der Glasur erreichen und hat kein Holz mehr. Noch ein wenig Glut, und die glatte Verglasung, die er so lange versucht, wird endlich gelingen. Dieser alte Stuhl kann ins

Feuer und auch dieser Truhendeckel: schnell, oder die Flamme wird verlöschen, die Glasur sich trüben. Ist es weniger schrecklich Holzstückchen zusammenzulesen, damit die Prozedur gelinge, als auf die Seefische zu warten, um Condés Gäste zu bewirten? Palissy wird etwas Dauerhaftes schaffen, das Jahrhunderte bestehen kann; Vatel wird Nahrung bereiten, die im Augenblick darauf nicht mehr vorhanden sein wird. Da, wo Vatel Anlaß findet sich zu töten, lehnt Palissy sich auf, nicht nur gegen sein Leid sondern gegen den gesunden Menschenverstand seiner Frau. Sie hat recht. Man ist arm, alles in der Wirtschaft ist verwendbar. Dieser alte Stuhl darf nicht verbrannt werden. Eines Tages wird man recht froh sein sich darauf setzen zu können. Und um welcher Torheit willen solche Zerstörung? Ist es vernünftig den geringen Besitz, den man auf Erden hat, in Rauch aufgehen zu lassen? Ganz gewiß ist es ein elendes Los die Frau des Töpfermeisters Palissy zu sein. Noch ein wenig Feuer, Frau, ein wenig Holz. Was soll uns Backtrog und Schrank, was Schemel und Stuhl? Das ist alles nur Holz; Holz, das ist Feuer; Feuer, das ist Gottes Ruhm für meine Töpferware; das ist die dauerhafte Farbe auf meinen Gefäßen. Frau, gib Holz. Aber auch die Frau hat das Bewußtsein ihrer Arbeit. Das Hausgerät, das sie so häufig putzte, zerbrechen zu wollen und zu Asche werden zu lassen, ist das nicht Wahnsinn? Welcher Schmerz für Palissy, als er sein letztes Holzschicht in die Glut schob, und der Ton noch nicht fertig gebrannt war. Zwischen dem Feuerherd und der Hausfrau, dem flammenden Dämon der Töpferkunst und dem Geist der Ordnung in der Wirtschaft, führte der Mann sein jammervolles Leben fort, das Leben eines Heiligen.

Hatte Louis Pasteur in der Mikrobiologie es ebenso schwer wie Palissy in der Töpferkunst? Die 3 in der sozialen Schätzung verschiedenen gewerteten Berufe: die Ernährung, die Töpferkunst, die Chemie, haben jeder ihren Heiligen, die durch ihre Werke der Menschheit verschiedenartige Dienste leisteten, die aber von gleicher Seelenbeschaffenheit sind, gleich wertvoll in ihrem Glauben an die Arbeit, in dem Opfer ihrer selbst für die Inbrunst das Beste zu geben. Als die Schüler Pasteurs ihn um 2 Uhr morgens überraschten, wie er, ein Licht in der Hand, vom Bett aufgestanden war, um nach seinen Nährbouillons zu sehen, begriffen sie, daß es die Idee war, die gleich einem Nachtwächter, der auf die Schulter klopft, diesen Mann weckte. Er, der nicht die Ruhe hat zu schlafen, macht den ersten Schritt in dem schweren Geschick ein Heiliger zu sein. Warum ist die Hagiographie der Arbeit nicht einer der Hauptteile zur Darstellung der Moral?

Hervorragende Schaffende können habgierige Menschen sein, die die Kräfte der anderen zu ihrem Geld- oder Machtvorteil ausnutzen. Um wie vieles edler als diese Persönlichkeiten, für die die Arbeit eine Eroberung und eine Unterdrückung ist, sind diese Männergestalten, für die die Arbeit eine Hingabe ihrer selbst und ein Tribut ist, die sie der Menschheit darbringen. Der Augenblick ist nahe, da die Heiligkeit der Arbeit eine der bewegenden moralischen Kräfte der Zivilisation sein wird.

Die Männer, die sich Schriftsteller nennen, wollen den Beruf haben nur zu schreiben. Liebesgeschichten zu erzählen, ist das eine soziale Notwendigkeit? Wenn einer, der sich damit abgibt, sich für schlecht bezahlt hält, warum schottet er nicht Straßen? Diese erlesenen und empfindsamen Geister for-

dern die öffentliche Unterstützung der Literatur. Sie sehen die Bettelhaftigkeit als ihr gutes Recht an. Sie wollen nur das tun, was sie gern tun; das ist sehr würdig. Aber sie ergreifen vor allem Maßnahmen gegen die Furcht dadurch zu leiden, was weniger würdig ist. Bei der Handarbeit strengt der Mann seine Kräfte an und erweist sich den anderen nützlich. Er reinigt die Abflußröhren, macht Schuhzeug, lauter Dinge, ohne die man nicht auskommen kann. Zu einer Zeit, da die Arbeit auf der Suche nach Gerechtigkeit die Welt erschüttert, erhebt die Literatur den Anspruch sich abseits zu halten. Die Arbeit erscheint den Schriftstellern als ein fesselnder künstlerischer Stoff, vorausgesetzt, daß sie keinen Versuch mit ihr machen müssen. Was werden sie von den Kämpfen, den Nöten ihrer Zeit zum Ausdruck bringen, wenn sie sich nicht darunter mischen? Die Realisten haben den literarischen Irrealismus begründet. Sie betrachteten die Berufe wie eine Landschaft. Sie legten nicht selber Hand an. Das Leben ist die Beute des Künstlers, aber er packt es nicht, ohne daß es ihn packe.

Die Fabrikanten und Kaufleute haben lange Zeit die Verachtung der Literaten ertragen, die wohl annehmen, aber nicht verdienen wollten. Sie standen auf allzu entgegengesetzten Ehrenstandpunkten. Der Gewerbetreibende muß des Nachts an sein Geld denken, wenn der Tag dazu nicht ausreicht. Wenn aber der Schriftsteller zu viel an das seine denkt und nur des Verdienstes wegen schreibt, ist er entehrt. Der Gedanke ist keine Ware, die durch den Katalog festgesetzt, der Probe entsprechend lieferbar ist, mit Zahlung in 60 Tagen, bei 2 % Skonto. Betteln beeinträchtigt nicht die Vornehmheit eines Traums. Dafür hat der Kaufmann kein Verständnis, denn er stirbt nicht Hungers, er verdient redlich, auskömmlich, nach den Vorschriften des Handelsgesetzes. Er vermehrt seine Umsätze, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Darum verachtet er den, der nicht fähig ist seinen Unterhalt zu verdienen. Der Heilige ist zuvörderst für ihn ein Schnorrer. Die Berufe, in denen man nicht verdient, scheinen ihm wenig schätzenswert. Er hat vom geschäftlichen Standpunkt aus recht. Man verkauft nichts, wenn man nicht auf sich hält. Durch den guten Zustand des Anzugs und das gefällige Äußere muß man die Firma ehren, die man vertritt, und den Kunden, den man aufsucht.

Was ist die Seele eines Schriftstellers wert, der zuerst daran denkt zu verkaufen, der seine Füllfeder geschäftlich ausnutzt? Er arbeitet nach Maß. In der Konfektion ist es eine Ehre damit Erfolg zu haben; in der Literatur eine Ehrlosigkeit es damit zu versuchen. Der Sportanzug kann den trefflichen Ruf eines rechtschaffenen Kaufmanns begründen, der sich gut auf den Artikel versteht. Wenn er den Faden fester eindrehen läßt, um die Dauerhaftigkeit und die Geschmeidigkeit des Stoffs zu erhöhen, schafft er sich Ehre. Wenn der Schriftsteller sucht, was seiner Leserschlar gefallen wird, schafft er sich Unehre. Das ist etwas, was der Kaufmann nicht versteht. Er fragt: Was verdienen Sie an dem Geschäft? Wenn die Schriftsteller sich diese Frage stellen, ist es so, als ob die Kaufleute sich weder beunruhigten noch um einen Bankrott kümmern. Das Gemeinwesen zerfällt. Um es in gutem Zustand zu erhalten, müssen einige Menschen Aufgaben haben, deren Zweck nicht der Verdienst ist, und andere Menschen müssen Berufe haben, deren Zweck der Verdienst ist. Wenn man alles des Geldes wegen tut, sind die Seelen in Not. Wenn man nicht genügend für das Geld tut und nicht kaufmännisch handelt, sind Körper und Geist in Not. Wir wollen viele

Bücher kaufen und gute. Ein vorteilhaftes Geschäft für den Schriftsteller und für den Leser. Aber scheiden wir die Verfasser aus, die auf allen Vieren vor dem Publikum kriechen, um die 10 Francs, die ihr Band kostet, sich häufiger zuwerfen zu lassen. Künstler im geschäftlichen Betrieb zu sein kann ins Zuchthaus führen. Wenn der Literat Hungers stirbt, leidet dadurch nicht sein Ansehen. Er geht nur ins Krankenhaus, wenn Platz ist. Eine Nation bedarf großer Handelshäuser und braucht Männer, die voller Ehrfurcht sind für die Freiheit der Gedanken, nicht der in der Erklärung der Menschenrechte festgelegten. Das ist kein Recht, es ist eine Gnade. Der Schutzmann erhebt keinen Einspruch, das Geld tut es.

Die Anschläge gegen den Geist werden nunmehr nur von den Schriftstellern selbst verübt. Die volle Freiheit ist diese, die man sich gewährt, nicht die, die das Gesetz bestätigt. Die Bretter sind nur für den verächtlich, dessen Beruf es nicht ist auf ihnen zu stehen. Die Würde des Seiltänzers weicht von der des Schriftstellers ab, aber sie hat ihre Geltung. Hanswurst hat seine Ehre, der Kaufmann die seine, wie der Literat die seine hat. Aber sie dürfen sie nicht verwechseln. Sich in der Ehre irren entehrt. Der Schriftsteller kann Akrobat oder Börsianer außerhalb seiner schriftstellerischen Betätigung werden, aber er betreibe die Dinge nicht zu den gleichen Stunden und nicht aus dem selben Geist heraus. Er möge sein Brot verdienen und dann frei denken. Jesus hat durchaus ehrenhafte Leute aus dem Tempel vertrieben. Sie waren da nicht an ihrem Platz, aber Jesus hat niemals gesagt, daß sie stehlen und die Ware fälschten. Wir können sie schätzen. Sie gingen nur fehl in der Wahl der Verkaufsstelle. Sie gaben nicht falsches Gewicht noch zu knappes Maß. Die Handelskammer von Jerusalem hatte an ihrem Vorgehen nichts auszusetzen.

Die Ehre des Adligen ist eine Erbschaft. Sie erhält sich durch mündliche Überlieferung. Es ist nicht die lebendige Ehre, die man täglich erwirbt. Es ist von Bedeutung für eine Nation, daß die Würde der Berufe erkannt werde. Es ist von Bedeutung für eine Literatur sich durch die starken Kräfte zu erneuern, die ein Volk beseelen. Und es gibt keine stärker als die Arbeit.

MAX KALTHOFF · SCHÖPFUNG



ALS Chaos einst, vor vielen, vielen Ewigkeiten,
Den Geist gebar, durch den es Kosmos wurde,
Als in dem Tanz der wirbelnden Gezeiten
Ein junger Gott den Rhythmus fand,

Da war es einst, vor vielen Ewigkeiten,
Daß Sinn dem Wirrnis Seele schenkte,
Und läuternd fielen schwere Harmonieen.
Und Gott ließ seinen Geist durch Welten schreiten,

Durch Welten, die sich seinem Willen beugten
Und seinem Samen ihre Leiber schenkten.
Und Göttliches entsproß dem wilden Lieben:
Der Schmerz
Stieg aus dem Chaos auf.

ERNST UNTERMANN · GOLD, INDIANER, WEISSE

FIN alter Goldsucher keuchte polternd durch den staubigen Sand der Coloradowüste. Ein Freund, an dessen Hütte er vorbeistolperte, steckte den Kopf heraus, um zu sehen, was der kolossale Aufwand an Lungenkraft bedeutete. »Was ist los, Jim?« »Ach, mein Partner, der gottverdammte Esel, hat mir die beste Goldmine im Staate ruiniert.« »So, wie denn?« »Der verfluchte Hundesohn hat ein Stück Dynamit reingesteckt und alles Gold 'rausgeblasen.«

Die amerikanische Bergwelt ist voll solcher Goldminen. Sie bilden ein regelrechtes Nebengeschäft in der Wallstraße. Selbst hochstehende Geldfürsten verschmähen nicht damit zu spielen, sei es zum Zeitvertreib, oder um einem Rivalen eins auszuwischen, sei es in der schwachen Hoffnung, daß auch eine blinde Henne ein Korn finden könnte. Natürlich ist heute die Gold- und Silberproduktion in den Händen weniger großer Gesellschaften konzentriert, und die Zufallsmethoden der alten Goldsucher sind durch die Wissenschaft überholt. Nur in abgelegenen und wenig versprechenden Gegenden vegetieren die alten "Wüstenratten" und Prospektoren noch. Dort dienen sie meist bewußt oder unbewußt den Spekulanten in den großen Städten als Rohmaterial zur Verbrämung von Aktien, die weiter keinen wirtschaftlichen Untergrund haben als die Illusion und die Lüge. Nur so haben die "wildcat"-Minen noch heute ihre Bedeutung in der sogenannten Romantik des Westens und bilden für manche abgelegenen Ortschaften eine Nebenquelle der Wirtschaft, die man ungern entbehrt. In solchen Gegenden sind alle Bewohner mehr oder weniger an der Aufrechterhaltung der Illusion interessiert, daß eines Tages Millionen aus einem Loch herausgeholt werden können, von dem jeder Ortskundige weiß, daß es leer ist. Man nennt sie auch pocket mines; nicht weil das Gold darin in der Form von Taschen oder Linsen auftritt, sondern weil man das Geld aus den Taschen leichtgläubiger Stadtbewohner heraus miniert. In den Großstädten sitzen Spekulanten, häufig mit den "besten" Bankiers und Börsenmaklern unter der Hand verbunden, die Aktien in eigens zu diesem Zweck gegründeten Gesellschaften an kleine Leute verkaufen, die nichts vom Bergbau verstehen, aber gern schnell reich werden möchten.

Ungeheure Summen werden auf diese Weise in Zirkulation versetzt, um größtenteils von den Spekulanten privatim verschwendet zu werden. Um aber das Spiel im Gang zu halten und ihm den Anschein der ehrlichen Wahrscheinlichkeit zu geben, wird ein Geologe oder Bergingenieur hinausgeschickt, der einen Bericht einreichen soll, mit dem man dann die Leute weiter ködert. Es sind meist junge und unerfahrene Leute, denen man solche Aufträge gibt. Zuweilen fällt aber auch ein Mann von Ruf darauf hinein. Denn 400 Dollars pro Monat plus Spesen sind nicht zu verachten, und 100 Dollars pro Tag sind für kurzfristige Dienste erfahrener Leute heute gang und gäbe. Der Experte fährt von der Endstation der Eisenbahn mit der alten Postkutsche oder dem Autobus nach der entlegenen Ortschaft. Die lokale Transportgesellschaft, Hotels, Storekeepers, Bankiers und Arbeit-suchende kommen dabei zu etwas Geld. Einige Leute werden angeworben. Proviant und Werkzeuge werden gekauft und auf Wagen oder Packpferden nach der Mine transportiert. Das alte Camp wird aufgefrischt. Vermessungen, Bohrungen und chemische Experimente werden vorgenommen. Alte Prospekt-

löcher, Tunnel und Schächte werden vergrößert, Karten gezeichnet und Berichte geschrieben. Natürlich bekommt kein Ortsansässiger in solche Berichte Einsicht, aber die Lokalzeitung schreibt von Zeit zu Zeit erfrischende Artikel darüber. Die Ortskundigen zwinkern, lachen sich ins Fäustchen, stecken ihren Anteil an dem leichten Verdienst ein und reden laut über die wunderbaren Aussichten des Bergbaus in ihrer Gegend. Die "Handelskammer" rührt die Trommel, bläst die Trompete. Nach einem Jahr verschwindet der Experte, wenn er ehrlich ist und den Schwindel durchschaut hat. Die "Goldmine" ist auf Kosten Auswärtiger ein wenig weiter entwickelt. Wird sie von der alten Firma aufgegeben, so greift eine Gruppe Ortsansässiger sie auf und hält die Sache im Gang. Ein neuer Experte kommt, und das Spiel geht so lange weiter, wie sich Tölpel finden, die das Geld dazu hergeben.

Hat der Partner oder der Experte alles Gold "herausgeblasen", so wird mit künstlichen Mitteln nachgeholfen, die oft schwer zu entdecken sind. Im südlichen Idaho pflügten einmal 2 Schlauköpfe 10 Acker Wüstenland um, säten Goldstaub darin, preßten die Ackerkrume mit einer Walze wieder fest und ließen die Vegetation einige Jahre lang darüber wachsen, bis jede Spur ihrer Arbeit verwischt war. Dann "entdeckten" sie eines Tages das Gold, machten ein großes Geschrei darüber, ließen einen weitbekannten Geologen Vermessungen und Untersuchungen vornehmen und verkauften schließlich die "Goldmine" zu einem hohen Preis an eine große Gesellschaft, deren eigener Geologe sein Gutachten darüber abgegeben hatte. Es dauerte mehrere Jahre, bis der Betrug offenbar wurde. Die beiden Schlauköpfe waren längst mit ihrem Geld über alle Berge. Aber noch heute sucht man in jener Gegend nach Gold, denn die große Firma hatte ein Interesse daran sich nicht lächerlich zu machen. Sie hielt die Illusion aufrecht, daß das Feld nicht wertlos, wenn auch für ihre Zwecke nicht ergiebig genug war. Eine New Yorker Firma schickte mich nach Florence im Buffalo-Hump-Distrikt des nördlichen Idaho zur Untersuchung einer angeblichen Goldmine. Der Distrikt heißt so nach einem Berg, dessen Profil aus der Ferne wie der Höcker eines angreifenden Büffels aussieht. Die Firma hegte große Erwartungen, denn ein guter Freund in der Wallstraße hatte mit dieser Mine eine alte Schuld abbezahlt. Ich fand hoch in der Mulde des Florencebergs eine nasse Wiese zwischen dicht mit Tannen bestandenen Höhen. Das untere Ende der Wiese war mit einer hydraulischen Vorrichtung etwa 100 Meter lang und 50 Meter weit bis auf den Felsgrund, etwa 6 Meter tief, ausgewaschen worden. Oben lag eine Humus- und Torfschicht von 5 Meter, darunter ein schmaler Streifen Sand und Kies, und darin etwa ein 50 Zentimeter breites Band aus blauem Ton, in dem das Gold stecken sollte. Ich ging mit der Goldpfanne an die Arbeit. Der Leiter des Camps wollte mich immer nach einer gewissen Richtung steuern. Das machte mich vorsichtig. Auch bemerkte ich, daß der abgewaschene Felsgrund mit Vogelschrot übersät war. Das machte mich argwöhnisch. Ich ließ mir aber nichts anmerken und arbeitete mit der Goldpfanne weiter, bis ich aus einigen Schaufeln voll Sand und Ton mehrere Goldkörner ausgesiebt hatte. Dieser Fund wurde von dem alten "wildcat miner" mit großem Jubel begrüßt. Er ergoß sich in Lobreden über den ungeheuren Wert des Lagers, das ihm zum 4. Teil gehörte. Ich gab mir den Anschein, als wäre ich stark von der Güte der Wiese überzeugt, machte noch Vermessungen und Studien der geologischen Formation und ritt dann, ohne

ihn aufzuklären, nach dem 50 englische Meilen entfernten Grangeville, das als Geschäftsbasis für die ganze Gegend dient. Aus alter Erfahrung wußte ich schon, daß solche Wiesen in den Rocky Mountains selten viel Gold enthielten, denn Goldstaub war bisher meist in "Pockets" oder Linsen steiler Schluchten gefunden worden. Gold ist zu schwer, um selbst von Wildbächen weit getragen zu werden. Auf flacheren Strecken bleibt es liegen, wo es vom verwitterten Gestein hingelegt wird. Unter der Lupe zeigte sich, daß die von mir gefundenen Goldkörner rund und glatt waren, wie sie nach dem Schmelzen in einer Retorte aussehen, nicht rau und kantig, wie sie im Rohen an der von mir erprobten Stelle sein mußten. Offenbar waren diese Goldkörner mit einer Vogelflinte in den Tonstreifen hineingeschossen worden. Ich warnte also die Firma. Sie wollte mir nicht glauben. Das Wort ihres Freundes in der Wallstraße wog zu schwer gegen meine Meinung. Ich blieb dabei. Die Firma bestand darauf, daß ich mich irren müßte. Sie bezahlte dem alten Leiter des Camps 2000 Dollars, um ihn aus der Gegend und der Gesellschaft zu entfernen. Dann beauftragte sie mich die ganzen 600 Acker mit einer Bohrmaschine schachbrettartig zu untersuchen. Ich warnte vor dieser Verschwendung und erklärte, es sei besser das Lager aufzugeben, oder, wenn dies nicht zugänglich, eher an einer andern Stelle nach Golderzen zu schürfen als in dieser nassen Wiese Löcher zu bohren und Kies aufzupumpen. Die Firma blieb hartnäckig bei ihrem Willen, beteuerte, daß sie mehr Vertrauen zu mir als zu irgendeinem andern Geologen ihrer Bekanntschaft hätte, und bat mich nicht zu resignieren; sie wäre ihren Aktionären eine gründliche Untersuchung schuldig, ehe sie das Projekt aufgäbe. Ich riet erst noch einen andern Geologen heranzuziehen und seine Meinung neben meine zu stellen. Nach einigem Zögern fand sich die Firma dazu bereit. Der Bericht dieses Geologen bestätigte meine Ansicht. Trotzdem entschied sich die Firma nach Rücksprache mit ihrem Freund in der Wallstraße die Bohrungen vornehmen zu lassen. Der Freund versprach die Hälfte der Kosten zu tragen und eventuell die Mine wieder zurückzunehmen. Nach 6 Monaten stellte sich heraus, daß ich recht hatte. Der Freund nahm das Lager wieder an sich. Als ich 10 Jahre später in diese Gegend zurückkam, war der alte Schwindel unter einer neuen Firma im Gang. Die Geschäftsleute in Grangeville redeten immer noch von den ungehobenen Schätzen, die eines Tages aus Florence kommen würden. Die alte Vorgeschichte des Lagers lieferte ihnen den Stoff dazu. Denn aus dieser Gegend war in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts Goldstaub im Wert von mehr als 4 Millionen Dollars gekommen. Die Bücher der Western Express Company bestätigten dies. Dieser Goldstaub kam aus einigen steilen "Gulches" oder Schluchten, deren nackte Gerippe und zerfallene Blockhütten als stumme Zeugen der alten Herrlichkeit zitiert wurden. Wer die geologische Eigenart der Gegend kannte, begriff, warum kein Goldstaub mehr gefunden worden war. Andere aber wurden durch diesen Köder leicht gefangen.

Außerdem verstand man die Kunst den Hunger nach Romantik, der jeden Stadtbewohner plagt, mit Anekdoten aus der Pionierzeit zu füttern, deren Glaubwürdigkeit durch die alten Chroniken belegt wurde. Man erzählte folgende Geschichte: Anfang der sechziger Jahre jagten und schürften 3 junge Männer aus Grangeville auf dem Slate-Creek-Berg, halbwegs zwischen Florence und Grangeville. Plötzlich gingen die Nez-Percé-Indianer

auf den Kriegspfad. Eine freundliche Squaw ritt in der Nacht über 100 Meilen, um die Weißen in Adam's Camp und Buffalo Hump zu warnen. Eine Streifpatrouille der Indianer war ihr aber dicht auf den Fersen und überraschte die 3 Prospektoren am Slate Creek. Diese verteidigten sich mit ihren Feuerwaffen, schossen den Indianern die Pferde weg, erreichten ihre eigenen Pferde und entkamen bergauf in der Richtung nach Florence. Aber ein Mann hatte einen Pfeil durch die Wade bekommen, der darin stecken geblieben war. Der Verwundete konnte schließlich vor Schmerzen nicht weiter. Seine Freunde wollten ihn nicht im Stich lassen. Sie versuchten den Widerhaken oder das Federende des Pfeils mit Messern abzuschneiden, aber der Verwundete heulte vor Schmerz und verlor so viel Blut, daß er bewußtlos wurde. Seine Freunde drehten mit ihren Halstüchern und einem Stock die Schlagader des Beins ab, um das Blut zu stoppen. Der Sitte gemäß hatten sie in ihrem Pack eine rostige Handsäge und ein Beil. Der eine schärfte die Säge mit einer rostigen Feile, der andere hackte mit dem Beil aus Tannenzweigen Pflöcke zurecht, die er neben dem Bewußtlosen in den Boden trieb. Dann banden sie ihn mit Händen und Füßen an den Pflöcken fest und sägten das Bein durch. Dabei kam der Verwundete wieder zum Bewußtsein und brüllte »wie ein Affe«, so erzählten seine Freunde später. Inzwischen kochte in ihrer Bratpfanne eine dicke Jauche aus Moos, feinen Spänen und Tabak. Diese wurde heiß auf den Stumpf aufgetragen und durch einen dicken Verband von Moos, Hemdsärmeln, Gras und Splinten festgehalten. Der Verwundete wurde mit Whisky angefüllt, bis er bewußtlos wieder einschlief. Die beiden Freunde wachten abwechselnd die Nacht hindurch ohne Feuer und gossen dem Patienten von Zeit zu Zeit mehr Whisky in den Hals. Vorsichtiges Kundschaften überzeugte sie am Morgen, daß die Indianer die Verfolgung aufgegeben hatten. Der Verwundete lag im Fieber und konnte nicht fortgeschafft werden. Die Freunde zündeten ein Feuer an, kochten Frühstück und richteten ihr Lager auf längern Verbleib ein. Der Whisky ging auf die Neige, also mußten starker Kaffee und Tabak die Schmerzen lindern. Eine Blutvergiftung trat trotz der Eisenbartkur nicht ein. Der Patient erholte sich. Es wimmelte von Berghühnern, Hasen, Hirschen, die Bäche waren voll Forellen, also war an kräftiger Kost kein Mangel. Nach einer Woche schon kroch der Patient auf allen Vieren im Camp umher, um sich Bewegung zu machen. Während seine Freunde jagten und fischten, stocherte er mit der Spitzhacke im Erdboden herum, denn ein Mann der Wildnis sucht sich selbst als Kranker nützlich zu machen und für seine Freunde einen Vorrat von Regenwürmern bereit zu halten. Dabei kamen eines schönen Morgens statt der Regenwürmer einige Goldkörner zum Vorschein. Er stocherte erregt weiter. Mehr Gold. Als seine Freunde ins Lager zurückkehrten, fanden sie ihn schweißtriefend in einem großen Loch, die Taschen voll Goldstaub und halb verrückt vor Goldfieber. Sie steckten sofort ihre Claims ab. Der Rekonvaleszent lehnte entschieden ab sich nach Adam's Camp oder Grangeville transportieren zu lassen. Seine Antwort auf alles Drängen seiner Freunde war: »Zum Teufel mit dem Bein, wir sind reich.« Also gruben sie eifrig weiter, bis sie so viel Goldstaub und Nuggets hatten, daß sie sicher waren eine echte Goldtasche entdeckt zu haben. Die Indianer waren inzwischen von den regulären Truppen geschlagen worden. Man konnte ohne Gefahr nach Grangeville kommen. Einer der 3 Freunde ritt auf seinem Sattelpferd und mit einem Packpferd dorthin, um die Claims

zu registrieren, das Gold bei der Western Express Company zum Versand an die Münzanstalt der Vereinigten Staaten aufzugeben und mehr Proviant und Werkzeuge zurückzubringen. 100 Pfund Goldstaub im Wert von etwa 25 000 Dollars machen nur ein kleines Packet, drücken schwer auf eine kleine Stelle des Pferderückens, die nach dem Abnehmen des Packsattels lange sichtbar bleibt. Ein Pferd kann nur 2 solcher Packete auf einmal tragen, selbst wenn das Gold in Hirschledersäckchen verpackt und dick mit Lumpen umwickelt ist. Das Geheimnis konnte also trotz aller Vorsicht nicht lange gewahrt bleiben. Binnen wenigen Wochen schwärmten 10 000 Menschen über den Florenceberg. Jeder Fußbreit seiner meilenweiten Kuppe und Abhänge wurde umgegraben. Bald aber verlief sich die Menschenflut wieder, denn das Gold trat nur an wenigen Stellen so dicht zutage wie in der Schlucht, die dem "Abgesägten" zu Ehren Baboon Gulch getauft wurde. »Doch an vielen geheimen Stellen liegt das Gold noch unentdeckt«, so schloß die Erzählung stets, »und irgendein Glückskerl wird sicher eines Tages wieder den großen Fund machen.« Warf man ein, daß ein so altes und viel durchsuchtes Camp wohl schwerlich noch große Überraschungen bergen könnte, so wurde auf viel ältere Lager hingewiesen, die erst kürzlich in größeren Tiefen zu einem reichern Leben wiedererwacht waren. Der ortskundige Geologe wußte die Antwort darauf, der "Tenderfoot" wurde eher angelockt als ernüchtert. Auf ihn wirken solche Geschichten geradezu verblödend. Ihn locken das freie Leben, der Reiz der Berge, die Hoffnung auf einen glücklichen Zufallsfund. Er will sich als "Westerner" kleiden, Pferde reiten, in einer Blockhütte wohnen, mit Hacke, Schaufel und Goldpfanne nach Schätzen graben, durch die wilden Wälder streifen, schießen und fischen. Er will die gerühmte Romantik des Westens selbst kosten.

Doch nicht er allein geht in diese Falle. Auch schlaue Geschäftsleute, die in ihrem Fach jeden Cent umdrehen und alle Tricks kennen, werden dabei leichtsinnig und riskieren große Summen aus der eigenen Tasche, noch lieber auf Kosten ihrer Aktionäre, um dem Versteck des Goldes auf die Spur zu kommen. Sind sie noch dazu patriotisch, so unterhält man sie mit den Großtaten kleiner Abteilungen der Armee, deren kühne und erfolgreiche Überwindung großer Indianerhaufen in Wort und Bild zur Tradition geworden ist. Daß die Indianer auf den Kriegspfad gingen, weil sie von den Washingtoner Agenten bestohlen, ihre jungen Männer durch Fusel degeneriert, ihre Länder veruntreut wurden, verschweigt man. Für die meisten weißen Ansiedler versteht es sich noch heute von selbst, daß man den Indianern gegenüber alle 10 Gebote mißachtet und sie in jeder Weise herausfordert, um sie dann als schlechte Kerle hinzustellen, wenn sie sich zur Wehr setzen. Die Hallunken unter den Weißen nimmt man so hin, ein schlechtes Subjekt unter den Indianern wird der ganzen Rasse angekreidet. Das einzige, was man den Indianern zugesteht, ist, daß sie tapfere Krieger waren. Und hat man genug vom Massakrieren, Skalpieren und Foltern weißer Ansiedler erzählt, so erinnert man sich auch wohl an diesen oder jenen edlen Zug in der Indianernatur. So wird erzählt, daß eine kleine Abteilung amerikanischer Kavallerie in Whitebird am Salmonfluß von einem starken Indianertrupp überrascht wurde. Der kleine Ort liegt tief zwischen hohen und steilen Abhängen. Heute führt eine meilenweite Zickzackstraße aus der Schlucht auf das Plateau der Camasprairie und nach Grangeville. Damals gab es nur

rauhe Pfade und Wagenspuren. Der Versuch der amerikanischen Reiter sich nach dem etwa 100 Meilen entfernten Posten in Lewiston zurückzuziehen mißlang. Sie wurden in der Schlucht umzingelt und von den auf beiden Seiten reitenden Indianern einer nach dem andern abgeschossen. Schließlich blieb nur ein Soldat am Leben. Er kroch mit den gesammelten Patronen seiner gefallenen Kameraden in ein Gewirr von Felsblöcken, das ihn nach allen Seiten deckte, und schoß jeden Indianer nieder, der sich ihm frei zu nähern suchte. Mit seiner letzten Patrone erschoss er sich selbst. Als ihn die Indianer fanden, lagen 75 leere Patronen um ihn herum. Sie begruben ihn, wo er lag, errichteten aus Felsblöcken ein Denkmal und schrieben auf den größten Block mit Pulver und Gewehröl »Brave man«. In dieser romantisch verklärten Atmosphäre fühlt sich auch der Tenderfoot als ein neuer Mensch, der als Heros nach dem Goldenen Fließ sucht und die glorreichen Traditionen seiner Rasse hochhält. Das Goldfieber packt ihn und beraubt ihn der kühlen Vernunft. Vielleicht ist er der Held im Embryo, dem man eines Tages in der Tradition und Geschichte solche Dinge nacherzählen wird. Hat er Geld, so umschmeichelt man ihn. Er wird vielleicht der Gegend die lang ersehnte Prosperität bringen. Er wird der Große Mann werden, den jeder kennt, liebt und bewundert. Von hier aus wird sein Name in alle Zeitungen kommen, bis er überall in den Staaten so berühmt ist wie hier. Kann er noch dazu aus den Taschen williger Aktionäre das nötige Geld herauslocken, um sich hier als Wohltäter und kühner Unternehmer aufzuspielen, so ist der Fortgang des Schwindels auf einige Jahre gesichert, denn niemand wird ihn aufklären. Leute, die schon jahrelang unter anderen Gesellschaften am selben hoffnungslosen Projekt gearbeitet und verdient haben, wissen, daß es leer ist, drängen sich an ihn heran und er bieten sich ihm für gute Bezahlung zu zeigen, wo er am sichersten seine Arbeit ansetzen kann.

Die Ortsansässigen halten auch nicht viel von den Geologen und Bergingenieuren, die ein solches Projekt ablehnen. Man verkleinert ihre Fachkenntnisse und zitiert Dutzende von Fällen aus der Geschichte des Westens, in denen der ungebildete Prospektor Gold fand, wo der Fachmann jede Möglichkeit dafür gezeugnet hatte. Und das ist leicht verständlich. Denn die großen und reichen Minen wurden zu Zeiten entdeckt, in denen die meisten amerikanischen Fachleute ihre wissenschaftliche Erziehung in Europa suchten und demnach Probleme amerikanischer Geologie einschätzten, ohne mit den Eigenarten der amerikanischen Welt bekannt zu sein. Das brachte viele Fehler mit sich, die unvermeidlich waren. Aber deshalb argumentiert nur ein Schwachkopf oder ein Scharfmacher, es sei besser ohne Wissenschaft ins Blaue hinein Gold zu suchen. Man kann es aber den Fachleuten nicht vergeben, daß sie dieser oder jener Gegend ein "blaues Auge" geben; macht daher großmäulige Witze über sie. Die Illustration dazu liefern Geschichten wie die folgende. Im Cripple-Creek-Distrikt von Colorado erhielten 2 "Roustabouts", das heißt leichte Arbeit suchende Bummler, von einem Storekeeper ein "Grubstake" oder genug Proviant und Werkzeuge, um den Sommer hindurch nach Edelmetallen zu suchen. Fanden sie etwas, so erhielt der Storekeeper die Hälfte. Wenn nicht, so kostete die Spekulation nicht viel. Die beiden bepackten also ihren "Burro", den Esel, der viel vertragen und mit wenig Futter und Wasser auskommen kann. Oben drauf banden sie einen großen Steinkrug voll Whisky. Das Ding heißt im Jargon ein "Demijohn",

ein halber Hans, und enthält je nach Größe 1 oder 2 Gallonen. Sie trieben nach altem Brauch ihren vollbepackten Burro vor sich her und waren bald auf dem steilen und engen Bergpfad. Wohin sie eigentlich wollten, wußten sie selbst nicht. Nur hinaus in die Ferne. Der Burro schwankte auf dem Pfad hin und her, schabte hier und da gegen einen Felsblock oder einen Baumstamm und brachte den Demijohn voll Whisky bedenklich in Gefahr. Also entschied man sich den Krug von seinem gefährlichen Platz zu entfernen und ihn abwechselnd selbst zu tragen. Eine Gallone Whisky hängt ziemlich schwer an einem Arm, namentlich wenn der Henkel klein, und das Wetter heiß ist. Man kann ihn dadurch leichter machen, daß man ab und zu einen kräftigen Schluck daraus nimmt. So torkelte die Expedition den Berg hinauf. Ungefähr 2 englische Meilen außerhalb des Orts merkte man, daß es immer heißer wurde, und der Demijohn auf die Neige ging. Ein kleiner Bach lud mit schattigen Bäumen zur Rast ein. Es ruhte sich gut an dem kühlen Fleck. Der Demijohn wurde bis auf den letzten Tropfen geleert. Der eine heiße und schwere Kopf hatte einen großartigen Einfall. »Hier kampieren wir für heute. Du kochst das Essen, ich gehe nach Cripple Creek zurück und fülle den Demijohn wieder auf.« Gesagt, getan. Es wurde Abend, der Mann mit dem Demijohn kam nicht wieder. Er lag betrunken unter einem Fach des Storekeepers. Der andere frühstückte am nächsten Morgen allein und wartete einige Stunden vergeblich auf seinen Freund und einen guten Schluck. Nun hatte auch er einen glücklichen Einfall. Warum nicht an dieser Stelle graben? Ein Platz paßt so gut zu einem Prospektloch wie ein anderer. Das Lager war kühl und bequem, das Bächlein murmelte freundlich, der einsame Bummler fing an zu hacken und zu schaufeln. Nach einer halben Stunde stieß er ungefähr 2 Fuß unter der Oberfläche auf eine reiche Erzader. Wie sich später herausstellte, war dies die einzige Stelle, an der diese Gold- und Silberader so nahe an die Oberfläche kam. Welcher Geologe hätte das wissen können? Glück muß man haben.

Das Unerwartete hat allerdings in der Goldgeschichte Amerikas oft eine derartige Rolle gespielt. Fast alle großen und reichen Minen sind auf solche Weise entdeckt worden. Daran hängen sich die Lokalschwätzer und begegnen jedem ablehnenden Fachbericht mit solchen Anekdoten. Hat aber der Neuling wirklich das unerhörte Glück aus einem jahrelang als leer bekannten Loch etwas Gold herauszuholen, so kann er sicher sein, daß ihm seine Ratgeber aus der Nachbarschaft das Metall aus den Schleusenkästen stehlen, wenn er nicht genug zuverlässige Freunde um sich hat, um Wache zu halten. Bald wird er einen Prozeß auf dem Hals haben, durch den man nachzuweisen sucht, daß sein Titel zu der Mine einen Fehler hat. Oder man greift seine Wasserrechte an. Gewinnt er nach langem Hader und großen Unkosten und nimmt seine Arbeit wieder auf, vielleicht mit größerem Erfolg, so werden die großen Bergbaugesellschaften, die überall ihre Spione und Agenten haben, darauf aufmerksam. Diese versuchen mit allen möglichen krummen Schlichen des Lagers habhaft zu werden, ohne viel dafür zu bezahlen. Eventuell wird der unglückliche Glücksvogel durch die politische Maschine der großen Gesellschaften so drangsaliert, daß er froh ist zu einem Spottpreis zu verkaufen und der Romantik des Westens den Rücken zu kehren. Es geht ihm genau so wie den Indianern mit wertvollem Besitz. Auch den kleinen Schwindlern, die bisher neben den Geschäftsleuten an solchen Unternehmen

mit schmarotzt haben, geht es nicht besser. Mit Hilfe der Frauen im Ort wird ein großer moralischer Feldzug organisiert. Die Lokalzeitung schreit tapfer mit. Das "Gesetz" reinigt die Gegend von den kleinen Schwindlern, um den großen Liebesdienste zu leisten. Selbst den kleinen ehrlichen Goldsuchern nimmt man die besten Claims weg. Die meisten bleiben arm, auch wenn sie nach tausend Entbehrungen und Strapazen eine gute Mine gefunden und mit kargen Mitteln entwickelt haben. Verschiedentlich ist es vorgekommen, daß eine große Gesellschaft ein von kleinen Leuten angefangenes und vielversprechendes Unternehmen von bezahlten Desperados hat angreifen lassen. Verteidigen sich die Eigentümer erfolgreich, schießen sie einige Angreifer tot, so macht man ihnen den Prozeß wegen Mordes. Oder die Gesellschaft schüchtert sie mit Hilfe der alten Parteipolitiker durch Militär ein und treibt sie aus. Wer Bret Harte gelesen hat, weiß, daß die sogenannten Vigilantes in den alten Goldcamps "das Gesetz" vertraten und von Zeit zu Zeit die Gemeinschaft "reinigten". Wer die Dinge selber mit angesehen hat, weiß, daß die Vigilantes sehr häufig aus Händlern, Bankiers, Advokaten, Agenten und Desperados der großen Gesellschaften bestanden und noch bestehen, daß sie Gewalt zum Gesetz machten, um das Eigentum ehrlicher Leute an sich zu reißen, die der "Zivilisation" der Reichen Widerstand leisteten. Auf die selbe Art wurden viele Siedler aus Heimstätten vertrieben. Der Grund zu den meisten großen Vermögen in den Vereinigten Staaten ist durch solche Schwindeleien und Gewaltakte gelegt worden.

Heute sind Organisationen wie die Vigilantes und die Kukuluxer meist Hilfstuppen der Millionäre gegen unbequeme Gewerkschaften oder Parteien. Und dabei hat sich gezeigt, daß auch ein Angelsachse nur so lange ein romantischer Heros bleibt, wie er auf seiten der Kapitalisten kämpft. Stellt sich ein in der Geschichte des Westens bekannter Charakter auf die Seite der Kleinbauern und Arbeiter, so hört er auf ein angelsächsischer Held zu sein und verwandelt sich in eine "Gefahr für die Zivilisation". Der Klassenkampf macht keinen prinzipiellen Unterschied zwischen den Rassen, er behandelt den Weißen wie den Indianer und Neger und treibt ihm die Romantik des Westens mit Maschinengewehren, Bajonetten und Giftgasen aus. Richtig dargestellt, ist die romantische Geschichte des amerikanischen Westens die selbe lange Folge von Gewaltakten gegen die Weißen wie gegen die Indianer. In ihr dienen auch die weißen Siedler, Cowboys, Schafhirten, Jäger und Prospektoren als Dünger für die großen Vermögen, und nur der wird als Held gefeiert, der ein treuer und dummer Diener der herrschenden Klassen ist. Die Helden, die in dieser Geschichte für die unterdrückten Klassen gekämpft haben, werden erst von einer andern Generation gewürdigt werden.

ADOLF BEHNE · KUNSTPOLITIK

UNES latente Antipodentum Dürer-Grünewald, von dem hier vor einem Monat die Rede war¹, wiederholt sich heute in einem akuten Antipodentum Liebermann-Nolde, das viel größere als nur persönliche Bedeutung hat. Auch hier sei ausdrücklich betont, daß wir diese Dinge rein schicksalsmäßig sehen, und daß uns ein Herabsetzen Liebermanns genau so fern liegt wie ein Degradieren Dürers.

¹ Siehe *Behne* Ist Grünewald noch modern?, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 570 und folgende.

Max Liebermann; der bürgerliche, die Außenwelt ordnende, sich einpassende, die Fortschritte der Welt klug und zielbewußt nutzende Künstler. Ganz logisch ist er vor dem Krieg das Haupt der antiakademischen Sezession, ganz logisch aber auch heute das Haupt der Akademie. Denn ihre Oppositionsstellung zu den kaiserlichen Kunstmaximen schloß nicht aus, daß auch die Sezession eine Akademie war, zumindest von dem Zeitpunkt an, da sie sich der neuen Generation versagte. Der Ausschluß Noldes 1910 war das entscheidende Ereignis. In Emil Nolde wurde der Künstler abgelehnt, der mit der tiefen Inbrunst eines Barbaren auf skeptisch weltgewandte Kunstgentlemen stößt, als ein Revolutionär auf Liberale, als eine Natur auf Impressionisten. Einer, der aus der Volksgemeinschaft kam, stieß auf Gesellschaftsmenschen. Aus der Ablehnung Noldes und Noldes Protest dagegen entwickelte sich eine offene Feindschaft Liebermanns gegen Nolde, und da diese Feindschaft nicht privat blieb sondern geradezu die Basis einer bestimmten Kunstpolitik wurde, muß von ihr auch in der Öffentlichkeit gesprochen werden.

Der Präsident der Akademie schließt Nolde die Tore zu allen ihren Ausstellungen und natürlich erst recht zur Mitgliedschaft, und das Merkwürdige ist schon hier, daß alle Akademiker und die gesamte Presse dies stillschweigend mitmachen. Liebermann wollte Macht, kam zur Macht: selbstverständlich durch Leistung und eigenes Verdienst. Nun nutzt er die Macht, über die er heute verfügt, gegen einen Künstler, der das Wort Macht in diesem Sinn überhaupt nicht kennt.

Liebermann hat eine Partei, eine große, starke Partei. So kann das Sonderbare geschehen, daß die herrliche Ausstellung, die Dresden zu Noldes 60. Geburtstag zusammenbringt, zwar in Dresden, in Hamburg und in Essen gezeigt wird, aber nicht in Berlin; daß bis vor wenigen Jahren kein Bild Noldes in Berlin öffentlich zu sehen war; ja, es kann geschehen, daß, wenn ein tapferer Kunstsalon hier eine erste Noldeausstellung nach 20 Jahren macht, die Presse sonderbar zögernd, unendlich reserviert und mit wenigen Ausnahmen ganz verlegen sich äußert. Wenn man bemerkt, wie auch die Ausstellung der großen Noldeschen Graphik in den beiden führenden Berliner Blättern, die allerdings besonders nahe zu Liebermann stehen, mit genau je 1 Zeile an möglichst nebensächlicher Stelle abgetan wird, und wie das Berliner Tageblatt in einer spaltenlangen Kritik der Neuerwerbungen im Kronprinzenpalais den neuen Nolde mit keiner Silbe auch nur erwähnt, muß man wohl sehen, daß gegen Nolde eine bestimmte Macht eingesetzt wird.

Ludwig Justi, der Leiter der Staatlichen Sammlung moderner Kunst in Preußen, soll von dieser Macht gezwungen werden die Richtung Liebermann einzuhalten. Auf Liebermanns Betreiben erhielt die Akademie vom Ministerium 2 neue Sitze in der Ankaufskommission des Kronprinzenpalais, obwohl die Vergrößerung jeder solchen Kommission reaktionär wirkt. Bis zu welcher Hemmungslosigkeit sich aber die Feindschaft der Liebermannpartei versteigen kann, wenn trotzdem die Galerie das Liebermannmonopol durchbricht, lehrte kürzlich eine Kritik Karl Schefflers über die durch Justi vollzogenen Neuerwerbungen. Der Ankauf eines Nolde durch Justi löste bei Scheffler geradezu einen Versuch aus auch Justi abzutun.

Der Liebermannmythus ist auf die Dauer für unsere künstlerische Kultur nicht weniger verhängnisvoll als der Bodemythus.



RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Kommunalsozialismus / Hanns Möller

Wohnungswirtschaft Von den öffentlichen Mitteln, die zur Finanzierung des Wohnungsbaus aufgewendet werden, sind etwa $\frac{2}{3}$ Leistungen der Gemeinden. Die Gemeinden sind offenkundig die wichtigsten Träger der Wohnungswirtschaft, und deren Probleme ergeben in erster Linie Anforderungen an die Einsicht und das wirtschaftspolitische Geschick der Gemeinden. Der gegenwärtige Zustand bedeutet kaum eine endgültige Lösung. Es gibt offene Fragen, die eine Ausgestaltung der Wohnungspolitik erzwingen, und es ist hohe Aufmerksamkeit erforderlich diese Ausgestaltung in für die Gesamtheit nützliche Bahnen zu lenken. Deshalb sind die Ausführungen Karl Pribrams in der neuen Veröffentlichung des Vereins für Sozialpolitik (siehe weiter unten Seite 685 den Abschnitt Literatur) über die volkswirtschaftlichen Probleme der deutschen Wohnungswirtschaft, die über eine Zustandsschilderung hinaus die wirtschaftlichen Grundgedanken eines Entwicklungsplans zu geben suchen, sehr wertvoll. Von den Ausführungen über Form und Wirkungen der Wohnungswirtschaft in der Vorkriegszeit und Gegenwart sei nur die gute Darstellung der Beziehung von Konjunkturwandel und Grundrentenbildung hervorgehoben. Gingen mit dem Aufstieg der Konjunktur die Preise und Gesteigungskosten neuerbauter Wohnungen in die Höhe, und damit auch die Mieten dieser Wohnungen, so folgten die Mieten der alten Wohnungen dieser Steigerung nach. Da ein entschiedener, von den Mietern ausgehender Druck aus vielfachen Ursachen fehlte, gingen die Mieten mit dem Konjunkturrückgang und der allgemeinen Preissenkung nicht zurück, sie behielten ihr in der Zeit des Aufstiegs erreichtes Niveau und wurden dadurch die Grundlage erhöhten Bodenwerts, der die Mietssteigerung zum Kostenbestandteil neu zu erbauender Wohnungen werden ließ. Anregend sind aber vor allem die Betrachtungen über die künftige Wohnungspolitik. Deren Grundlage muß auch nach Pribram die Einsicht sein, daß die Rückkehr eines auf voller privatwirtschaftlicher Rentabilität beruhenden Systems im Wohnungsbau »für absehbare Zeit« so gut wie ausgeschlossen ist. Die Gültigkeit dieser Behauptung wird mit

den nackten Zahlen eines durch zahlreiche anderweitige Berechnungen bestätigten Beispiels des Reichsarbeitsministeriums bewiesen. Danach erhöht sich allein der für die Verzinsung notwendige Mietzins der normalen Kleinwohnung von 300 auf 1050 Mark. Dies infolge der Baukostenerhöhung um 75%, vor allem aber auf Grund der Zinserhöhung. Ein solcher Mietaufwand würde etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ des durchschnittlichen Arbeitereinkommens verschlingen. Rückkehr zur freien Wohnungswirtschaft der Vorkriegszeit ist nur bei Verdreifachung der Miete möglich und damit praktisch ausgeschlossen. Die jetzige Wohnungswirtschaft hat aber mit der Lösung des Zusammenhangs von Mietertrag der Wohnungen und ihren vollen Reproduktionskosten bewirkt, daß die Einheit des Mietpreises für Wohnungen gleicher Art aufgehoben ist. Der bedeutendste Unterschied besteht zwischen den Mietpreisen der Alt- und der Neubauwohnungen. Aber auch innerhalb der Neubauwohnungen seien erhebliche Unterschiede eingetreten, weil der öffentlich geförderte Wohnbau ohne Rücksicht auf die mit dem Konjunkturwandel schwankenden Kosten durchgeführt worden sei. Die künftige Wohnungspolitik stehe deshalb vor der Aufgabe einen doppelten Ausgleich vorzunehmen: »zunächst einen Ausgleich zwischen den Mietzinsen der Altwohnungen und jenen der Neubauwohnungen, damit sich eine allgemeine Anpassung der Einkommensverhältnisse und des Einkommensverbrauchs an den für den Neubaufwand erforderlichen Mietaufwand vollziehe. Nicht minder aber ist ein Ausgleich der in ihrer Höhe wechselnden Mietzinse der Neubauwohnungen erforderlich, wenn die letzteren im Verlauf der Konjunkturperiode zu verschiedenen Gesteigungskosten errichtet werden.«

Das entscheidende Problem ist nun, auf welchem Niveau dieser Ausgleich anzustreben ist. Pribram sieht den zu erstrebenden Stand der Mieten in der Höhe, in der bei einer der Vorkriegszeit entsprechenden Lage des Kapitalmarkts der Mietertrag die Gesteigungskosten der Neubauwohnungen zu den in der Vorkriegszeit üblichen Kreditbedingungen decken würde. Die Miete müßte also in dem Verhältnis, in dem die reinen Baukosten gestiegen sind, gesteigert werden: auf etwa 170% der Vorkriegsmiete. Mit Nachdruck betont Pribram, daß auf die

erhöhten Mieten bei den Altwohnungen weder Hausbesitzern noch Hypothekengläubigern ein Anspruch eingeräumt werden darf. Die Mieterhöhung müsse vielmehr restlos durch höhern Ertrag der Hauszinssteuer von den öffentlichen Körperschaften erfaßt werden. Da tatsächlich nicht damit zu rechnen ist, daß die Wohnbaufinanzierung durch Wiederherstellung von Vorkriegsverhältnissen auf dem Kapitalmarkt erleichtert wird, müssen weiterhin die öffentlichen Zuschüsse aus Hauszinssteuermitteln eine hervorragende Quelle der Finanzierung bleiben. Die erstrebte Miete in Neubauwohnungen von 170% der Vorkriegsmiete wird deshalb nicht die tatsächlichen Kosten tragen; auch dieses Niveau wird nur durch Verbilligung auf Grund öffentlicher Kapitalhilfe aufrechtzuerhalten sein. Heute ist die Situation die, daß die Miete der Altwohnungen 123,5% der Vorkriegsmiete beträgt, die der Neubauwohnungen aber vielfach trotz öffentlichen Zuschüssen die doppelte Höhe erreicht hat. Nach Schätzungen müssen schon etwa 8,5% aller Mietparteien in Neubauwohnungen leben. Mit der Zunahme der Neubauwohnungen wird die Angleichung immer dringlicher, weil sonst die Bewohner neuer Wohnungen einen ganz übernormal hohen Teil ihres Einkommens auf die Miete verwenden müssen. Ein festes Niveau von etwa 170% bei Neubauwohnungen soll durch entsprechende Gestaltung der Kapitalzuschüsse und Kreditbedingungen aus öffentlichen Mitteln erstrebt werden.

Die Angleichung der Altwohnungen an diesen Stand ist dabei das schwierigste Problem. Sie müßte auf jeden Fall allmählich erfolgen, und die Mietsteigerungen müßten von ausgleichenden Lohn-erhöhungen begleitet sein. Den auftauchenden Einwänden entgegnet Pribram: »Die Bedenken, die gegen allgemeine Lohnsteigerungen und gegen die daraus resultierende allgemeine Steigerung der Preise sprechen, sind freilich nicht von der Hand zu weisen. Aber sie müssen zurücktreten angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß eine dauernd verstärkte Bautätigkeit das einzige Mittel ist, um den Fehlbedarf an Wohnungen zu decken, die für den Abbruch längst reifen Elendwohnungen zu ersetzen und endlich eine rationelle Ausgestaltung der durch den Wohnungsmangel in ihrer Entwicklung gehemmten Produktionszweige zu ermöglichen.« Die allmähliche Annäherung der Mieten für Altwohnungen würde immer mehr höherbezahlte Arbeiterschichten in die Lage

versetzen Neuwohnungen zu mieten. Für den Endzustand in dieser Entwicklung, wenn aus dem steigenden Ertrag der erhöhten Hauszinssteuer ausreichende Mittel zur Verfügung stehen, um die Herstellung von Neubauwohnungen mit der Miethöhe von 170% zu gewährleisten, soll dann die Aufhebung der gesetzlichen Beschränkung der Mietzinse in Aussicht genommen werden, »damit der Wohnungsmarkt endlich jene Elastizität wiedergewinne, die eine entsprechende Anpassung der Nachfrage an den Wohnungsbedarf und an die Zahlungsfähigkeit der Mieter ermöglicht«. Die Obergrenze bliebe dann auf jeden Fall die Miethöhe von 170%, aber unterhalb dieser Grenze fände ein Ausgleich nach dem tatsächlichen Wert der Wohnungen statt. Die so erreichte Stabilisierung der Wohnungswirtschaft würde keinesfalls eine Rückkehr des in der Vorkriegszeit geltenden Systems der Wohnungswirtschaft darstellen, die faktische Beschränkung der Miethöhe auf 170% der Vorkriegsmiete, die Besteuerung der Altwohnungen durch die Hauszinssteuer und die Gewährung von öffentlichen Zuschüssen würden die künftige Wohnungswirtschaft von der vergangenen noch deutlich unterscheiden.

Der am meisten kritische Punkt in diesem Plan für die künftige Wohnungspolitik ist die Angleichung der Mieten bei 170% der Vorkriegsmiete. Da Pribram selbst nicht an eine Herstellung der früheren Finanzierungsverhältnisse glaubt, entspringt dieser Vorschlag nur scheinbar einer rationalen Überlegung. Denn die Bedingungen für privatwirtschaftliche Versorgung des Wohnungsmarkts werden eben damit noch nicht wiederhergestellt, der Mietertrag wird nicht den tatsächlichen Gestehungskosten angepaßt. Es ist zunächst nicht zwingend einzusehen, warum nicht durch Erhöhung des Anteils öffentlicher Mittel für Neubauten etwa eine Miete von 140% zugrundegelegt werden soll. Allerdings würde dann einerseits die Mietzinssteuer nicht in so hohem Umfang Mittel liefern wie bei einem Mietsstand von 170%, und andererseits würden die Anforderungen an den Fonds der Steuermittel erheblich steigen, da höhere Zuschüsse für neu zu bauende Wohnungen erforderlich wären, und die bereits erbauten Neubauwohnungen auf den Mietsstand von 140% gebracht werden müßten. Es fragt sich, was schwerer und bedenklicher ist: durch Inanspruchnahme noch anderer Steuerquellen die Mieten auf einem niedern Niveau auszugleichen oder der Wirt-

schaft in Form von Mieterhöhungen und Lohnsteigerungen die Kosten einer Ordnung des Wohnungsmarkts aufzuzwingen. Die Arbeiterklasse interessiert am meisten, in welcher Weise am ehesten eine Senkung ihres Lebensstandards abgewehrt werden kann. Schon das Stellen des Problems läßt erkennen, wie heute die allgemeine Lage der Wirtschaft auch die Ordnung der Wohnungswirtschaft so außerordentlich schwierig macht. Die gegenwärtige Krise macht es kaum möglich Mieterhöhungen in Lohnerhöhungen umzuwandeln. Erst muß doch die Gesamtwirtschaft einen Schritt aus dem Krisenzustand heraus getan haben, bevor man zur Besserung der Wohnungsfrage Entscheidendes im dargelegten Sinn tun kann. Mit der Beseitigung der großen Fülle unechter Kosten muß die Lösung aller wichtigen wirtschaftlichen Fragen in der Gegenwart beginnen. Dann wird der Weg der Mietsteigerung unter den vorhandenen Möglichkeiten durchaus empfohlen werden können.

Berlin Für den Oberbürgermeister Gustav Böß haben Verfehlungen, die im Sklarekfall

bekannt wurden, zu einem überaus harten Urteil des Bezirksausschusses geführt: »Der Angeklagte hat seine Pflichten verletzt, die ihm das Amt auferlegt hat, und hat sich für sein Verhalten im Amt und außerhalb des Amts der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, das sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt. Der Angeschuldigte wird deshalb mit Dienstentlassung bestraft. Dem Angeschuldigten werden auf Lebenszeit $\frac{2}{3}$ des ihm gesetzlich zustehenden Pensionsbetrags gewährt. Die Barauslagen des Verfahrens fallen dem Angeschuldigten zur Last.« Die Anklage hat sich auf die Sklarekvorgänge im engeren Sinn beschränkt, sie legt Böß Pflichtverletzung, Mangel an Kontrolle und Beaufsichtigung bei der Berliner Stadtbank und den Gesellschaften zur Last, und sie macht ihm vornehmlich den Vorwurf unwürdigen Verhaltens bei dem bekannten Pelzkauf. Nach Äußerungen in der Urteilsbegründung sind die Vorgänge bei dem Pelzkauf besonders streng beurteilt worden; sie haben zur Dienstentlassung und Pensionskürzung geführt. Besonders verübelt hat man Böß, daß er mit der Behauptung den Pelz mit Stiftungen für Wohltätigkeitszwecke bezahlt zu haben die Öffentlichkeit irreführt hat. Denn wenn schon diese "Bezahlung" sehr problematisch ist, so kann man von Wohltätigkeitszwecken schlecht

sprechen, wenn damit Unterstützung Verwandter und Anschaffung eines Bildes für eigene Zwecke gemeint ist. Unterstützung (nicht Pensionszahlung, die mit der "Dienstentlassung" hinfällig wird) wurde Böß gewährt, weil man vornehmlich in den bisherigen positiven Leistungen für die Stadt ein Verdienst sieht, das nicht unbeachtet bleiben kann. Böß hat gegen das Urteil sofort Berufung eingelegt. Es liegt im Sinn demokratischer Verwaltung, daß hohe Führerstellen ebenso erhöhte Verantwortlichkeit einschließen, und es ist nicht gut, wenn dieser Grundsatz nicht durch Taten bewiesen wird. Nur ist es mit einem Urteil gegen einen Oberbürgermeister nicht genug getan; und es ist notwendig das Bewußtsein der Verantwortung auch sonst zu schärfen.

Die Verwaltung Berlins ist nun in nicht geringe Schwierigkeiten geraten. Bis zur Entscheidung der Revisionsinstanz kann der Posten des Oberbürgermeisters nicht neu besetzt werden. Die Arbeitsfähigkeit des Magistrats ist durch den Ausfall einiger anderer Mitglieder stark geschwächt. Der Stadtkämmerer Georg Lange hat, von jeder Anklage freigesprochen, sein Amt niedergelegt; der Stadtschulrat Jens Nydahl mußte schwer erkrankt eine Weile seine Tätigkeit aussetzen; der Grundstücksdezernent Martin Katz, der Nachfolger des Stadtrats Busch, hat ein Disziplinarverfahren gegen sich beantragt und bleibt inzwischen den Geschäften fern. Es ist bei solcher Lage dringend erwünscht, daß das Oberverwaltungsgericht das Verfahren gegen Böß recht rasch durchführt. Berlin steht dabei vor einer Fülle erster Entscheidungen. Es kämpft gegen das neue Verwaltungsgesetz. Dann aber soll seine Verkehrspolitik neugeordnet werden. Was bis jetzt dazu geschehen ist, sind kleine Tarifänderungen, deren Wirkungen zudem höchst zweifelhaft sind.

Tagungen Die *Kommunale Vereinigung für Wohnungswesen* hielt am 5. und 6. Juni ihre Jahrestagung in Frankfurt ab. Der Frankfurter Oberbürgermeister Ludwig Landmann betonte in seinem Referat über die Öffentliche Hand im Wohnungswesen, daß selbst nach der Deckung des Wohnungsmangels durch Neubau die Sanierung der Altwohnungen eine wichtige und kostspielige Aufgabe ergebe. Otto Wölz vom Reichsarbeitsministerium sprach über die Zukunft der Hauszinssteuer. Es sei notwendig, je mehr die Wohnungsnot an einzelnen Stellen zu-

rücktrete, die Hauszinssteuermittel mindestens zum Teil übergemeindlich beim Land zusammenzufassen. Der Münchener Stadtbaudirektor Albert Gut behandelte die sehr aktuelle Frage der Krise im Wohnungsneubau. Er ging von der bekannten Tatsache aus, daß die bisherigen Wohnungen für die besonders Bedürftigen zu teuer sind, und tatsächlich eine Anzahl neuerbauter Wohnungen leer steht, da man keine zahlungsfähigen Mieter findet. An der Hand des Einkommens einer großen Anzahl von Arbeiterkategorien und unter Zugrundelegung eines Mietsatzes in der Höhe eines Wochenlohns zeigte er, wie hoch sich die Neubauwohnung im Mietpreis stellen darf. Nach der Untersuchung sei es zweckmäßig 3 Sorten von Wohnungen zu erbauen, und zwar solche mit einem Monatsmietpreis von 40 bis 45, 32 bis 35 und 25 bis 27 Mark. Das sei nur in der Form der sogenannten Einfachwohnungen möglich. Bei ihnen müsse man von der Miete ausgehen und feststellen, was zu dem erreichbaren Mietsatz gebaut werden kann. Notwendig seien hierzu Laubenganghäuser, die wesentlich am Treppenhaus sparen. Die 3räumige Wohnung sei die Volkswohnung. Durch weitere Vereinfachung bei der Grundrißgestaltung, den Aborten, dem Bad, bei Keller, Boden und Waschküche sowie der Heizungs- und Lichtanlage, schließlich auch in konstruktiver Hinsicht sowie bei der Gestaltung des Außern ließen sich tatsächlich solche Einfachwohnungen zu den genannten Mietpreisen heute noch herstellen. Man wird bezweifeln, ob das in erträglicher Form wirklich möglich ist, und es ist notwendig, daß das Wohnungsproblem so wie bei Pribram in seiner volkswirtschaftlichen Tragweite betrachtet und an Änderungswege im gesamtwirtschaftlichen Rahmen gedacht wird.

Der 2. Tag der Tagung brachte Referate über das Problem der Umsiedlung, deren Möglichkeit wegen der psychischen Hemmungen und der Kapitalanforderungen sehr skeptisch betrachtet wurde.

Eigenpublikationen

Der 2. Band des mit dem Erscheinen des 1. in dieser Rundschau (1930 I Seite 264) bereits angezeigten, von der Stadt Altona herausgegebenen Werks Neues Altona liegt nunmehr vor (Jena, Eugen Diederichs). Er umfaßt 750 Seiten in Großformat, und es gilt auch hier, was für den 1. Band bereits gesagt wurde: daß die Gefahr besteht unter erheblichem Aufwand Werke zu schaffen, die

Museumsangelegenheiten werden müssen und nicht an einen breiteren Kreis herandrängen. Doch ist noch manches hinzuzufügen: Der Band umfaßt als 6. Teil des Gesamtwerks eine Einleitung zum 2. Band; Sinn und Ethos der Großstadt, den 7. Teil: Schul- und Bildungswesen, und den 8.: Das wissenschaftliche und künstlerische Altona. Sie sind alle recht ausführlich gehalten, und man kann zweifeln, ob viele allgemeine Betrachtungen zur Darlegung der Kulturleistungen im Raum einer Großstadt gehören. Symptomatisch und deshalb von allgemeinem Interesse ist die ganze Aufgabe des Werks, die im 2. Band besonders deutlich wird. Sie zielt auf eine verstärkte und vollbewußte Kulturgestaltung durch die Stadt. Die Einleitung macht den Versuch alle Arbeit der Stadtverwaltung als Mittel der Kulturgestaltung bewußt zu machen. Wichtig ist hieran zunächst der konzentrierte Versuch die Gesamtarbeit der Stadt als Kulturziel in einem engeren überschaubaren Sinn zu sehen und die Arbeit daran zu orientieren. Es erwacht heute tatsächlich stärker als bisher das Bedürfnis die Existenz großstädtischer Menschenhäufung zum Ausgangspunkt bewußter Kulturformung zu machen. Ein bemerkenswerter Versuch hierzu liegt zum Beispiel auch in der in dieser Rundschau (1930 I Seite 265) bereits erwähnten Zeitschrift der Stadt Mannheim Die lebendige Stadt vor. Diese Anstrengungen sind wertvoll und müssen unterstützt werden. Nur ist zu betonen, daß Kulturförderung heute weniger als in vergangener Zeit im Bereitstellen von Kultureinrichtungen für alle Stadtbürger besteht. Praktisch ist es dann so, daß die, die formal und materiell die Voraussetzung haben sich solche Einrichtungen nutzbar zu machen, den Hauptvorteil haben. Kultur als erlebbares Formprinzip aller Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens ist wohl erst wieder möglich, wenn es gelingt die Kulturkraft der aufsteigenden Arbeiterklasse zu entfalten, und das muß auch gerade die Aufgabe der Großstädte sein. Bewußt und teilweise im Zwang der Entwicklung erfüllen sie diese Aufgabe besonders auf dem Gebiet der Schule. Aber es bleibt noch viel an bewußter Einsicht zu wünschen übrig. Der vorliegende Band gibt durch seine Schilderungen und vornehmlich durch die Bilder einen sehr umfassenden und reichen Eindruck von der städtischen Arbeit auf dem Gebiet der Schulen und vom künstlerischen Leben der Stadt.

Kurze Chronik Die Etatsberatungen der deutschen Städte zeigen eindrucksvoll die allgemeine Finanzsituation. Die Stadt *Worms* konnte diesmal ihren Etat nur durch folgende Maßnahmen ins Gleichgewicht bringen: Wiedereinführung der Gebühren der Straßenreinigung, Dienstbotensteuer, Gebühren für Wasseranschluß, Erhöhung der Beerdigungskosten und der Steuer für bebauten Grundbesitz sowie Erhöhung des Gaspreises durch Einführung einer Messermiete. ◊ Der Etat der Stadt *Darmstadt* für 1930 sieht ein Defizit von 1,8 Millionen vor, das man durch Erhöhung der Realsteuern oder durch eine Kopfsteuer zu großem Teil decken will. ◊ Ein Streit zwischen der Stadt *Beuthen* und der Gieschegesellschaft, der vor 3 Jahren ausgebrochen ist, soll nunmehr beigelegt werden. Es handelt sich um die Vereinbarung einer Gewerbesteuerpauschalsumme, zu deren Förderung die Gieschegesellschaft seinerzeit der Stadt die Vermittlung einer günstigen Anleihe in Aussicht gestellt hatte. Bei dem Streit spielten 2 ganz einandergehende Gutachten eine Rolle: ein Breslauer Sachverständiger hat die neue Beuthener Unternehmung der Gieschegesellschaft auf 120 Millionen Mark geschätzt, das Landesfinanzamt Neiß auf 50 Millionen. Die Gesellschaft will vom Magistrat die Anerkennung eines Werts von 35 Millionen erreichen. ◊ Am 20. Juni nahm die französische Deputiertenkammer einstimmig das Gesetz an, das die neue Stadtgemeinde *Paris* schafft. Die Neureglung trat am 1. Juli in Kraft. Sie schlägt alle Gemeinden im Umkreis von 30 Kilometer um die Kathedrale Notre Dame zu dem neuen Gemeinwesen, das nunmehr 6 Millionen Einwohner umfaßt (siehe auch diese Rundschau, 1930 I Seite 60). Ein genauer Städtebauplan wird von einer Kommission innerhalb eines Jahrs aufgestellt. Als erstes wird eine große Verkehrsstraße geschaffen, die die Champs Elysées in gerader Linie bis nach dem 18 Kilometer entfernten Saint-Germain verlängert. So gewinnt das organisch sich ständig erneuernde Paris wieder, wie an früheren Abschnitten seiner Geschichte, die Führung in der Gestaltung des Städtebaus. Der Ausdehnung nach steht jetzt Paris mit seinen mehr als 2500 Quadratkilometern Fläche an der Spitze aller Städte der Erde. Fortan wird auch der Berliner Verwaltungsbericht, der Berlin durchaus in die Nachbarschaft der angelsächsischen Hauptstädte London und New York rücken

wollte und die kontinentaleuropäische Weltstadt Paris ignorierte, nicht umhin können von der Tatsache Notiz zu nehmen, daß auf unserm Kontinent Paris die 1. Stelle einnimmt; an 2. Stelle steht dann das um etwa 1,8 Millionen Einwohner kleinere Berlin.

Literatur Eine Sammlung *Beiträge zur städtischen Wohn- und Siedelwirtschaft* wird in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik von Waldemar Zimmermann herausgegeben /München, Duncker & Humblot/. Der 1. Teil enthält, unter dem Titel Deutschland: Kritische Gesamtübersichten und allgemeine Probleme, Abhandlungen von Hans Kruschwitz, Franz Hertel, Hellmuth Wolff und Karl Pribram.

Gewerkschaftsbewegung / Franz Große

Wirtschaft und Gewerkschaft Die Hoffnungen, daß sich die Wirtschaftslage im Lauf des Sommers bessern werde, haben sich nicht erfüllt. Die schwere wirtschaftliche Depression hält unverändert an. Die Anzahl der Arbeitslosen, die Anfang Mai etwa 2,8 Millionen betrug, ist auch in den letzten Wochen nicht gesunken. Die Gewerkschaften als die berufenen Vertreter der Arbeiterklasse müssen in dieser schwierigen Situation jedes Mittel prüfen, das geeignet ist die Schwere der Depression zu mildern und einen Ausweg aus der schlimmsten Not zu finden. Sie müssen darüber wachen, daß die Opfer, die von allen gebracht werden müssen, möglichst gerecht verteilt werden, daß nicht alle Lasten auf die Schultern der Arbeiter abgewälzt werden. Zu diesem Zweck traten die Leitungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds und des Allgemeinen Freien Angestelltenbunds zu einer öffentlichen Tagung am 30. Mai in Berlin zusammen. Zu dem Thema Kampf um die Sozialpolitik sprach Franz Spliedt, zur Lage der Wirtschaft Wilhelm Eggert. Spliedt führte aus, daß der Angriff gegen das deutsche Sozialrecht, gegen das Lohnniveau der Arbeiterklasse und vor allem auch gegen das Prinzip der amtlichen Schlichtung auf der ganzen Front begonnen habe. Er untersuchte die schwierige Lage der Sozialversicherung, vor allem der Arbeitslosenversicherung, und kam zu dem Ergebnis, daß auch die Gewerkschaften alle die hier und da hervortretenden Mißstände bekämpfen, daß sie die sparsamste Verwaltung fordern, daß sie aber bereit seien gegen

jeden Versuch an den Errungenschaften der deutschen Sozialpolitik etwas grundsätzlich zu ändern die gesamte deutsche Arbeitnehmerschaft zum schärfsten Kampf aufzurufen. Eggert untersuchte die Ursachen der Wirtschaftskrise. Nach seiner Auffassung ist eine der Hauptursachen die großenteils übertriebene Rationalisierung, die zu zahlreichen Fehlinvestitionen, zum Aufbau und Ausbau eines übermäßig großen Produktionsapparats geführt hat, der heute nicht mehr voll ausgenutzt werden kann, der andererseits aber große Mittel zur Verzinsung des stehenden Kapitals erfordert. Die großen Kartelle und Trusts denken aber nicht daran die Preise für ihre Waren zu senken und so den Binnenmarkt zu beleben. Sie halten unentwegt an ihrer Preispolitik fest, obwohl Rohstoffe und Kredite sich bereits beträchtlich gesenkt haben. Sie konzentrieren ihre ganze Kraft auf eine Lohnsenkung und suchen zu diesem Zweck die gesamte Öffentlichkeit mobil zu machen. Mit um so größerem Nachdruck müssen die Gewerkschaften immer wieder darauf hinweisen, daß es heute entscheidend darauf ankomme die Kaufkraft der breiten Massen zu heben, daß die Gewerkschaften darum im Interesse der Gesamtwirtschaft jeden Angriff auf den Lohnstand der deutschen Arbeiterklasse abwehren müssen. Auch die Verkopplung von Lohn- und Preissenkung wurde von Eggert abgelehnt: »Denn die gleichzeitige Senkung von Preis und Lohn würde ja auf der einen Seite zwar eine Vergrößerung der Massenkaufkraft bedeuten, auf der andern Seite aber eine entsprechende Verringerung, so daß sich im Endergebnis beide Bewegungen gegenseitig aufheben würden.« Eggert faßte seine Ausführungen zu dieser Frage in folgenden Worten zusammen: »Also Preisherabsetzung, nicht Lohnherabsetzung: das ist die Forderung, die wir zu stellen haben. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß die Unternehmer, solange die Wirtschaft darniederliegt, ihre Ansprüche auf höhere Gewinne herabsetzen müssen, daß in der augenblicklichen Lage die Forderung nach Kapitalbildung zurückzustehen hat hinter der Forderung nach Vermehrung des Konsums.« In seinen weiteren Ausführungen betonte er, daß bei aller Schwere der Wirtschaftskrise doch kein Grund zur Verzweiflung vorhanden sei, daß auch schon gewisse Voraussetzungen zur Besserung der Wirtschaftspolitik gegeben seien. Allerdings wäre zur baldigen Überwindung der De-

pression eine klare und bewußte Politik der Regierung notwendig. Vor allem müsse der Reichshaushalt in Ordnung gebracht werden. Besitz und Einkommen müßten dazu ein ausreichendes Notopfer bringen. Ferner müßten die Auftragsbehörden des Reichs, der Länder und Gemeinden endlich eine planvolle Konjunkturpolitik betreiben. Besonders müsse man für die Belebung des Bauplatzes sorgen; das Bauprogramm des Reichswirtschaftsrats, das seit Monaten vorliegt, biete hierzu Möglichkeiten. Die Ausführungen Spliedts und Eggerts wurden von Fritz Croner, dem Vertreter des Allgemeinen Freien Angestelltenbunds, von Nicolaus Bernhard, dem Vorsitzenden des Baugewerksbunds, und von Fritz Brandes, dem Vorsitzenden des Metallarbeiterverbands, unterstrichen. In der Diskussion sprach auch der jetzige Arbeitsminister Adam Stegerwald im Namen der Reichsregierung. Er wies auf den Ernst der Lage hin, ohne freilich bestimmte Vorschläge zur Überwindung der Depression zu machen. Croner stellte dann fest, nach dem Arbeitsminister sei die einzige realpolitische Möglichkeit in der Frage der Arbeitslosenversicherung deren Abbau.

Die Freien Gewerkschaften haben somit vor aller Öffentlichkeit kundgetan, daß sie entschlossen sind das Lebensniveau der deutschen Arbeiter und die Errungenschaften der Sozialpolitik mit allen Mitteln zu verteidigen, aber auch bereit an der Überwindung der großen Wirtschaftsnot aufs tatkräftigste mitzuarbeiten. Auch heute noch sind die Gewerkschaften vor allem die Vertreter der Arbeiterklasse, und sie müssen gerade heute dieser ihrer Aufgabe mit allen Kräften genügen. Sie sind darüber hinaus aber als die zukünftigen Träger der Wirtschaft an dem Gedeihen der Gesamtwirtschaft interessiert. Sie haben in vielfachen Stellungnahmen der letzten Zeit gezeigt, daß sie beide Pflichten sehen und sich der schweren Verantwortung, die ihnen gerade aus dieser Doppelstellung erwächst, nicht entziehen. Sie haben das auch gezeigt, als eine kleine Unternehmergruppe zu gemeinsamer Besprechung der Wege aufforderte, die zur Behebung der augenblicklichen Schwierigkeiten beschritten werden können. Es ist in der Öffentlichkeit viel von der Gründung einer neuen Arbeitsgemeinschaft geredet worden. Keiner der Beteiligten hat an diese Möglichkeit gedacht. Von vornherein wurde betont, daß es sich um völlig unverbindliche Besprechungen handle, um

zu prüfen, ob ein gemeinsamer Schritt zur Wiederbelebung der Wirtschaft und zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit möglich sei. Die Verhandlungen, die schließlich von Vertretern der Spitzenverbände der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber geführt wurden, zogen sich über Wochen hin und wurden schließlich am 24. Juni abgebrochen, obwohl zwischen den Vertretern beider Seiten in vielen Punkten eine Einigung erzielt werden konnte. Es zeigte sich aber dabei, daß die fortschrittlichen Kräfte des Unternehmertums, die wir vor allem in der verarbeitenden Industrie zu suchen haben, von den Kreisen der Schwerindustrie zurückgedrängt wurden. Entscheidend fällt dabei ins Gewicht, daß durch die Verbindlichkeitserklärung des Oeynhausener Schiedsspruchs gerade diesen Kreisen, die unentwegt auf einer Lohnsenkung beharren, die der Preissenkung vorausgehen sollte, der Rücken gestärkt wurde. Durch den Oeynhausener Schiedsspruch ist eine Lohnsenkung von 7% vorgenommen, die allerdings bei der Verbindlichkeitserklärung durch den Arbeitsminister davon abhängig gemacht wurde, daß die Preise entsprechend gesenkt werden. Grundsätzlich ist damit von der Regierung die Forderung der Schwerindustrie, daß der Preissenkung eine Lohnsenkung vorausgehen habe, anerkannt worden. Dazu kamen die Anträge der Deutschen Volkspartei im Reichstag, die durchweg auf einen Lohnabbau hinielten, ferner die Massenkündigungen in der Nordwestlichen Gruppe und anderes. Unter diesen Umständen hielten es die Vertreter der Gewerkschaften nicht für zweckmäßig die Verhandlungen fortzusetzen, weil, wie es in der offiziellen Erklärung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds heißt, »die psychologischen Voraussetzungen eine gemeinsame Aktion zum Wohle der deutschen Wirtschaft durchzuführen nicht mehr gegeben« seien. Es ist aber von Bedeutung, daß die beiden Gruppen, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, doch zu dem Ergebnis gelangt sind den ganzen Fragenkomplex im Vorläufigen Reichswirtschaftsrat, in dem sämtliche Wirtschaftszweige vertreten sind, ausführlich zu erörtern, und daß die hierzu erforderlichen Schritte bereits eingeleitet sind. Diese Tatsache ist aufs wärmste zu begrüßen. Denn schließlich ist der Reichswirtschaftsrat das für diese Verhandlungen zuständige Organ. Die Gewerkschaften werden auch hier bemüht sein tatkräftig an der Ankurbelung der deutschen Wirtschaft mitzuarbeiten.

Australien

Es war den australischen Gewerkschaften nach langen und schwierigen Verhandlungen im Jahr 1927 gelungen 369 Verbände mit rund 900 000 Mitgliedern im Australischen Gewerkschaftsrat (Australian Council of Trades Unions) zusammenzuschließen. Der Zusammenschluß war vor allem deshalb so schwierig, weil Lokalorganisationen und einzelstaatliche Verbände neben Verbänden standen, die ihre Tätigkeit auf mehrere Gebiete des Commonwealth erstreckten.

Schon auf dem 1. Gewerkschaftskongreß, der 1927 stattfand, wurde deshalb als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben eine bessere Organisation der Arbeiterschaft anerkannt. Die Berufsgruppen sollten örtlich, bezirklich, staatlich und überstaatlich zusammengefaßt werden. Als letztes Ziel schwebte die Umwandlung der Berufsverbände in Industrieverbände vor. Obwohl 3 Jahre vergangen sind, ist die Lösung des Organisationsproblems nur wenig fortgeschritten. Auch auf dem diesjährigen Gewerkschaftskongreß, der in der letzten Februarwoche in Melbourne stattfand, zeigte sich, daß wieder die verschiedenartigsten Organisationen vertreten waren. Auch diesen Kongreß beschäftigte deshalb die Organisationsfrage aufs neue. In mehreren Resolutionen wurde der Wunsch ausgesprochen durch engern organisatorischen Zusammenschluß der Einzelverbände aus dem Gewerkschaftsrat endlich eine starke und machtvolle Organisation zu schaffen.

Ferner stand im Mittelpunkt der Diskussion auch diesmal wieder, wie auf den beiden vorangehenden Kongressen, die Frage des internationalen Zusammenschlusses. Schon in den Jahren 1920 und 1921 hatten die australischen Gewerkschaften versucht die Gewerkschaften der Länder des Stillen Ozeans zu einem übernationalen Bund zu vereinen. Später folgten sie den Einladungen des Gewerkschaftsrats der sogenannten Sowjetunion, und 1920 schlossen sie sich an das von der Moskauer Gewerkschaftszentrale geleitete Panpazifische Gewerkschaftssekretariat an. In ihrer Resolution, die auf dem Kongreß der australischen Gewerkschaften 1920 angenommen wurde, heißt es, »es sei für die Arbeiter des Stillen Ozeans eine gebieterische Pflicht sich zu vereinigen, 1. um die Gefahr eines imperialistischen Krieges im Stillen Ozean zu bekämpfen, 2. um den Arbeitern der zurückgebliebenen Länder zu helfen ihre Lebenshaltung zu verbessern, die in der Gegenwart die

Lebenshaltung der australischen Arbeiter bedrohe, und 3. um es unmöglich zu machen, daß die Regierung Bruce [die damals im Amt war] auf Schiffen, die zwischen der australischen Küste und dem Mandatsgebiet verkehren dürfen, asiatische und von den pazifischen Inseln stammende Seeleute ausbeute«. Gerade der letzte Punkt zeigt deutlich, daß zu dieser Entscheidung keine ideologischen Erwägungen, etwa eine besonders starke Sympathie mit den bolschewistischen Gewerkschaften, sondern vom australischen Standpunkt aus gesehen realpolitische Motive den Ausschlag gaben. Es hat sich freilich gezeigt, daß das Panpazifische Gewerkschaftssekretariat nicht in der Lage war praktische Arbeit zu leisten. Es war weniger eine gewerkschaftliche Organisation als ein Instrument bolschewistischer Staatspolitik. Inzwischen ist auch weiten Kreisen der australischen Gewerkschaften die Einsicht über den wahren Stand der Dinge gekommen. Auf dem Gewerkschaftskongreß lagen zu diesen Fragen 2 Anträge vor. In dem einen wurde gefordert, daß der Kongreß, »indem er die gewerkschaftliche Einheit für die ganze Welt anerkennt, sich doch von der Körperschaft trenne, die für das Entstehen der gewerkschaftlichen Uneinigkeit verantwortlich ist, und daß er sich mit der einzigen richtigen Gewerkschaftsinternationale, der Amsterdamer, vereinige«. Der andere Antrag verlangte, daß der Kongreß den »Anschluß an das Sekretariat aufs neue bestätige, vorausgesetzt, daß die australische Gewerkschaftsbewegung ihr absolutes Recht unangetastet erhält ihre Methoden der Festsetzung des Lohnes und der Arbeitsbedingungen selbst und ohne Beeinträchtigung von auswärtigen Körperschaften zu wählen, und daß keinerlei Eingriff in die Politik des Weißen Australiens geschieht«. In diesem Antrag der Befürworter der bisherigen Politik fällt die starke Betonung der realpolitischen Motive und vor allem der letzte Satz, »daß keinerlei Eingriff in die Politik des Weißen Australiens geschieht«, besonders auf. Er wurde in der Diskussion der Anträge noch nachdrücklichst unterstrichen. Bei der Abstimmung wurde aber der letzte Antrag: Zugehörigkeit zum Sekretariat, mit 80 gegen 75 Stimmen abgelehnt, der andere Antrag: Anschluß an die Amsterdamer Internationale, vom Präsidenten für nicht ordnungsmäßig erklärt. Dann legte man ein »unzweideutiges Bekenntnis zu der Politik des Weißen Australiens« ab.

Die australischen Gewerkschaften haben sich damit von neuem isoliert. Wichtig ist aber, daß sie dem Panpazifischen Sekretariat und damit der Moskauer sogenannten Roten Internationale nicht mehr angehören. Der Anschluß an die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale ist zwar auch nicht erfolgt. Auf Grund der Diskussion ist aber festzustellen, daß die Stimmung für Amsterdam diesmal wesentlich günstiger war als auf früheren australischen Kongressen.

Kurze Chronik Die englische und die schwedische Landeszentrale des Internationalen Gewerkschaftsbunds haben den Antrag gestellt den Sitz des *Internationalen Gewerkschaftsbunds* von Amsterdam nach Berlin zu verlegen. Über die Anträge wird auf dem Internationalen Gewerkschaftskongreß in Stockholm, vom 7. bis zum 11. Juli, entschieden. ◊ Die Bezirke Schlesien, Berlin-Brandenburg, Grenzmark, Pommern und Ostpreußen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds hatten am 17. und 18. Mai eine Ortskonferenz nach Schneidemühl berufen. Wilhelm Eggert sprach über die wirtschaftliche Lage des *deutschen Ostens*, wobei er besonders die landwirtschaftlichen Verhältnisse untersuchte. Über die Frachtenauswirkungen für den Osten sprach Voigt/Breslau/. Der Landeshauptmann Caspari erläuterte die von den Landeshauptleuten des Ostens in den letzten Jahren vertretene Politik. Franz Josef Furtwängler referierte über Minderheiten, Auslandsdeutschum und Arbeiterschaft. Am Schluß der sehr gut vorbereiteten Konferenz wurde eine Resolution angenommen, die wichtige programmatische Forderungen der Gewerkschaften für die Lösung des Ostproblems enthält. ◊ Der *Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands*, der nahezu ½ Million Mitglieder umfaßt, konnte am 29. Juni auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken. Er war ursprünglich der Verband der ungelerten Arbeiter. Später erstreckte er sein Tätigkeitsfeld auf bestimmte Industriezweige, vor allem auf Industrien, deren Arbeitsverfahren nur wenige oder gar keine Berührungspunkte mit den traditionellen Handwerksberufen hatte, und die in ihrer Produktion fast nur selbstangelernte Arbeiter beschäftigten. ◊ Der Gewerkschaftsleiter und sozialdemokratische Abgeordnete Sigfrid Hansson ist von der schwedischen Regierung aufgefordert worden in einem *Offizierskurs* an der Artillerieschule in Stockholm Vorträge zu halten.

Frauenbewegung / Meta Corssen

Lange † Am 13. Mai starb in Berlin, nach längerer Krankheit, Helene Lange, 82 Jahre alt. Eine Persönlichkeit ist dahingegangen, die unter allen Frauen ihrer und der späteren Generationen wohl am entscheidendsten in die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung eingegriffen hat. Sie wurde am 9. April 1848 in Oldenburg geboren. 1872 wurde sie in Berlin Lehrerin. Durch Selbstunterricht eignete sie sich eine umfassende Bildung an, und aus ihrer Berufstätigkeit formten sich ihr die Ziele, die für die Frauen zu erkämpfen ihr Lebenswerk wurde. Sie hatte die Schranken, in die die geistige Entwicklung der Frau eingengt war, schmerzlich erfahren und aus eigener Kraft überwinden müssen, sie erlebte in ihrem Beruf, wie der Frau kaum ein Einfluß auf die Bildung ihres eigenen Geschlechts eingeräumt war. So wurde der Kernpunkt, von dem alle ihre Bestrebungen ausgingen, die Entwicklung der Frau zu sich. Dazu mußte vor allem die Erziehung der Mädchen in die Hände der Frau gelegt werden, damit die Frau nicht mehr einseitig nach dem Wunschbild des Mannes gebildet werde, und andererseits mußte die Bildung des weiblichen Geschlechts der des männlichen angeglichen werden. 1887 forderte Lange in einer Petition an das Unterrichtsministerium und das Abgeordnetenhaus Preußens eine stärkere Beteiligung des weiblichen Elements an der Bildung der Mädchen auf den Höheren Schulen und Anstalten zur Ausbildung wissenschaftlicher Lehrerinnen. Diese sogenannte Gelbe Broschüre erregte Aufsehen. Der Stein war ins Rollen gebracht, der Kampf begonnen, den Lange mit aller Entschiedenheit und Gradlinigkeit einer ursprünglichen und ihrer selbst sichern Natur durchführte. 1889 richtete sie selbst Realkurse für Frauen ein, die sie 1893 in Gymnasialkurse umwandelte, und 1908 öffneten sich den Frauen die preußischen Universitäten. 1890 gründete Lange den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein, der sich unter ihrer Leitung zu einer starken Organisation entwickelte. Seit 1908 vollzog sich dann die grundlegende Umwandlung des gesamten deutschen Mädchenschulwesens, durch die den Frauen die gleichen Bildungsmöglichkeiten wie dem Mann eröffnet wurden. Helene Lange hat oft und gern den Satz aus einer Denkschrift von Mädchenschullehrern aus dem Jahr 1872 zitiert: »Es

gilt dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt werde.« Wenn heute der Gedanke, daß die Frau ebenso wie der Mann um ihrer selbst willen gebildet werden müsse, auch praktisch zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, so ist es ihr Werk. Bei der Forderung gleicher Mädchen- und Knabenbildung handelte es sich für sie nicht in erster Linie um einen intellektuellen Gesichtspunkt. Sie bekämpfte die alte Mädchenbildung vor allem, weil sie »innerlich haltlos und unselbständig« ließ, sie wollte die geistig tiefergehende Bildung, um die Frau zu einer unabhängigen Persönlichkeit zu machen. Und sie glaubte, daß das, was als wirkliche weibliche Eigenart aus dieser neuen Bildung und Erziehung hervorgehen könne, eine seelische und geistige Mütterlichkeit, die über die physische hinausreicht, sein müßte. Die Gedanken, die in ihrem Schaffen fruchtbar wurden, sind auch heute noch lebenskräftig.

Da Langes Wirken auf eine Umgestaltung des gesamten Wesens der Frau gerichtet war, verstand es sich von selbst, daß sie auch an der gesamten Frauenbewegung führend teilnahm. Sie trat für das Frauenstimmrecht ein; sie leitete seit 1902 den Allgemeinen Deutschen Frauenverein. Die 1894 von ihr begründete und gemeinsam mit Gertrud Bäumer geleitete Zeitschrift Die Frau, die größte und gewichtigste deutsche Frauenzeitschrift, nahm zu allen Fragen der Frauenbewegung Stellung. In ihrer Schrift Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen /1907/ durchleuchtete Lange die Zusammenhänge der Frauenbewegung vor allem von dem Blickpunkt der geistigen Entwicklung der Frau aus. Sie war die Führerin des gemäßigten Flügels der Frauenbewegung, aber sie konnte trotz den Gegensätzen zu den Führerinnen des linken Flügels mit Recht in ihren Lebenserinnerungen /1921/ sagen, daß sie »eigentlich mindestens so "radikal"« wäre wie jene. Neben ihrer Selbstbiographie geben ihre gesammelten Aufsätze und Reden, die unter dem Titel Kampfzeiten 1928 erschienen, ein lebendiges Bild von dem zähen und mühevollen, erfolgreichen Kampf ihres Lebens. Die junge Generation, die seine Früchte mühelos erntet, erinnere sich der Bahnbrecherin und stärke an ihrer Energie und Hingabe sich für den Kampf um neue Ziele.

Französische Frau Die Vorstellung, die man sich bei uns vielfach nach der Lektüre bestimmter französischer Romane von der französischen Frau macht, bedarf dringend einer Revision. Das Buch Maximilian Delmars *Französische Frauen* /Freiburg, Ernst Günther/ ist wenig geeignet zu einem bessern und eindringenderen Verständnis für die französische Frau beizutragen. Der Verfasser zeichnet die Beobachtungen auf, die er als Offizier während des Krieges in Frankreich machte, er berichtet über die Erlebnisse, die ihn mit französischen Frauen zusammenführten, und sucht beides mit den Ergebnissen seiner Lektüre in Einklang zu bringen. Dabei entsteht das Bild einer Frau, deren einziger Lebensinhalt die Erotik, deren größte und bedeutendste Fähigkeit die Kultivierung des sinnlichen Genusses ist. Man hat den Eindruck, daß dies Bild nicht so sehr dem Wesen der französischen Frau als vielmehr dem des Verfassers entspricht, der in ihr nur diese Züge zu sehen fähig war und nur diese aus Romanen, die von der heutigen Wirklichkeit teilweise um 100 Jahre getrennt sind, herauslesen konnte. Bezeichnend für diese Orientierung ist auch, daß unter den weiblichen Typen der verschiedenen sozialen Schichten, die er darstellt, der der Dirne den größten Raum einnimmt. Zuweilen allerdings tauchen in dem Buch auch kleine Episoden auf, die erkennen lassen, daß das Leben und die Seele der französischen Frau mit dieser Charakteristik doch noch nicht erschöpft ist.

In deutschen Zeitungen und Zeitschriften sind in den letzten Jahren verschiedentlich Artikel, zumeist von Frauen geschrieben, erschienen, die versuchen die überlieferten Vorstellungen von der Französin zu berichtigen und sie den deutschen Lesern in der Wirklichkeit ihres gegenwärtigen Lebens zu zeigen. Vor allem wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie groß der Anteil der Frauen am Erwerbsleben in Frankreich ist. Schon 1911 waren 38,7% der weiblichen Bevölkerung im Hauptberuf erwerbstätig, in Deutschland sind es jetzt 35%. In allen Schichten nimmt die Frau am Schaffen ihres Volks, oft unter schweren Bedingungen, oft als Ehefrau, tätig Anteil. Reisenden fällt es auf, daß elektrische Bahnen und Autobusse oft weibliche Schaffner haben, daß in allen Postanstalten Frauen sind. In den wissenschaftlichen Berufen sind die Frauen zahlreich vertreten; so praktizieren jetzt allein in Paris 200 weibliche Rechts-

anwälte. Bei einem Regierungswechsel finden sich unter den neu ernannten Beamten auch immer einige Frauen. Die Lehrerinnen brauchen bei ihrer Verheiratung ihren Beruf nicht aufzugeben. Die französische Frauenbewegung ist lebendig und auf verschiedenen Gebieten sehr aktiv. Im März dieses Jahres traten zum 2. Mal die *Etats Généraux du Féminisme* zusammen, in denen 120 Frauenorganisationen vertreten waren. Sie behandelten die Stellung der Frau im Wirtschaftsleben (im Verwaltungsdienst, in den Freien Berufen, in Handwerk, Industrie und Handel) und die soziale Berufsarbeit der Frau. Auch mit der Umgestaltung und Vereinfachung der Hauswirtschaft beschäftigt man sich in französischen Frauenkreisen. Adele Schreiber wies in ihrem Aufsatz *Französinen wie sie heute sind*, in der *Vossischen Zeitung* vom 16. Februar 1927, darauf hin, daß sich auch in dem Verhältnis der Geschlechter Veränderungen anbahnen. Man will die hergebrachte Form der Ehe, in der ein viel älterer Mann ein junges Mädchen heiratete, und aus der sich dann die vielen aus Romanen bekannten Konflikte ergaben, durch eine Frühehe etwa Gleichaltriger ersetzen. Edmond Jaloux berichtete in der *Deutsch-Französischen Rundschau*, daß die Liebe in Frankreich heute eine andere Rolle spiele als vor dem Krieg, daß man ihr nicht mehr den Götzendienst weihe wie früher, daß das Verhältnis zur Frau vielfach kameradschaftlich geworden sei.

Schließlich gewinnt man aus modernen französischen Romanen, besonders soweit sie von Frauen geschrieben sind, einen Eindruck von der französischen Frau, der sich von dem Maximilian Delmars erheblich unterscheidet. Man sucht vergeblich die frivol tadelnde Frau, der es auf die Häufung erotischer Abenteuer ankommt, und die ihre besten Kräfte in der Verfeinerung der "erotischen Kultur" entfaltet. Die Schilderungen der Liebe haben im Gegenteil oft eine schwermütig-pessimistische Färbung. Sehr oft sind es die Enttäuschung und das Leid, die den Hauptinhalt des Romans bilden. So in dem von Iwan Goll übersetzten Roman *Pierre Frondaies Die Frau* von 2mal 20 /Berlin, S. Fischer/, der in ein resigniertes "Zu spät" ausklingt. Suzanne Normand erzählt in ihrem Buch *5 Frauen auf einer Galeere* /Berlin, S. Fischer/ von 5 Mädchen, deren Stolz es ist frei und unabhängig zu sein und sich nicht von der Familie oder vom Mann erhalten zu lassen. Aber

wenn sie die Liebe außerhalb der Ehe suchen, so wollen sie doch nicht ihren Gegenstand möglichst oft wechseln, sie suchen vielmehr einen Mann, den sie mit voller Hingabe lieben, sie leiden oder zerbrechen auch daran, daß sie ihn verlieren oder ihn nicht finden. Dominique Dunois schildert in ihrer Georgette Garou /Wien, F. G. Speidel/ ein Bauernmädchen von herbem und stolzem Charakter, das die ganze Kraft einer großen Liebe, fast bis zu völliger Selbstaufgabe, einem Mann, dem Knecht ihres Hofes, zuwendet, durch dessen Gleichgültigkeit und niedrige Gesinnung sie schließlich vereinsamt und auf den Weg zum Abgrund gerät. Das stärkste Zeugnis aber von der Feinheit und Tiefe der seelischen Kultur, deren die französische Frau fähig ist, stellt das eigenartig schöne Buch Marie Le Francs Eva und der Einfältige /Leipzig, C. Weller & Co./ dar, das mit dem Feminapreis ausgezeichnet wurde. In einem einsamen Haus in der bretonischen Heide lebt eine Frau, eine Schriftstellerin. Sie will in einer Dichtung die Seele der nordischen Schneelandschaft, nach der sie sich sehnt, gestalten. Sie hat eine Zeitlang im Norden gelebt, ist dort von einem Mann geliebt und dann verlassen worden. In einer Nacht kommt ein Landstreicher an ihr Haus, der in der Gegend schon oft gesehen worden ist. Er hat den Verstand verloren. Sie nimmt ihn bei sich auf, er gewöhnt sich ihr kleine Dienste zu leisten, und das Zusammensein mit ihm, den sie kaum so weit zu bringen vermag, daß er einen Satz zusammenhängend sprechen kann, hinter dessen zerstörtem Geist aber noch eine mächtige Seele lebt, wird ihr zu einem tiefen Bedürfnis. Sie sprechen nur durch Blicke mit einander, die Zartheit seines Fühlens, ein helllichtiges Verstehen äußert sich nur in einer Bewegung oder selten in einem Wort, in dessen Klang dann der Mensch, der er einst gewesen, durch die Hülle der Einfalt leuchtet. Als Eva fühlt, daß sie ihn liebt und ihm angehören wird, weiß sie nicht mehr, ob er es ist oder der andere, den sie schon einmal gefunden und dann verloren hatte.

Wie wenig die Kennzeichnung als erotische Künstlerin vom Wesen der französischen Frau erfaßt, zeigt ein Buch wie *L'amour roi* von Marcelle Caby /Paris, Société Mutuelle d'Édition/. Es verherrlicht die Liebe, die größer ist als die bloße Geschlechtsliebe, die nicht besitzen will sondern sich hingibt, die den einzelnen einfügt in den Zusammenhang des Alls, die Güte, die stark und unan-

greifbar macht gegen Haß und Torheit, lebendig gegenüber der Schwäche und Gleichgültigkeit, die eine Jugend verleiht, über die Runzeln und weiße Haare nichts vermögen. Nur diese Liebe kann den Krieg, der heute alle Beziehungen zwischen den Menschen beherrscht, weil jeder nur an sich denkt, unmöglich machen. Wenn der Egoismus und die Beschränktheit nicht überwunden werden, wird Europa zugrunde gehen. Sein wirtschaftliches Leben ist eine Einheit, kein Land kann von ihr ausgeschlossen werden. Alle Nationen müssen solidarisch sein, in Europa und schließlich in der Welt. Die Menschheit ist ein Organismus, dessen Glieder die Nationen sind. Der Friede zwischen den Völkern aber braucht mutige Kämpfer; Pazifismus ist nicht Passivität. So erscheint als letztes Ziel der innern Besinnung und der seelischen Vertiefung die politische Gestaltung, die Verwirklichung der Liebe und Menschlichkeit im Leben der Völker. Diesem Ziel dient auch die Ligue de Bonté, die schon vor dem Krieg in Frankreich gegründet und seit 1922 international erweitert wurde. Sie arbeitet vor allem auf eine Erziehung der Kinder im neuen Geist hin. Im September 1929 kam die 74jährige Präsidentin der Liga, Eugénie Simon, mit ihren Mitarbeiterinnen nach Berlin, um für die Grundsätze der Liga zu werben und die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Jüdische Frau Von großem Interesse für die Frauenbewegung ist die Stellung der Frau in dem zionistischen Gemeinwesen in Palästina. Nach einem Bericht aus dem Jahr 1928 waren in den letzten 2 Jahren 7669 alleinstehende Frauen in Palästina eingewandert. Die Frauen, auch die verheirateten, beteiligten sich intensiv an dem Aufbau ihrer neuen Heimat. Es gibt etwa 8000 berufstätige Frauen in Palästina. 2000 sind in der Landwirtschaft tätig, 700 sind Näherinnen, Stickerinnen und Kunstgewerblerinnen, 500 arbeiten in Fabriken, 150 im Baugewerbe, 400 sind in der Verwaltung und im Handel angestellt, ungefähr die gleiche Zahl arbeitet in Freien Berufen. Für die berufliche und hauswirtschaftliche Ausbildung der Frauen und Mädchen hat die Weltorganisation zionistischer Frauen schon vor mehreren Jahren eine Haushaltungsschule in Tel Awiw und eine landwirtschaftliche Schule in Nahalal gegründet, zu deren Ergänzung kürzlich eine Lehrfarm in Ness Zionah ins Leben

gerufen wurde. Für die landwirtschaftliche Schulung der Frauen ist außerdem eine Reihe von Mädchensiedlungen mit je 25 bis 30 Arbeiterinnen eingerichtet worden, die sich selbst erhalten. Die Näh- und Strickwerkstätten, die der Weltbund Zionistischer Frauen geschaffen hat, bilden den Anfang für eine gewerbliche Ausbildung der Mädchen. 4000 Frauen sind der allgemeinen Arbeiterorganisation angeschlossen. Sie nehmen hier ihren männlichen Arbeitsgenossen gegenüber eine gleichberechtigte Stellung ein. In den ländlichen Genossenschaften wird die Feld- und Küchenarbeit von Männern und Frauen gemeinsam besorgt; Säuglingskrippen und Erziehungsheime ermöglichen der Mutter die Arbeit außerhalb des Hauses. Die von amerikanischen Jüdinnen gegründete Frauenorganisation Hadassah und die nach dem Krieg gebildete Palästinensische Organisation Jüdischer Frauen haben Krankenhäuser eingerichtet, sorgen für Mütter und Säuglinge. Neben den Frauen, die in der Gemeinschaftsarbeit frei geworden sind, stehen in Palästina andere Schichten, die in enger Gebundenheit leben: die orientalischen und die aus Osteuropa eingewanderten Jüdinnen. Dadurch wird der Kampf um die politische Gleichberechtigung, um das Wahlrecht der Frauen in dem jüdischen Gemeindeverband sehr erschwert. Hanna Helene Thon berichtete in der Frau im Staat über diesen Kampf um die Frauenrechte in Palästina. Er wird von beiden Seiten mit großer Entschiedenheit geführt und hat bisher das Zustandekommen des Gemeindeverbands verhindert. Die Gegner des Frauenwahlrechts, zu denen auch die orientalischen und die osteuropäischen Jüdinnen selbst gehören, stützen sich auf religiöse Argumente; sie sind dabei unangreifbar, und die einzige Möglichkeit die Gleichberechtigung der Frau zu erzwingen besteht darin, daß man ihnen beweist, die Vorschriften der religiösen Überlieferung könnten auch anders ausgelegt werden. Da es in Europa in jüdischen Gemeinden bereits ein Frauenwahlrecht gibt, scheint diese Lösung nicht aussichtslos. Außerdem arbeiten die palästinensischen Frauen an der Allgemeinbildung der orientalischen Frauen, da erst dadurch ihre Gleichstellung eine innere Berechtigung erhält.

Genossenschaftsarbeit Die aktive Beteiligung der Frauen an der Genossenschaftsbewegung ist immer noch verhältnismäßig gering. Der Zen-

tralverband Deutscher Konsumvereine berichtet, daß im Jahr 1928 der Prozentsatz der weiblichen Mitglieder 18,45 betrug. Im Vorstand war von 1925 bis 1928 immer nur 1 Frau, im Aufsichtsrat saßen 69 Frauen im Jahr 1927 und 1928, gegen 75 im Jahr 1926, im Genossenschaftsrat 55 gegen 58 im Vorjahr und 70 im Jahr 1926, in der Vertreterversammlung 120 gegen 124 im Vorjahr und 120 im Jahr 1926. Durch Veranstaltungen verschiedener Art, Vorträge, Kurse, Unterhaltungsabende, wird unter den Frauen Propaganda gemacht. Der Reichsverband Deutscher Konsumvereine hat in 5 seiner großen Konsumgenossenschaften Frauensekretärinnen angestellt; er hat außerdem ein besonderes Frauensekretariat errichtet, das genossenschaftliche Fragen vom Standpunkt der Frau aus untersuchen und bearbeiten soll.

In einer vor einigen Jahren veröffentlichten Broschüre Die Frau und das Genossenschaftswesen, /Basel, Verband Schweizerischer Konsumvereine/ wirbt Vahan Totomjanz für den Gedanken Konsumgenossenschaftlicher Frauenarbeit. Er schildert die Stellung und Leistung der Frau in der Wirtschaft der primitiven Völker und im Mittelalter und glaubt, daß die Tätigkeit im Konsumverein der dem Wesen der Frau am meisten entsprechende Weg sei, um den auflösenden Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaft entgegenzuarbeiten. Er beklagt, daß die Beteiligung der Frauen an der Genossenschaftsarbeit noch so gering sei; er beschreibt ausführlich die vor allem in England, aber auch in Amerika, Holland, Schweden und Norwegen stark entwickelten Genossenschaftlichen Frauengilden, die sich 1921 zu einer Internationalen Frauengilde zusammenschlossen; schließlich schildert er die zuerst in Amerika, dann auch in anderen Ländern gebildeten Käuferinnenligen, die es sich zur Aufgabe machten die Arbeitsbedingungen der Firmen, in denen sie kauften, zu beeinflussen, und die er als eine Vorstufe zum genossenschaftlichen Verband bezeichnet. Dieser, die erweiterte Familie, sei für die Frau das gegebene Feld der Betätigung für eine größere Gemeinschaft, an der sie nicht nur durch Berechnung materieller Vorteile sondern mit ihrem Herzen teilhaben könne.

Totenliste Am 11. Februar starb in Hildesheim, wo sie geboren war, lebte und wirkte, die katholische Frauenführerin Agnes Sante, im Alter von 56 Jahren. Ihre Wirksamkeit war aufs engste mit dem

Aufbau und der Entfaltung des Katholischen Deutschen Frauenbundes verknüpft, das Haus Sante in Hildesheim war es, wie es in einem Nachruf der Zeitschrift *Frauenland* heißt, »was Hildesheim zu einem solch warmen Herzpunkt des Bundes machte«. In der Nachkriegszeit erschloß sie dem Bund ein neues Arbeitsgebiet: die Landfrauenbewegung. Sie schuf in stetiger zäher Arbeit 25 ländliche Zweigvereine, mit denen sie in dauernder Verbindung blieb, veranstaltete auch Landfrauentage. Ein unabsehbarer Zug trauernder Frauen folgte am 14. Februar ihrem Sarg.

Kurze Chronik Der Landesverband Sächsischer Frauenvereine richtete gemeinsam mit dem Deutschen Staatsbürgerinnenverband eine Eingabe an das Ministerium Sachsens, die von dem beabsichtigten Abbau der Staatsbeihilfen für werdende Mütter abzusehen bittet. ◊ Von 1911 bis 1929 stieg die Anzahl der an deutschen Hochschulen studierenden Frauen von 2264 auf 14 923, die der Studenten von 69 000 auf 123 000. ◊ In Österreich wurde von Marianne Hainisch eine Frauenpartei gegründet, die zur Verständigung zwischen den Parteien beitragen, eventuell eigene Kandidaten aufstellen will. ◊ In Frankreich brachten die Sozialisten einen Gesetzentwurf ein, der die Steuerpflicht der Frauen mit dem Stimmrecht verbinden will. Die französische Frauenbewegung fordert die Frauen auf die Steuerzahlung zu verweigern mit dem Hinweis darauf, daß sie kein Stimmrecht haben. ◊ Eine Frau, die einen großen Ruf als Organisatorin hat: Anita Colombo, ist Direktorin der Mailänder Scala geworden. Daß die Leitung dieser einzigartigen Opernbühne, die einen Ruhm des Landes bildet, in weibliche Hände gelegt wurde, zeigt an, daß die Stellung der Frau in Italien doch wohl nicht ganz der Vorstellung entspricht, die man sich auf Grund der Rechts- und Gesellschaftslage zu machen pflegt. ◊ In Holland ist die Anzahl der arbeitenden Frauen seit dem Jahr 1909 von 541 000 auf 632 000 im Jahr 1920 gestiegen; im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme aber ist sie von 24,8 auf 16,8% gefallen. ◊ In der Tschechoslowakei soll den Frauen der Zugang zum Richterberuf geöffnet werden. Auch arbeitet dort eine Architektin; Marie Smrzova. ◊ In Spanien erging eine Verordnung, die für alle in gewerblichen und Handelsbetrieben beschäftigten Frauen eine Mindestruhezeit

von 8 Stunden vorschreibt, in der die Zeit von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens eingeschlossen sein muß. In besonderen Fällen sind Ausnahmen zugelassen. ◊ In Rumänien wurde in der Stadt Sobia ein weiblicher Bürgermeister, Maria Eisenberg-Maniscu, gewählt. ◊ Der *Große Rompreis* wurde zum 7. Mal von französischen Frauen erworben; es erhielten ihn 2 Bildhauerinnen, 1 Malerin und 4 Musikerinnen. ◊ Am 5. Mai wurde *Hedwig Heyl* 80 Jahre alt. Sie war eine Schülerin Henriette Schrader-Breymanns, wirkte vor allem für eine systematische Ausbildung der Frauen für ihre hauswirtschaftlichen und erzieherischen Aufgaben im Rahmen einer gründlichen Allgemeinbildung. Als Gattin eines Berliner Industriellen wandte sie der sozialen Fürsorge ein aktives Interesse zu, vor allem dem Gesundheitswesen und den Kindergärten. Ihre großen organisatorischen Fähigkeiten stellte sie in den Dienst der gesamten Frauenbewegung, als sie 1904 den Internationalen Frauenkongreß und 1912 die Ausstellung *Die Frau in Haus und Beruf* organisierte und in Berlin den Lyzeumklub gründete (der freilich manchmal reaktionär wirkte). Von der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin wurde sie zum Ehrendoktor ernannt.

Literatur

Die Schrift *Ilse Reiches* *Die Frauenbewegung* /Leipzig, Philipp Reclam/ gibt einen gedrängten Überblick über die Geschichte der Frauenbewegung, in dem die deutsche bürgerliche Frauenbewegung im Mittelpunkt steht. Als Übersicht über die gesamte Frauenbewegung weist das Büchlein große Lücken auf, es kann jedoch für diejenigen, die nichts von der Frauenbewegung wissen, als anregende erste Einführung in ihre Probleme dienen. ◊ Elga Kern hat von ihrem Sammelwerk *Führende Frauen Europas* /München, Ernst Reinhardt/, dessen 1. Band in dieser Rundschau (1928 II Seite 905) besprochen wurde, den 2. Band erscheinen lassen, der 25 *Selbsterzählungen* vereinigt. Es kommen vorwiegend Frauen zu Wort, die in der Literatur und Wissenschaft oder in der Kunst tätig sind. Die Absicht der Herausgeberin ist auf möglichst vielen Gebieten selbständig schaffende Frauen zu zeigen und so in den Kampf um die volle Anerkennung der geistigen Arbeit der Frau einzugreifen. Der Eindruck, den die kurzen Selbstcharakteristiken teilweise auch weniger bekannter Frauen hervorrufen, ist geeignet in diesem Sinn zu wirken.

WISSENSCHAFT

Exakte Naturwissenschaften / Juda Leman

Rotverschiebung Der Leiter des Einstein-Instituts in Potsdam Erwin Freundlich gibt in einem zusammenfassenden Bericht einen Überblick über den jetzigen Stand des Nachweises der von der Relativitätstheorie geforderten Rotverschiebung der Fraunhoferschen Linien. Die Relativitätstheorie fordert bekanntlich eine Verschiebung aller Spektrallinien im Gravitationsfeld der Sonne nach dem Rot zu, und zwar um $2 \cdot 10^{-6}$ jeder Wellenlänge. Es wird sich also bei einer Wellenlänge von 4000 Angström um die Verschiebung von 0,008 Angström handeln. Dieser Betrag, der einer Dopplerverschiebung entspricht, wie wir sie bekommen würden, wenn die Lichtquelle sich mit 600 Meter in der Sekunde bewegt, ist an sich mit den heutigen Mitteln leicht nachweisbar. Die Schwierigkeit der Untersuchung liegt aber darin, daß verschiedene Ursachen für eine Verbreiterung der Fraunhoferschen Linien verantwortlich gemacht werden können, und daß es eben äußerst kompliziert ist mit Sicherheit nachzuweisen, ob und wie weit der von der Relativitätstheorie geforderte Effekt vorliegt. Daß die Fraunhoferschen Linien relativ zu den entsprechenden Linien irdischer Lichtquellen nach Rot hin verschoben sind, war schon länger bekannt. Doch glaubte man früher, daß es sich um eine Druckverbreiterung handelt, indem man in der umkehrenden Schicht der Sonne einen Druck von mehreren Atmosphären annahm. Inzwischen gewann man aber die Überzeugung, daß dort nur ein Druck von 0,1 Millimeter Quecksilber herrscht, daß es sich also keinesfalls um eine Druckverbreiterung handeln kann. Die älteren Messungen zeigten nun Verschiebungen von einem Betrag, der sehr nahe dem von der Theorie geforderten war. Doch haben gerade die neuen Arbeiten gezeigt, daß man zu einem abschließenden Urteil noch nicht gelangen kann. Und über diese Arbeiten berichtet nun Erwin Freundlich. Es handelt sich um 2 Beobachtungsreihen; die eine ist von Burns und Meggers vom Bureau of Standards und Alleghany Observatory, die andere von St. John auf dem Mount Wilson Observatory. Burns' und Meggers' Arbeiten würden, was das Vorhandensein des von der Theorie geforderten Effekts anlangt, zu einer großen Skepsis berechtigen, wenn man sich nicht prinzipiell kritisch gegen die Prüfungsmethode stellte. Burns und

Meggers gehen nämlich einfach so vor, daß sie ein Sonnenbild von nur 4 Millimeter Durchmesser benutzen und das Licht der ganzen Sonnenfläche mit dem Licht einer irdischen Lichtquelle, einer Vakuumbogenlampe, vergleichen. Nun finden auch sie zwar eine Rotverschiebung, doch dabei eine ausgesprochene Abhängigkeit dieser Verschiebung von der Linienintensität. Die Relativitätstheorie kann natürlich eine solche Abhängigkeit nicht erklären. Nach Burns und Meggers sinkt die Rotverschiebung für schwache Linien weiter unter den durch Messung mit Sicherheit nachweisbaren Betrag, so daß man geneigt ist den Effekt nicht als real zu betrachten sondern als einen mit wachsender Intensität der Linien wachsenden systematischen Fehler. Doch zeigen die Messungen St. Johns auf Mount Wilson, daß man nicht einfach mit dem ganzen integrierten Sonnenlicht arbeiten darf, daß man vielmehr auch die astronomischen Erkenntnisse über die Beschaffenheit der Lichtquelle Sonne verwenden muß. Zwar zeigen auch die Messungen St. Johns eine mit der Intensität der Linien zunehmende Rotverschiebung, doch offenbaren bei diesen Messungen auch die schwächsten Linien die Verschiebung, und im Mittel kommt ein Betrag für den Effekt, wie ihn die Theorie fordert. Die Abhängigkeit der Rotverschiebung von der Intensität deutet St. John so, daß, wie er auch in anderen Arbeiten zeigte, die Intensität der Linien von der Schichthöhe abhängt, und daß in den verschiedenen Schichten verschiedenen gerichtete Radialströmungen vorherrschen. Zu dem Relativitätsverschiebungseffekt gesellt sich also ein Dopplereffekt, und nur bei der "neutralen Faser", bei den Linien mit mittleren Intensitäten, darf man den von der Theorie geforderten Betrag der Rotverschiebung erwarten. Zugunsten der Hypothese spricht besonders die Tatsache, daß die Messungen am Sonnenrand nicht mehr die Abhängigkeit der Rotverschiebung von der Intensität aufweisen. So darf man nach den Arbeiten St. Johns annehmen, daß die von der Relativitätstheorie geforderte Rotverschiebung nachgewiesen ist. Doch zeigt Freundlich in einer eingehenden Diskussion, daß man von einem bündigen Beweis nicht sprechen kann. Am Rand der Sonne kommt die Verschiebung durch den noch ganz unaufgeklärten sogenannten Randeffect zu groß heraus, und bevor man diesen Effekt genau kennt und andere systematische Fehler genau untersucht hat, darf man von einem eindeutigen Nachweis nicht sprechen.

Im Einsteininstitut in Potsdam werden deswegen vor allem folgende beiden Fragen behandelt: 1. Welche Lichtquelle auf der Erde liefert die Wellenlänge der Spektrallinien in reiner, unverfälschter Weise? 2. Welches ist die normale Wellenlänge einer Fraunhoferschen Linie auf der Sonne, da wir doch wissen, daß sich die Lage der Spektrallinien auf der Sonnenoberfläche von Ort zu Ort verändert? Man hat dort eine Lichtquelle entdeckt, deren Spektrum interessante Gitterfehler aufweist, und dabei überraschenderweise gefunden, daß es im Sonnenspektrum einige wenige außerordentlich scharfe Absorptionslinien gibt. Bei diesen Linien scheinen die systematischen Fehler der Untersuchung wesentlich herabgesetzt, und nun wird die ganze Sonnenoberfläche darauf untersucht, ob sich die Rotverschiebung bei diesen außerordentlich scharfen Linien bemerkbar macht. Die Untersuchungen sind noch im Gang, der Randeffekt zeigt sich sehr deutlich, die Johnschen radialen Strömungen scheinen aber nicht hervorzutreten. Das ganze Problem scheint sehr kompliziert, und Freundlich schreibt am Ende seiner Arbeit: »Erst wenn das astronomische Problem gelöst ist, wird man mit Erfolg den Anschluß an die normierte irdische Lichtquelle vornehmen können. Das sind Aufgaben, die erst nach Bewältigung vieler Nebenaufgaben endgültige Resultate erhoffen lassen. Jedenfalls kann die große Aufgabe der Prüfung der Relativitätstheorie an der Erfahrung noch keineswegs als abgeschlossen gelten.«

Quecksilbergehalt der Luft Seit Alfred Stock /Karlsruhe/ vor einigen Jahren gezeigt hat, daß ein schon sehr geringer Quecksilbergehalt der Luft in einem Arbeitsraum zu einer für die Gesundheit sehr nachteiligen chronischen Quecksilbervergiftung führen kann, ist das Interesse für Messung des Quecksilbergehalts der Luft akut geworden. Stock wies nach, daß, während der Sättigungsdampfdruck des Quecksilbers bei normaler Zimmertemperatur etwa 0,001 Millimeter beträgt, schon $\frac{1}{1000}$ dieser Konzentration als schädlich zu vermeiden ist. Stock gab auch eine Methode an, wie man solch kleine Mengen von Quecksilber nachweisen kann. (Der Sättigungsdruck entspricht zirka 10 Milligramm Quecksilber auf 1 Kubikmeter Luft, der "zu vermeidende" zirka 0,01 Milligramm auf 1 Kubikmeter.) Die Stocksche Methode bestand darin, daß man eine größere Menge der zu unter-

suchenden Luft durch ein in flüssige Luft getauchtes U-Rohr langsam mittels Pumpe durchsaugte. Das Quecksilber kondensierte sich an den Wänden des U-Rohrs. Mit dem Gasometer wird dann die Menge der Luft, und durch die Methoden der quantitativen chemischen Analyse die Mengen des Quecksilbers bestimmt. Die Methode läßt zwar schon die kleinste Quecksilberkonzentration nachweisen, kann aber natürlich nur dann durchgeführt werden, wenn in dem zu untersuchenden Raum eine Pumpe, ein Gasometer und genügende Mengen flüssiger Luft zur Verfügung stehen.

Nun haben K. Müller und Peter Pringsheim eine sehr elegante optische Methode ausgearbeitet, die an sich zwar viel komplizierter und schwieriger durchzuführen ist, doch den ungemein wichtigen Vorteil hat, daß nur eine kleine Probe von der zu untersuchenden Luft des Arbeitsraums zur Bestimmung des Quecksilbergehalts genügt. Die Methode kann dann praktisch so angewandt werden, daß eben nur in einigen Laboratorien die von ihnen angegebene Apparatur aufgestellt wird, wohin dann die zu untersuchenden Luftproben gesandt werden.

Die Methode beruht auf der Fähigkeit des Quecksilberdampfs die sogenannte Quecksilberresonanzlinie 2537 Angström selektiv zu absorbieren und darauf, daß diese Absorption außer von anderen Daten vom Druck des Quecksilberdampfs abhängt. Es handelte sich also nur darum unter absolut gleichen und reproduzierbaren Bedingungen den funktionellen Zusammenhang zwischen Quecksilberdampfdruck und Absorption der Resonanzlinien festzustellen. Da die Absorption stark von der Form und von der Breite der Linie abhängt, wurde als Lichtquelle nicht etwa eine Quecksilberlampe sondern eine Resonanzlampe benutzt, in der der Quecksilberdruck stets auf dem selben Wert gehalten wird. Das Resonanzlicht wird dann durch ein Absorptionsrohr geschickt, und die Intensität nach dem Durchgang mittels Photozelle gemessen. Dabei wird als Kathode der Photozelle ein Material gewählt, dessen langwellige Empfindlichkeitsgrenze nicht weit oberhalb von 2537 Angström liegt, so daß sich weder das Tageslicht noch die anderen Quecksilberlinien störend bemerkbar machen können.

Nachthimmel Wenn man die Helligkeit und das Spektrum des Nachthimmels untersucht, zeigen sich folgende Merkwürdigkeiten: 1. Die sichtbare Strahlung des Nacht-

himmels ist viel größer als sich aus der Zahl der Sterne ableiten läßt, 2. Er ist viel reicher an langwelligen Strahlen als das Himmelsblau des Tages, 3. Es erscheint eine Menge grünes Licht, das der Wellenlänge 5377,3 Angström entspricht. Richard Ruedy/Toronto/ gibt einen Überblick über die vielen Arbeiten, die sich mit der Untersuchung der Erscheinungen am Nachthimmel beschäftigen, wovon das größte Interesse wohl die Enträtselung der grünen Linie 5577,3 Angström beansprucht. Die Strahlung 5577,3 Angström beträgt $\frac{1}{3}$ der Strahlung, die der Nachthimmel im Gebiet zwischen 4960 und 6000 Angström emittiert. Man weiß jetzt mit Bestimmtheit, daß es eine "verbotene" (siehe diese Rundschau, 1928 I Seite 349 und folgende und 1929 II Seite 743) Sauerstofflinie ist. In letzter Zeit ist es sogar gelungen bei einer elektrischen Entladung in einem Gemisch von Argon und einem Zusatz von Sauerstoff diese Linie zu erzeugen. Daß das Licht des Nachthimmels von der Sonne herkommt, kann man nach neuesten Arbeiten besonders über das Zodiakallicht, kaum mehr bezweifeln.

Die neuen Forschungen lassen unter anderen folgende wichtige Schlüsse zu: Den Hauptteil der höheren Luftschichten bis 1000 Kilometer bilden Sauerstoff und Stickstoff. Die Atmosphäre ist viel weiter ausgedehnt als früher angenommen wurde, so daß ein nicht zu vernachlässigender Teil der Luftschicht dem Sonnenlicht ständig ausgesetzt ist. Die oberen Atmosphärenschichten werden unter dem Einfluß der ultravioletten Sonnenstrahlen stark ionisiert.

Tagungen Vom 28. Mai bis zum 1. Juni hielt die *Deutsche Bunsengesellschaft* für angewandte physikalische Chemie ihre 35. Generalversammlung in Heidelberg ab. Die Vorträge behandelten in der Hauptsache die Beziehungen zwischen Spektroskopie und Molekelbau. Daran schloß sich am 2. und 3. Juni eine *Röntgentagung* der Deutschen Gesellschaft für Technische Röntgenkunde und des Deutschen Verbands für die Materialprüfungen der Technik. Es sprachen Peter Debye über Röntgeninterferenzen bei Flüssigkeiten und Gasen, Richard von Hevesy über quantitative Spektralanalyse mit Röntgenstrahlen, Erwin Rupp über Interferenzen bei Materiewellen, Victor Goldschmidt über Kristallchemie und Röntgenforschung und J. J. Bernal über Ergebnisse der modernen Metallforschung.

Anfang Juni tagten in ihrem Institut Paris, neben der Nationalbibliothek, die *Historiker der Naturwissenschaften und Mathematik*. Paul Diepgen/Berlin/ berichtete über ein neues Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin, das im Herbst in Berlin unter seiner Leitung eröffnet werden soll. Von Franz Maria Feldhaus wurden die Druckbogen einer ersten Gesamtgeschichte der Technik vorgelegt, die in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Potsdam erscheint. Nächstes Jahr werden die Historiker der Naturwissenschaften in London zusammenkommen. Vom 10. bis zum 14. Juni tagte in Frankfurt die (stark besuchte) Generalversammlung des *Vereins Deutscher Chemiker*. Paul Walden sprach über Goethe und die Chemie, Nikodem Caro über die weltpolitische Bedeutung der Chemischen Industrie, Julius von Braun über neuere Forschungen auf dem Gebiet des Erdöls. Eine Reihe von Auszeichnungen wurde verliehen, so die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft an den Rektor der Technischen Hochschule Karlsruhe Alfred Stock, die Emil-Fischer-Denkmedaille an Kurt Meyer/Ludwigshafen/ und Hermann Staudinger/Freiburg/ für ihre grundlegenden Arbeiten über hochmolekulare organische Stoffe, die Liebigdenkmünze an Otto Ruff/Breslau/ für seine Untersuchungen über Fluor und Fluoride. Auf der 2. *Weltkraftkonferenz*, die unter dem Vorsitz Oskar von Millers vom 16. bis zum 25. Juni in Berlin abgehalten wurde, sprach auch Albert Einstein über das Raum-Äther-Problem.

Totenliste Der frühere Vertreter der Chemie an der Universität Kiel *Ludwig Claisen* starb Anfang Januar in Berlin, nahezu 79 Jahre alt. Er war 1897 als Nachfolger Theodor Curtius' nach Kiel gekommen. Nach seiner Emeritierung 1904 lebte Claisen in Berlin, wo er als Honorarprofessor der Philosophischen Fakultät angehörte. Seine zumeist in Liebigs Annalen und in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft veröffentlichten Untersuchungen bewegen sich vornehmlich auf dem Gebiet der organischen Synthese. Der Meteorologe *Felix Exner*, der Leiter der Österreichischen Zentralstelle für Geodäsie und -dynamik, starb am 7. Februar in Wien, im Alter von 54 Jahren. Er ist durch eine Reihe von Arbeiten über Probleme der kosmischen Physik wie auch durch seine Werke Theoretische Meteorologie und Dynamische Meteorologie bekannt geworden.

Der Chemiker an der Technischen Hochschule Berlin *Robert Franz Pschorr* erlag am 23. Februar, als er von München die Heimreise nach Berlin antreten wollte, einem Herzschlag. 1899 kam er nach Berlin als Abteilungsvorsteher am 1. Chemischen Universitätslaboratorium. Als Mitarbeiter Emil Fischers pflegte er besonders das Gebiet der Alkaloide. 1914 übernahm er als Nachfolger Karl Liebermanns den Lehrstuhl der Organischen Chemie an der Berliner Technischen Hochschule. Ihn beschäftigten auch die Gefahren der Vergasung, für deren Verhütung er sich energisch einsetzte.

Im Juni starb in Göttingen der Astronom *Ludwig Ambronn*, in seinem 76. Lebensjahr. Er war mit 26 Jahren in den Dienst der Deutschen Seewarte in Hamburg getreten. 1882 nahm er an der deutschen Polarexpedition nach dem Cumberlandland teil, auf der er sich hauptsächlich den astronomischen Beobachtungen widmete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Göttingen Observator an der Sternwarte und Honorarprofessor in der Mathematisch - Naturwissenschaftlichen Fakultät. Besonders viel verdankt ihm die Instrumentenkunde der Astronomie.

Kurze Chronik Das Jahr 1932-1933 soll nach den Beschlüssen des kürzlich in Kopenhagen abgehaltenen Internationalen Meteorologenkongresses wieder ein *internationales Polarjahr* werden. Die genaue Verteilung der in den Polar- und ihren Nachbargebieten von den Mitarbeitern der beteiligten Staaten zu errichtenden Stationen steht noch nicht fest. \diamond An der Universität Jerusalem hat sich ein Komitee zur Gründung eines *Einsteinarchivs* gebildet; es bittet um Zusendung an die Universitätsbibliothek in Jerusalem aller Publikationen, die Einstein und seine Theorie betreffen: Bücher, Broschüren, Artikel, selbst kleine Notizen sowie Bilder und Karikaturen, ferner Briefe Einsteins und Briefe hervorragender Persönlichkeiten über ihn und seine Lehre. Bekanntlich befindet sich das Manuskript der Allgemeinen Relativitätstheorie in der Jerusalemer Universität, deren Kuratorium Einstein angehört. \diamond Das *Chemische Zentralblatt*, das wichtige Referatenorgan der deutschen Chemiker, das jetzt von der Deutsch-Chemischen Gesellschaft herausgegeben wird, kann auf sein 100-jähriges Bestehen zurückblicken. Das Blatt, das im Lauf eines Jahres zirka 40 000 Berichte über alle Arbeiten und Patente der Chemie veröffentlicht, wurde 1830 von dem jungen Physiker Gustav

Theodor Fechter begründet. \diamond Der Chemiker *Otto Liebknecht*, ein Sohn Wilhelm und Bruder Karl Liebknechts, erhielt an der Universität Berlin einen Lehrauftrag für Chemie des Wassers. \diamond Der Greifswalder Privatdozent *Arthur Schleede* übernimmt an der Universität Leipzig eine außerordentliche Professur für Anorganische Strukturchemie. \diamond Für Physik *habilitierte* sich an der Universität Berlin Werner Kolhoerster, der sich durch die Theorie der Weltraumstrahlung bekannt gemacht hat, die nach ihm Kolhoerstesche Strahlung genannt wird; ferner an der Universität Breslau die Assistentin am Physikalischen Institut Hedwig Kohn und an der Universität München Hans Bethe und Karl Reichert. \diamond In Anwesenheit des deutschen Botschafters in Paris und zahlreicher Vertreter der Wissenschaft Frankreichs wurde *Albert Einstein* im großen Amphitheater der Sorbonne die Würde eines Ehrendoktors der Universität Paris verliehen. \diamond Die Goldene Planckmedaille, die anlässlich des 70. Geburtstags Max Plancks vor 2 Jahren gestiftet wurde, und die als erster Albert Einstein erhielt, wurde diesmal dem dänischen Physiker *Niels Bohr* verliehen. Auf Bohrs Untersuchungen bauen sich die modernen Anschauungen über den Atombau wesentlich mit auf.

Literatur

Günther Bugge gibt in 2 Bänden ein *Buch des großen Chemikers* heraus /Berlin, Verlag Chemie/. Man kann in ihm verfolgen, welche Rolle die Wissenschaft und die Anwendung der Chemie in der Entwicklung der Menschheit gespielt haben; im Entstehen und Vergehen der Lehrmeinungen spiegeln sich die Zeiten. Max Bloch /Petersburg/, Günther Bugge /Konstanz/, Ernst Darmstaedter /München/, Eduard Färber /Heidelberg/, Wilhelm Ostwald /Groß Bothen/, Julius Ruska /Berlin/, Franz Struntz /Wien/, Paul Walden /Rostock/ und viele andere Wissenschaftler vereinigen sich zu einem Werk, dessen Absicht es ist »eine einheitliche Sammlung von innerlich zusammenhängenden Biographien zu geben, die den Leser (möglichst ohne ihn durch Wiederholungen zu langweilen) durch die ganze Geschichte der Chemie führen soll«. Der vorliegende 1. Band reicht von Zosimos /etwa 350 bis 420/ bis Schönbein /1799 bis 1868/. Er ist nahezu 500 Seiten stark und mit 62 Abbildungen versehen. Seine Lektüre läßt wünschen, daß der bis zur Gegenwart führende 2. Band noch in diesem Jahr folgen möge.

Anthropogeographie / Paul Thorwirth

Kulturkonnex Asien-Amerika? Über alte Kulturbeziehungen zwischen Asien und Amerika sprach Walter Krickeberg im Berliner Ethnologischen Colloquium. Es lassen sich nach dem heutigen Stand der Kenntnis der asiatischen und indianischen Kulturen 2 Kulturwanderungstendenzen innerhalb Amerikas erkennen; eine nord-südliche und eine zentrifugale. Zur erstgenannten ist festzustellen, daß der Mensch der Neuen Welt dort nicht autochthon sondern aller Wahrscheinlichkeit nach über die Beringstraße nach Süden eingewandert ist. Seine Existenz ist heute bereits vor dem Ende der letzten Eiszeit belegt. Auch anthropologische Feststellungen bestätigen dies. Eine besondere Frage unter dem Gesichtspunkt der nord-südlichen Verbreitungstendenz ist noch die der in der weitem Umgebung von Vancouver vorgefundenen Kulturzone, die Elemente höherer Kultur wie Maskenwesen und Geheimbünde, Weberei und Spinnerei aufweist, die sonst in Nordamerika nicht festgestellt sind. Diese Enklave läßt sich durch alte Verbindungen mit Mexico, auch durch autochthone Entwicklung, aber auch durch Zusammenhänge mit Nordasien erklären, die Krickeberg nicht für unwahrscheinlich hält. Es kommt zum Beispiel auf dem westlichen wie östlichen Gestade des Stillen Ozeans eine erstaunlich übereinstimmende Kegelform der Kopfbedeckung vor. Was die zentrifugale Tendenz anlangt, so glaubt Charles Rivet an einen Konnex mit Ozeanien. Das wird neuerdings von Otto von Nordenskjöld bestritten, der lieber Eigenentwicklung annehmen möchte. Nordenskjöld denkt hier besonders an die Signaltrommeln, die sich von der primitivsten Form bis aufwärts zur Zungentrommel auf dem amerikanischen Kontinent finden. Es gibt aber zu denken, daß die Schiffsformen der Mexicaner auf der pazifischen Küste Mittelamerikas erheblich höher entwickelt sind als auf der östlichen. Im übrigen aber sind die mittel- und südamerikanischen Hochkulturen einerseits und die asiatischen andererseits recht schwierige Vergleichsgebiete, da die Frage nach dem Grad und dem Wesen dieser Beziehungen sich mit der nach der Entstehung dieser amerikanischen Hochkulturen überhaupt berührt. Wir wissen hier nicht viel mehr, als daß es 2 Hauptzentren dieser Kulturen gegeben hat, nämlich das der Maya (Yucatan) und das von Tiahuanaco (südlich des Titicaca in Peru). (Die letztgenannte kann wegen ihrer ausgesprochen gebundenen

Agrarwirtschaft auch das Interesse der Sozialisten von heute beanspruchen.) Nun finden sich zwar auf beiden Seiten des Stillen Ozeans namentlich in der Baukunst Elemente wie der Stufenbau, der Adler mit der Schlange (der auch heute noch das Wappen der Republik Mexico ziert), die als Tiermäuler ausgeführten Türen und die zu Schlangenleibern ausgebildeten Treppenwangen. Aber ein Phänomen wie die aztekische Bilderschrift offenbart sich als innerhalb seiner selbst so eigenartig, daß es mit keinem der altweltlichen Pendants (ägyptische, chinesische Schrift) in Verbindung gebracht werden kann. Abgesehen von dieser einen Erscheinung sind jedoch im Bereich der immateriellen Kultur die Anhaltspunkte für Zusammenhangsvermutungen zahlreicher und die Kriterien dafür beweiskräftiger als innerhalb der materiellen. Die altmexicanischen, siamesischen und javanischen Kalender zeigen Übereinstimmungen, die nicht auf Zufall beruhen können. Das selbe gilt von den südasiatischen und amerikanischen Mythen und Kulten. Der Umstand, daß die Zusammenhangsmomente gerade innerhalb der immateriellen Kultur hervortreten, gestattet das Eintreten der Konnexen recht spät anzusetzen. Das ist so ziemlich alles, was sich heute in chronologischer Beziehung zur Sache sagen läßt. Festzustehen scheint auch, daß asiatische Einwirkungen nur über die Beringstraße und nur aus Südasien über die südlichen Meere, nicht dagegen über den mittlern Stillen Ozean erfolgten, was in der Natur der Sache liegt. Die vorcolumbianischen Einwirkungen endlich aus Europa haben notabene im nordöstlichen indianischen Amerika nur winzige Spuren hinterlassen. Auch das ist erklärlich. Denn die Normannen, die sich um zirka 1000 nach Christus über Island und Grönland nach Labrador tasteten, das sie Winland nannten, waren primitive Bauern, die zu primitiven Fischern kamen. Beide hatten einander nicht viel zu geben. Vermutungen eines Zusammenhangs zwischen Indianern und Juden, Phöniziern, Afrikanern usw. scheinen heute abgestorben. Das zur Debatte stehende Problem hat nun allerdings keineswegs erst die Forscher der Gegenwart sondern bereits die Väter der modernen Völkerkunde beschäftigt (zum Beispiel Alexander von Humboldt und Oskar Peschel). Ein Fortschritt ist insofern festzustellen, als dem bereits zur Sache bekannten speziellen Vergleichsmaterial durch Krickeberg weiteres hinzugefügt und beides stärker durchgearbeitet und aufgehellert ist als bis-

her. Daß es noch nicht mehr ist, dürfte daran liegen, daß der Streit um die Forschungsmethode der Völkerkunde, der einen Teil mancher forschersichen Kraft absorbiert, noch immer nicht beendet ist. Der von Adolf Bastian und Edward Tylor definierte Begriff des Elementargedankens, das heißt aller der Kulturgüter, zu denen der Mensch in allen Räumen und zu allen Zeiten aus sich heraus ohne zeitliche oder ursächliche Verknüpfung gekommen ist, ferner des Völkergedankens (gleich dem der geographischen Provinz), weiterhin Friedrich Ratzels Gedanke der Entlehnung und schließlich die von Felix von Luschan der Biologie entnommene Konvergenz, das heißt die vollständige oder teilweise Übereinstimmung von Kulturgütern oder ganzen Kulturkreisen infolge innerer Momente, sind noch immer mehr oder weniger stark neben einander lebendig. Ganz neuerdings hat die von Leo Frobenius ausführlich begründete und von dem Wiener Wilhelm Schmidt geführte Kulturhistorische Schule, die die Methode der Geschichtswissenschaft in die Völkerkunde einführt, erheblich an Boden gewonnen, ja in die Forschung recht eigentlich erst die erforderliche Systematik hineingetragen. Vertreter dieser Richtung in Norddeutschland sind Fritz Gräbner /Bonn/ und Bernhard Ankermann /Berlin/. Die Lehre dieser Schule ist etwa folgende: Die Realität des evolutionistischen Elementargedankens, den vor zirka 20 Jahren der Jurist Joseph Kohler als »größten Fortschritt der ethnographischen Wissenschaft« feierte, wird hier nahezu geleugnet. Wo Übereinstimmungen zeitlich oder räumlich getrennter Objekte oder Institutionen vorliegen, ist Verwandtschaft anzunehmen, vorausgesetzt, daß sich eine gewisse Anzahl derartiger Konkordanzphänomene nachweisen läßt (Quantitätskriterium), es sei denn, daß die Übereinstimmungen sich aus der besondern Art des Objekts selbst oder, bei Materialgütern, aus dem zu ihnen verwendeten Material erklären (sogenanntes Formkriterium). Das zeitlich oder räumlich gemeinsame Vorkommen zum Teil ganz verschiedenartiger Bestandteile kann eben, meinen die Kulturhistoriker, nicht auf Zufall beruhen sondern muß seine Ursache in einem gemeinsamen, alle oder die meisten Bestandteile menschlicher Kultur enthaltenden Komplex, eben in einem Kulturkreis haben, der innerhalb eines Raums oder eines Zeitabschnitts bestanden hat und von hier aus gewandert ist. Selbst dann, wenn für alle Objekte oder Institutionen, die die Merkmale eines solchen Kulturkreises bilden,

ein ununterbrochener Konnex sich infolge jüngerer, darüber gelagerter Schichten nicht mehr nachweisen läßt (Kontinuitätskriterium), ist noch das Vorhandensein eines Kulturkreises anzunehmen. Diese Anschauung hat bereits zur Aufstellung einer Anzahl von Kulturkreisen und ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und ursächlichen Verknüpfung und damit zu einer Darstellung des Verlaufs der Kulturgeschichte der Welt geführt, worüber noch zu berichten sein wird.

Lateinamerika Die steil ansteigende Kurve der wirtschaftlichen Entwicklung nach dem Krieg hat das Interesse der Wirtschaftsgeographie auf einige lateinamerikanische Staatswesen gelenkt. So legt Franz Kühn in Petermanns Mitteilungen /Gotha, J. Perthes' Geographische Anstalt/ eine außerordentlich klare Wirtschaftskarte *Argentinens* vor. Sie teilt das Territorium in 19 Wirtschaftszonen auf. In diesen Zonen findet man nahezu alle Arten der Raumnutzung, von der primitivsten und extensivsten, zum Beispiel dem Hackbau und dem Weideland, angefangen bis zu den zivilisiertesten und intensivsten hinauf. Am aktuellsten ist zweifellos die 13. Zone. Es ist diejenige, innerhalb deren nach dem "weißen Gold" von 1905 (Baumwolle) und dem "grünen Gold" (Yerba) das "rote Gold" gewonnen wird, worunter das Holz des Tannin liefernden Quebracho Chaqueno verstanden wird. Sie enthält riesige Wälder, deren Bäume in primitivster Weise gebrochen (quebrar) und alsdann in Fabriken vollkommen zu Spänen zerschnitten werden, wodurch das Mark des Baums frei wird; aus ihm wird dann das in aller Welt zur Gerberei und auch sonst in der Drogenbranche benötigte Tannin hergestellt. Nahezu das gesamte Produkt ist Exportartikel und kommt nur in ganz geringen Quantitäten auf den heimischen Markt. 5 der oben genannten 19 Zonen werden als ökonomisch minderwertig bezeichnet. Nach dem kürzlich veröffentlichten Buch Gunther Plüschows (Silberkondor über Feuerland /Berlin, Ullstein/) wundert es uns nicht mehr auch aus der Kühnschen Karte zu erfahren, daß dies bis vor kurzem noch recht verurufene Inselgebiet wirtschaftlich durchaus nicht so schlecht ist wie sein Ruf; es hat sich als zur Schafzucht geeignet herausgestellt und verfügt ebenfalls über großen Holzreichtum. Im übrigen werden jene Zonen, die etwa $\frac{1}{2}$ des Landes bedecken, noch von wirtschaftlich höherwertigen Enklaven unterbrochen.

An *Brasilien* interessiert den Anthropogeographen zunächst die durch die Punkte Bahia, Rio Grande und Maranhao bestimmte Fläche; denn es ist ein Gebiet ständigen Hin- und Herflutens der Menschenmassen. Die Bewegung wird ausgelöst durch die von den Witterungsverhältnissen vollständig abhängigen Wirtschaftsformen, den Ackerbau und die Viehzucht, die je nach den Niederschlägen erfolgreich oder erfolglos sind. Bereits 1900 fluteten aus Innerbahia 50 000 Menschen (Neger, Indianer, Europäer und Mischlinge aus diesen dreien ohne Unterschied) an die Küste, von denen viele Tausende durch den Hungertyphus dahingerafft wurden. 1927 beobachtete Otto Quelle diese Bevölkerungsbewegung von Ceara aus. Er schätzt die Anzahl der zurzeit von ihr erfaßten Individuen auf 10 000 im Jahr. Es scheint, daß von Regierungsseite bisher an Abhilfe nicht gedacht wurde, doch haben sich die Betroffenen selbst geholfen und wandern zum Teil in die Nachbarstaaten Minas Geraes und Sao Paulo aus, wo die Landwirtschaft konstantere Beschäftigung und höhere Löhne verspricht. Im Mittelpunkt des Interesses aber steht in Brasilien die gegenwärtige Kaffeekrise. In Brasilien wachsen 2 Milliarden Kaffeesträucher (der Weltanbau beträgt $3\frac{1}{2}$ Milliarden). Über die Hälfte dieser brasilianischen Sträucher wachsen allein im Staat Sao Paulo, der dadurch auch der politisch einflußreichste geworden ist. Es wird anscheinend Tradition in Brasilien, daß dieser Staat den Präsidenten Brasiliens stellt; denn auch der neugewählte Präsident Brasiliens, Julio Prestes, war vorher Gouverneur von Sao Paulo. Die Kaffeekrise ist durchaus kein Novum. Wir erlebten solche Krisen bereits 1906 und 1923. Im Anschluß an die letztgenannte wurde in Sao Paulo ein Institut zur Verteidigung des Kaffees, Difesa, gegründet. Es ist eine ausgesprochen kapitalistische Einrichtung, mit der Aufgabe die Zufuhren nach dem Weltmarkt im Sinn der Großplantagenbesitzer zu regeln. Alle Versuche zur Valorisation des Kaffees sind bisher mehr oder weniger mißglückt, obwohl man sogar in Unternehmerkreisen auf den ungeheuerlichen Gedanken kam mehrere Millionen Kilogramm des auf der ganzen Welt von hoch und niedrig geschätzten Produkts einfach zu verbrennen. Bereits bei früheren Krisen hatte man große Mengen in europäischen Hafenspeichern eingelagert, so eine künstliche Verknappung

des Markts erzeugt und damit auch ein Heraufschnellen der Preise erreicht. Auch diesmal wurde dies Mittel wieder angewandt; man lagerte jedoch die Erzeugnisse der Kostenersparnis halber nicht in Europa sondern in Brasilien selbst ein, wodurch das Produkt erheblich an Qualität einbüßte. Die Nachfrage ging dadurch stark zurück, was aber den Unternehmern nicht so sehr geschadet hätte, wenn nicht die Jahre 1927, 1928 und 1929 wiederum Rekorderten gebracht hätten. Es wurde bereits gesagt, welche überragende Rolle der Staat und die Stadt Sao Paulo in dieser Frage spielen, die eine Lebensfrage Brasiliens darstellt. Nun ist Brasilien dasjenige südamerikanische Land, in dem die auf ein panamerikanisches Wirtschaftsimperium hinarbeitende Macht, die Vereinigten Staaten von Amerika, immer stärker zu dominieren beginnt. Die Wirtschaft Brasiliens ist diktiert von nordamerikanischen Arbeitsmethoden. Dies gilt ganz besonders von dem Staat Sao Paulo und dessen Hauptstadt, die alle Merkmale einer Yankee-stadt aufweist; riesige Wolkenkratzer stehen neben verfallenen Hütten, von planmäßigem Städtebau keine Spur; keine Scheu heute einzureißen, was gestern errichtet wurde. Es sieht fast so aus, als ob das kultivierte Rio de Janeiro bald dem kulturlosen Sao Paulo den Charakter der Landeshauptstadt abtreten muß. Allerdings sind auch europäische Einflüsse in Brasilien, namentlich eben in Rio, noch durchaus spürbar. So ist das Geistesleben der sehr dünnen Oberschicht vorwiegend am Französischen orientiert, und französische Geistesströmungen haben sich dort bisweilen nachhaltiger ausgewirkt als in Frankreich selbst. Der Positivismus Auguste Comtes wurde gewissermaßen zur Staatsreligion erhoben, der Religionsunterricht durch einen Moralunterricht ersetzt. Der deutsche Einfluß ist trotz unbestreitbar umfangreichen Siedlungen viel weniger kultureller als finanzieller Natur, und ein prominenter Vertreter dieser Interessen sagte erst kürzlich, daß ein Zusammenschluß der deutschen, französischen und italienischen Industrie und Finanz den Nordamerikanern in Brasilien sehr wohl gewachsen wäre. Die verkehrsgeographischen Verhältnisse der an Mineralien und Hölzern äußerst reichen Republik *Bolivien* lassen zurzeit noch zu wünschen übrig. Ein unverhältnismäßig großer Teil der Bevölkerung wird zur Bewältigung der Warenbewegung noch in Anspruch genommen.

Die 3 Flußsysteme (Amazonas, La Plata und das der Zentralhochebene) leisten zwar für den Verkehr Beachtliches, sind jedoch unzuverlässig; sie sind zum Teil nur für flach gebaute Fahrzeuge geeignet und weisen natürliche Hindernisse auf, unter denen besonders die Palisadas zu nennen sind, Barren, die dadurch entstehen, daß in der Hochwasserperiode der Fluß die Uferbäume unterspült, die in den Fluß fallen und sich zu Sperren zusammendrängen. Der Präsident der Republik Hernando Siles, der kürzlich zurücktrat, hatte deshalb vorher noch dem Kongreß ein umfangreiches Bahn- und Wegebauprogramm unterbreitet. Auch sollen die Wasserkräfte zur Gewinnung elektrischer Kraft ausgenutzt werden. Canadische Gesellschaften haben es übernommen die Kraft- und Lichtwerke und die Straßenbahnen La Paz' und Oruros auszubauen. Hierdurch werden auch die Erzbergwerke in Viacha, Corocoro, Guaqui und Uncia mit billiger elektrischer Kraft versorgt werden. Die Elektrifizierung der nach La Paz führenden Bahnlinie wird ebenfalls erwogen. Besonders werden hiervon die Bergwerke in der Umgebung dieser Stadt profitieren; ihr bisheriger Kraftbedarf wurde durch Ölzufuhr gedeckt, die sich aber allein durch den Weg von den Häfen nach dem Osthang der Anden, dem bolivianischen Ruhrgebiet, außerordentlich verteuerte. Auch umfangreiche Straßenbauten sind geplant. Zu nennen sind die Verbindungen Tarija-Villa-Montes und Sucre-Lagunillas. Es werden noch viele solcher kleineren Ergänzungen des bereits bestehenden Hauptstraßennetzes beabsichtigt, deren Kosten zum Teil außerordentlich hoch sind. So kostet die Straße von La Paz nach dem fruchtbaren Talgebiet von Yungas pro Kilometer 56 000 Mark. Bis August soll noch die Straße von Cochabamba nach Santa Cruz fertig werden. Eine Eisenbahnverbindung soll dieses Waldgebiet weiterhin erschließen. Ebenfalls noch in diesem Jahr soll die Eisenbahnstrecke Potosi-Sucre fertig werden, wozu angelsächsische Unternehmungen namhafte Anleihen vorgeschossen haben; auch muß Brasilien auf Grund eines bereits 1928 geschlossenen Vertrags 20 Millionen Mark zum Bau der Strecke von Puerto Grether nach Santa Cruz hergeben. Es besteht danach eine direkte Verbindung zwischen Rio de Janeiro und La Paz. Auch die Verbindung mit Peru und der Küste des Stillen Ozeans wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Alexander von Humboldt hat *Mexico* das Land der Ungleichheiten genannt. 2 Millionen Quadratkilometer ziemlich homogenen Raums wurden hier von der Natur aufs verschiedenste ausgestattet. Das Wirtschaftsleben dieser Republik weist 2 Unika auf: den Pulque und die Chinampas. Der Pulque ist bekanntlich ein aus der *Agave mexicana* gewonnenes milchartiges berauschendes Getränk, das in Ledersäcken in die Städte transportiert und dort in großen Mengen konsumiert wird. Die Chinampas sind zwischen Gräben angelegte Gemüsebeete. Beide Phänomene sind schon aus der Aztekenzeit bekannt und bieten deshalb ein gutes Paradigma für das Beharrungsvermögen des Menschengesichts. Diese Merkwürdigkeiten veranlaßten den Kieler Geographen Leo Waibel die mexicanische Volkswirtschaft eingehend zu studieren. Seine Untersuchungen führten ihn zur Aufteilung des Territoriums in 5 zentrale und 3 periphere Wirtschaftsformationen, deren bedeutendste die der Sisalproduktion darstellt, bedeutend insofern, als sie ausschließlich für den Export nach den Vereinigten Staaten von Amerika arbeitet, jedoch unter rein mexicanischer Initiative. Waibel meint, daß die von ihm gefundenen Formationen ein reales Gegenstück zur Theorie der Thünenschen Kreise darstellen, deren Mittelpunkt hier von der Hauptstadt *Mexico* gebildet wird. Er will sogar die Entstehung dieser Kreise historisch nachweisen können. Die Aztekenhauptstadt Tenochtitlan mit ihren schätzungsweise damals 300 000 Einwohnern habe durch ihre Lage inmitten eines Sees bereits zur Ausbildung bestimmter Wirtschaftszonen geführt, und dadurch, daß die Spanier die Viehzucht einführten, hätte *Mexico* noch den äußersten Thünenschen Kreis, den der extensiven Weidewirtschaft, hinzuerhalten.

Forschungsreisen

An der Erforschung der *Antarktis* arbeiten zurzeit 4 Expeditionen, und zwar 2 amerikanische unter R. E. Byrd und G. H. Wilkins, 1 australische unter Douglas Mawson und 1 schwedische unter Riiser Larsen und Lützw-Holm. Gerhard Schott kehrte von einer Reise nach dem *Indischen* und dem *Stillen Ozean* zurück. Die Ergebnisse der Reise bilden die Unterlage für die im Auftrag der Ozeanographischen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften beabsichtigten Monographien über jeden der beiden Ozeane.

Der Ethnograph Eugen Paravicini kehrte von einer Expedition zu den *Salomonsinseln* zurück. Eingeborene im Urzustand fand er nur im Norden der Insel Guadalcanar, sonst überwog dort bereits der europäische und japanische Einfluß. Ende Oktober 1929 kehrte eine 4monatige geologische Expedition der Sunjatsenuniversität in Kanton aus der Provinz *Ssötschuan* zurück. Gegenstand der Untersuchung war der Lauf des mittlern Jangtse, das tibetanische Randbecken und die Westseite des sogenannten Roten Beckens. Das Gebiet ist übrigens eins der ältesten Erdölbohrfelder der Erde. Die hier angewendeten Bohrmethode dürften auf ein Alter von 2000 Jahren zurückblicken. Einen vorläufigen Bericht über diese Expedition gab Walter Heinen in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

Im Kunstgewerbemuseum zu Berlin wurde eine Ausstellung von über 1100 Bildtafeln, den Ergebnissen der jüngsten Expedition Leo Frobenius' nach *Südafrika*, eröffnet. Hauptfundgebiete waren die Kapprovinz, Südrhodesien, Nordtransvaal, Oranje, Baneto und Natal. Die Tafeln sind Nachbildungen von Felsmalereien, die Tierfiguren und Jagdszenen darstellen. Frobenius hat in diesen Gebieten auch Spuren von Metallbergwerken gefunden. Die südrhodesischen Malereien erinnern an in Ostspanien gefundene; sie sind polychrom mit rötlichen Fettfarben auf die Felsen aufgetragen. Die Malereien an den nördlichen Fundstellen zeigen einen etwas primitivern monochromen Silhouettenstil mit keilförmigen Frontalkörpern und Profilköpfen. Sie erinnern an sumerische und altägyptische Formen. Das Material ist hier durchweg Eisenoxydrot. Frobenius betonte, daß hier eine Kulturschicht entdeckt worden sei, deren Merkmale Magik und Technik seien, eine bis jetzt nicht bekannte Verbindung. Diese Schicht ist noch vor dem europäischen Steinzeitalter anzusetzen. Die Archäologin G. Caton-Thompson ist auf Grund ihrer kürzlich vorgenommenen Studien in *Südrhodesien* zu dem Ergebnis gekommen, daß das dort vorhandene archäologische Material von den Bantu herrühre, die heute als größte Negergruppe ziemlich geschlossen das südliche Dreieck Afrikas bewohnen. Carl Peters hatte bekanntlich dieses Gebiet als das Land Ophir angesprochen; der englische Forscher MacIver bestritt den semitischen Charakter des Materials. Eine Forschungsreise nach *Angola* tritt der Ethnologe Hermann Baumann vom Berliner Völkerkundemuseum an.

Informationsmittel

Über die Grundlagen und den derzeitigen Stand der Minderheitenfrage unterrichtet der *Ethnopolitische Almanach*, herausgegeben von Otto Junghann und Max Hildebert Boehm (Wien, Wilhelm Braumüller/. Er besteht aus einer Anzahl von Abhandlungen, in denen sich Kenner der Materie wie Werner Hasselblatt und Boehm zu weitergreifenden, aus dem Fragenkomplex fließenden Sonderfragen äußern, sowie aus Berichten der Führer der örtlichen Minderheiten. Besonders beachtlich sind die beiden Zusammenstellungen Viators: *Ethnopolitische Länderchronik* und *Ethnopolitisches Schrifttum des Jahres 1929*. Dank verdient auch die vollständige Sammlung der Dokumente und Materialien zur ethnopolitischen Länderkunde Europas. Die Materialien sind alphabetisch nach den zurzeit Minderheiten aufweisenden Staaten geordnet, wobei auffällt, daß England nicht aufgeführt ist. Es trifft nicht zu, daß England in Europa keine Minderheiten habe; es hat deren in Gibraltar, auf Malta und auf Cypern, und namentlich den beiden Punkten Gibraltar und Malta hätte besondere Beachtung geschenkt werden müssen, da sie eine weit über die Minderheitenfrage hinausgehende Bedeutung haben. Durch die Festhaltung dieser beiden Punkte nämlich trennt England Kontinentaleuropa von Afrika, ohne das Kontinentaleuropa nicht leben kann. Es ist überhaupt erstaunlich, daß keiner der Mitarbeiter dieses Almanachs daran gedacht hat, wie viele Haupt- und Nebenfragen, die sich aus der Minderheitenfrage ergeben (wirtschaftlicher, allgemeinkultureller, auch völkerrechtlicher Natur), durch den kontinentaleuropäischen Gedanken gelöst oder zumindest der Lösung erheblich nähergebracht werden können. Wenn von Malta behauptet wird, Italien habe dort keinen Interventionstitel, da das Maltesische eine eigene, vom Italienischen stark abweichende Sprache darstelle, und die Malteser gar keine Italiener sein wollten, so ist beides nicht ganz richtig. Das Maltesische ist einfach ein Dialekt des Italienischen, wie es deren mehrere gibt, und das Attentat auf den englischen Gouverneur, das kürzlich verübt wurde, läßt erkennen, daß die Malteser zumindest auch keine Engländer sein wollen. Keinesfalls entspricht es dem europäischen Interesse, daß gerade England Malta besitzt, und schon allein deshalb sollten die Bestrebungen Italiens nicht bekämpft werden. Die italienischen Maßnahmen

gegen die deutsche Minderheit in Südtirol sind in dem Almanach übertrieben kraß geschildert. Der Bearbeiter dieser Rundschau war 1929 im Land und konnte sich davon überzeugen. Auch darf man nicht vergessen, daß die Italiener zur wirtschaftlichen Hebung des Gebiets manches getan haben. Durch solche Ausstellungen soll jedoch die allgemeine Nützlichkeit dieses Almanachs nicht bestritten werden, zumal die Herausgeber sich darüber klar waren, daß dieser erste Wurf noch nicht gelingen konnte. Eine Wiederholung und Erweiterung auf außereuropäische Territorien erscheint wünschenswert. Hingewiesen sei noch auf das im gleichen Verlag als Zeitschrift erscheinende Ethnopolitische Archiv.

Totenliste

Anfang Januar starb in Münster, im Alter von 61 Jahren, *Bernhard Vandenhoff*, dort außerordentlicher Professor für semitische Sprachen, Neusyrisch und Armenisch an der Universität.

In Saarbrücken starb im Januar, 75 Jahre alt, *Albert Ruppertsberg*, der die Geschichte des Saarlands schrieb.

Das Opfer einer Gasvergiftung wurde im selben Monat *Josef Marquart*, der hervorragende Vertreter der iranischen und armenischen Philologie an der Berliner Universität.

In Prag starb Anfang Februar der Germanist *Adolf Hauffen*, in seinem 66. Lebensjahr. Er schrieb eine Deutschböhmisches Volkskunde und stellte mehrere Untersuchungen über Fischart an.

Mitte Februar starb in Berlin der ausgezeichnete Kenner des Tibetischen *Hermann Francke*, 59 Jahre alt. Francke, der Autodidakt, hat die verschiedenen Versionen der Gesarsage und ihrer Parallelen zu den Heldensagen des indogermanischen Kulturkreises herausgearbeitet und mehrere historische Inschriften Tibets entziffert. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte Westtibets.

Der Reiseschriftsteller *Friedrich Koch-Wawra* verunglückte tödlich bei einer Flugzeugnotlandung bei Wittenberg am 27. Februar. Er schrieb unter anderem *Spanische Romanze vom Asphalt* und *Die Ruinen des alten Karthago*.

Am 1. März starb in Tübingen der Sinoologe *Richard Wilhelm* (siehe auch die Rundschau Religionswissenschaft, 1930 I Seite 283). Wilhelm war anfänglich evangelischer Pfarrer, später Missionar in China, widmete sich dort aber nicht der Gründung von Gemeinden sondern fast ausschließlich der Schul- und Hospitalarbeit. Er arbeitete an einem 8bän-

digen Werk über Religion und Philosophie Chinas; erschienen sind jedoch nur der 1., 2. und 7. Band, von denen er 2 allein Kungfutse widmete. Von seinen sonstigen Arbeiten seien *Chinesische Volksmärchen /1913/*, *Die Seele Chinas /1925/* und *Chinesische Lebensweisheit /1922/* genannt. Er war Mitglied der Royal Asiatic Society in Schanghai.

In Waltendorf bei Graz starb am 14. März der Erforscher des Karpathendeutschums *Friedrich Kaindl*, 64 Jahre alt.

Am 19. März starb in Berlin *Siegfried Boelcke*, der Chef des deutschen Kriegsvermessungswesens. Boelcke hatte besondere Verdienste auf dem Gebiet der photographischen Landesvermessung, über die er auch zahlreiche Abhandlungen in Fachzeitschriften veröffentlichte.

Aus Edmonton /Canada/ wurde gemeldet, daß die Gebeine des Reiseschriftstellers *Kurt Faber* gefunden seien. Faber unternahm im Winter 1929-1930 allein eine Expedition ins nordwestliche Innere Canadas. Er hat sich anscheinend in der Eiswüste verirrt, erfror und wurde von Wölfen gefressen.

In der Beringstraße wurde die Leiche des amerikanischen Fliegerleutnants *Karl Ben Eielson* im Meer treibend aufgefunden. Er war der Begleiter H. Wilkins' auf dessen sämtlichen Polarflügen. Er brach November 1929 zur Freimachung eines in der Beringstraße eingefrorenen Dampfers mit einem Wasserflugzeug auf und blieb seitdem verschollen.

Im April starb *Adolf Dirr*, Hauptkonservator am Museum für Völkerkunde in München, in seinem 63. Lebensjahr. Sein Arbeitsgebiet waren die Sprachen und Literaturen des Kaukasus.

Im Alter von 69 Jahren verschied in Berlin *Albert von Le Coq*, Direktor am Völkerkundemuseum (siehe die Rundschau Geschichte, in diesem Band Seite 613). Er brachte von mehreren Expeditionen in das Turfangebiet unter großen Schwierigkeiten höchst wichtige Fresken aus diesem, zwischen Hellenismus, persischer, indischer und chinesischer Kultur oszillierenden Gebiet mit, dazu manichäische und tocharische Handschriften.

Ungefähr um die gleiche Zeit starb ein weiterer alter Turfanforscher, *F. K. W. Müller*, ebenfalls Direktor im Berliner Völkerkundemuseum, der aber auch auf dem Gebiet der syrischen, chinesischen, japanischen und samoanischen Kultur Beachtliches leistete. Müller hat die von Le Coq mitgebrachten und schon verloren geglaubten manichäischen Texte als solche festgestellt und entziffert. Er ist 68 Jahre alt geworden.

Kurze Chronik Bei der griechischen Unabhängigkeitsfeier im Mai wurden die wiederaufgerichteten 8 Säulen an der Nordfront des *Parthenons* enthüllt. Die Arbeit hat 8 Jahre in Anspruch genommen; sie wurde von dem Archäologen Balanos geleitet, der auch zusammen mit Dörpfeld die Wiederherstellung des Erechtheions durchführte. ◊ In Rom wurde von der deutschen Archäologin Margarete Gutschow ein Museum eröffnet, das die von ihr bei Ausgrabungen in einer Katakomben an der Via Appia aufgefundenen antiken Kunstwerke enthält, vor allem mehrere Sarkophage, die gänzlich zertrümmert waren und in mühevoller Arbeit von der Finderin wiederzusammengefügt wurden. ◊ Außerordentlicher Professor an der Universität Berlin für koloniale und Überseegeographie wurde der Münchener Privatdozent *Karl Troll*, der unter anderm über die wirtschaftliche Erschließung des tropischen Amerikas geschrieben hat. ◊ Die neubegründete Professur für Wirtschaftsgeographie an der Technischen Hochschule zu Berlin wurde dem Bonner Geographen *Otto Quelle* übertragen. ◊ Der frühere Leiter der Volkshochschule Jena *Adolf Reichwein* (den Lesern der Sozialistischen Monatshefte bekannt durch seine Mitarbeit, namentlich auch durch seine Bearbeitung der Rundschau Nationale Bewegung in den Jahren 1923 bis 1925 und dieser Rundschau Anthropogeographie im Jahr 1929) wurde Professor der Geschichte und Staatsbürgerkunde an der Pädagogischen Akademie in Halle. ◊ An der Universität Marburg wurde die Privatdozentin *Luise Berthold* außerordentlicher Professor für deutsche Philologie. Sie hat eine Reihe von Arbeiten zur Literaturgeschichte des Mittelalters und zur Dialektforschung veröffentlicht, ist auch Mitarbeiterin an der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs. ◊ *Johann Friedrich Lohmann* habilitierte sich für das Fach der Vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Berlin. Für Geographie habilitierten sich *Joachim Heinrich Schultze* an der Universität Jena und *Hans Spreitzer* mit Abhandlungen über das Problem der Vorzeitformen und geographische Höhengrenzen. An der Universität Breslau habilitierte sich *Walter Geisler* für Geographie mit einer Antrittsvorlesung über Verkehrsgeographische Probleme des heutigen Australiens. Privatdozent für Völkerkunde an der Technischen Hochschule zu Darmstadt wurde *Paul Leser* mit einer Antrittsvorlesung über die Religionsformen der Erde.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Kapitalismus So fremdartig uns das unter dem Titel *Herrschaft und Wirtschaft, Grundlagen und Aussichten der Industriegesellschaft* / München, Dreimaskenverlag/ veröffentlichte Buch *Sigmund Rubinsteins* in seiner prinzipiellen Verherrlichung der modernen Wirtschaftsweise anmutet, so anregend sind doch verschiedene seiner Ausführungen. Dem Autor ist es mit seiner Geschichtsauffassung gewiß vollkommen ernst; und seine Gegensätzlichkeit zu dem Marx'schen Standpunkt hält sich von jeder Spur polemischer Verlästerung völlig frei. Ein Grundzug ehrlich demokratischer Gesinnung, der den heutigen Antimarxisten und ihren Vorläufern im wilhelminischen Deutschland nicht weniger fatal als der Marxismus selber in die Ohren klingen mag, gibt dem Buch seine Sonderstellung.

Im Anschluß an Max Webers interessante, auf breiter Basis durchgeführte soziologische Untersuchungen über Wesen und Entstehung des antiken Städtewesens, wie an Werner Sombarts und Karl Kautskys kritische Betrachtungen zur materialistischen Geschichtsauffassung hebt Rubinstein im 1. Abschnitt seines Buchs die dominierende Bedeutung hervor, die der Herausbildung der politischen Macht- und Herrschaftsverhältnisse in der Entwicklung der antiken und mittelalterlichen Wirtschaftsformen und auch noch vielfach in der frühkapitalistischen Epoche zufällt. Ökonomisches Wachstum sei wesentlich ein Werk der Herren gewesen. Feudalität und Großkönigtum, das sich in der Heeresverfassung, dem Fiskus, der Händlerklasse auswirkte, erscheinen auch in der Periode, in der man kapitalistische Züge konstatieren zu können meint, vielfach als führend. Oder die Entwicklung gehe auf der Basis städtischer Kriegsdemokratie vor sich. Ähnlich sei es um den herrschaftlichen Kapitalismus in den italienischen Städterepubliken des ausgehenden Mittelalters bestellt. Gleichfalls charakterisiere sich, was Sombart Frühkapitalismus nenne, das merkantilistische Zeitalter, als eine Form der herrschaftlichen Ökonomie.

Im Widerstreit mit diesem herrschaftlichen Kapitalismus habe sich dann, wie Rubinstein nachzuweisen sucht, getragen von dem Selbständigkeits- und Tätigkeitstrieb der im Mittelalter aufkommenden städtischen Kommunen, eine neue Form der Gesellschaft, die Industriegesellschaft, konkurrierend ausge-

bildet, genährt von der Quelle des Persönlichkeitsdrangs und des Vernunftdenkens, das sich zu einer geistigen Bewegung konzentrierte. Der Vorkämpfer dieses neuen Geistes sei vor allem England gewesen. Der Liberalismus mit seinen Grundideen der Gewissensfreiheit und weltbürgerlichen Humanität, an gewisse ursprünglich christliche Ideen anknüpfend, ist nach Rubinstein die Lebensidee der bürgerlichen Kultur, deren historische Tendenz den Aufstieg aller Schichten der ehemaligen Untertanenschaft in sich schließe. In diesem Sinn handelt er von dem Naturrecht der Aufklärung, von der Freihandelslehre und dem Utilitarismus. Der soziale Aufbau des Kapitalismus wird im Gegensatz zur frühern herrschaftlichen Ökonomie als »Marktgemeinschaft«, die auf eine Völkergemeinschaft gerichtet sei, bezeichnet. »Es ist der selbe Kraftquell, der ehemals den waffentragenden Herren, heute den Unternehmer seelisch nährt. Aber die Wirkung auf die soziologische Struktur ist grundverschieden. Die alten Herren wurden eine erbliche Kaste, die über erblich gebundene Knechte gebot. In den industriellen Unternehmern kann nie [?] ein Erbherrentum nachwachsen. Die bürgerliche Gesellschaft hebt die ehemalige Herrschaft ab ... Es ist der grösste Denkfehler des vulgären Sozialismus [1], daß seine Soziologie die Unternehmerschaft mit den Feudalherren der herrschaftlichen Sozietäten gleichsetzt. Der Unternehmer kann sich auf dem Markte frei entfalten. Aber er bleibt an das Wesen der Marktgemeinschaft gebunden, das keinen Herren- und Fronerstand aufkommen läßt. Der Unternehmer ist Organisator und geistiger Führer, aber kein Herr... die Erzeugung der Verbrauchsgüter für die Gesamtheit weist ihm sein abgemessenes, soziales Wirkungsabteil zu. Er schafft mit persönlicher Zielsetzung an einer allgemeinen Aufgabe. Der puritanische Bürger wußte das... Die späteren Geschlechter moderner Unternehmer... üben... ihren Erwerb nicht anders als jene Frommen. Sie dienen einem Zwecke, der größer ist als sie.«

Die Neigung zur Ideologie, die hier und da im geschichtlichen Rückblick bereits stark hervortrat, bricht in dieser hymnischen Umdeutung des Kapitalismus, der geradezu als Vertreter herrschaftsloser Humanität gefeiert wird, alle Schranken kritischer Erwägung nieder. Man glaubt sich da beim Lesen in Zeiten zurückversetzt, die 50 Jahre und länger her sind. Gewiß, die kapitalistische Volkswirtschaft

stellt sich im Umkreis der Staaten, in denen sie herrscht, als ein sich ständig forterhaltender und fortentwickelnder volkswirtschaftlicher Gesamtprozeß dar, dem die Gesellschaftsglieder als dessen Funktionäre eingeordnet sind. Ohne kapitalistische Unternehmer, die Produktion von Gütern zum Verkauf zum Zweck des Geldgewinns betreiben, wäre dieser Gesamtprozeß so unmöglich wie ohne Lohnarbeiter, die in jenen Produktionsbetrieben unter Bedingungen produzieren, die die Realisierung von kapitalistischem Geldgewinn ermöglichen. Die Bedarfsdeckung in dem wirklichen Prozeß wäre undenkbar, wenn man eine dieser Klassen ausgeschaltet denkt. Aber was folgt daraus, daß die Kapitalisten kraft ihres Kapitals zum Zweck des Geldgewinns als Mittler des gesellschaftlichen Produktionswirkens wirken, für die Rubinsteinsche These, daß sich die kapitalistische Wirtschaft im Gegensatz zu jeder Art herrschaftlicher Ökonomie befinde? Offenbar nichts. Daß der Kapitalist, der zu seiner Funktion der Regel nach viel weniger Genie, womit ihn der Verfasser so reichlich ausstattet, als Kapital braucht, Kapital, das er der Regel nach, wie der Feudalherr seinen Grundbesitz, ererbt hat, und das er nur als Kapital verwerten kann, sofern er aus dem Lohnarbeiter Mehrarbeit, Mehrwert herausschlägt: diese Grundtatsache wird durch keinerlei Einwendungen, die gegen die Ableitung der Marxschen Wertlehre erhoben worden sind, berührt. Und es schließt die Ausbeutung der Arbeiterklasse, die aller Herrschaft gemeinsam ist, notwendig in sich, wie Marx (man lese beispielsweise den Abschnitt Heißhunger nach Mehrarbeit, Fabrikant und Bojar seines Kapitals) so evident anschaulich darlegt. Das Herrschaftsverhältnis, das der Existenz des Kapitalisten zugrunde liegt, ist darum, weil es auf seinem Geldeigentum und dem Nichteigentum des Proletariats, der sich als Lohnarbeiter verkaufen muß, beruht, bei allen Formunterschieden nicht weniger handgreiflich. Rubinstein ist, ähnlich Franz Oppenheimer, blind verliebt in die Form der freien Konkurrenzwirtschaft, in der die Gesellschaftsglieder, ob Kapitalisten oder Arbeiter, als juristisch freie Kontrahenten einander entgegentreten, ohne persönliche Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse, wie sie den Feudalismus charakterisierten. Bloß daß Oppenheimer die ausbeutungslose Harmonie eines solchen Wirtschaftsprozesses nur unter der Bedingung für realisierbar hält, daß der

Großgrundbesitz beseitigt werde, während Rubinstein auch ohne solche Vorbedingung an sich schon in dem Kapitalismus freier Konkurrenz das Zukunftsreich menschlicher Solidarität erblickt. Die kunstvolle Verschlingung eines ökonomischen Prozesses, in dem die Gesellschaft durch das bloße Spiel von Eigeninteressen, ohne planmäßige gesellschaftliche Kontrolle, wie sie der Sozialismus anstrebt, die Bedarfsdeckung ihrer Mitglieder vermittelt, wird ganz manchesterlich als Zeichen ihrer Harmonie gedeutet. Was freilich, wie die Zeiten sich geändert haben, heute kaum mehr Gläubige finden dürfte.

Jene demokratische Gesinnung Rubinstains, auf die schon oben hingewiesen wurde, tritt am markantesten im letzten Abschnitt seiner Schrift zutage, der in historischen und in Zukunftsausblick von den »inner- und zwischenstaatlichen Problemen« der Demokratie handelt. Rubinstein erblickt in den imperialistischen und hochschutzzöllnerischen Tendenzen, die in dem Kapitalismus eine so bedeutende Rolle spielen, nur »Rückstände der frühern herrschaftlichen Ökonomie«, die in der weitem Entwicklung abgestoßen werden müßten. Er wendet sich ferner sehr entschieden gegen die arbeiterfeindlichen Sophismen, die das ehemalige Manchestertum aus seiner Laissez-faire-Doktrin so oft gezogen hat. Im Gegensatz dazu erklärt er die Sozialpolitik als »Teil der bürgerlichen Marktidee«. Denn die Sozialpolitik, wie sie die europäische Arbeiterschaft verfolgt, zielt auf Sicherung der Arbeitskraft im Produktionsprozeß und auf Regulierung des Lohnanteils im Verteilungsverlauf, »beides in Erfüllung der Universalidee des Marktes«. Die staatliche Gesetzgebung solle die gewerkschaftliche Bewegung hilfreich ergänzen. »Das Vernunftreich [als das Rubinstein der Kapitalismus der Idee nach gilt] ist nicht fertiges Geschenk sondern Erfolg geschichtlicher Willenskräfte... Da erweist sich die Sicherung der Arbeiterexistenzen durch Gesetz und Verwaltung als Verhütung unwiederbringlicher Kapitalsverluste und als Voraussetzung künftiger Geschäftsblüte.« Voraus geht diesen Ausführungen ein Kapitel, das in instruktiver Betrachtung die gegensätzlichen Typen der nordamerikanischen und der australischen Wirtschaftsverfassung einander gegenüberstellt.

Die weiteren Ausführungen des Schlußabschnitts gruppieren sich wesentlich um »Freihandel und Völkerfrieden, Nationalismus und Imperialismus«. Der

Imperialismus gilt dem Verfasser als bloße Episode und Ableger der herrschaftlichen Vergangenheit, über die der geschichtlich aufstrebende Gang der Menschheit hinausschreiten werde. Das bolschewistische Rußland mit seiner despotischen Beamtenbureaukratie, die das Kommandieren an Stelle persönlicher Initiative setzt, sei ein ausgesprochener Rückfall in das Wesen der herrschaftlichen Ökonomie. »Die europäischen Völker kamen«, so resumiert Rubinstein, »aus der herrschaftlichen zur industriellen Gesellung, weil sie ihrem religiös-seelischen Erbe nach Gotteskinder, das ist freie Persönlichkeiten sein wollten... Die gleiche Gesellschaftsidee; Wechselseitigkeit zwischen Individualität und Gesamtheit, übernahm der Liberalismus aus dem humanitär-christlichen Born... Güterreichtum entstand und wuchs in der Industriegesellschaft, weil sie aus der menschlichen Persönlichkeit stets alle Kräfte der Neuerung und Besserung herausholt... Der schöpferische Geist aller Nationen zeigt das Bild unerwarteter Kraft... Im Geistigen frisch, kann sie [die Energie der Persönlichkeit] ökonomisch-sozial nicht verdorren... Diese Anlage wird die Industriegesellschaft auch in wirtschaftlichem Schaffen und in ihrer politisch-sozialen Ordnung (trotz den organisatorischen Gebundenheiten, die auf dem Markte entstehen) vor der Erstarrung bewahren, die allemal das Schicksal der Herrschaft und ihrer Zivilisationen gewesen ist.« Das Vertrauen auf den Freiheits- und Persönlichkeitsdrang berührt sympathisch. Aber schwer zu verstehen ist es, wie Rubinstein anscheinend dazu kommt von der wirklichen Demokratisierung der »Industriegesellschaft«, von der Ausmerzungen des dem Kapitalismus grundsätzlich anhaftenden Herrschaftsverhältnisses, die der Sozialismus anstrebt, eine »Erstarrung« und eine Wiederaufrichtung der Herrschaftsökonomie zu befürchten. Daraus, daß das Gewaltregiment des Bolschewismus sich sozialistisch nennt, kann doch gegen die ganz andersartige sozialistische Idee der europäischen Arbeiterklasse unmöglich etwas gefolgert werden.

Einführungen Der Verlag Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart bringt eine neue Auflage von Robert Wilbrandts Einführung in die Volkswirtschaftslehre, auf die wieder nachdrücklich hingewiesen sei. In Sperlings Handelsbücherei /Stuttgart, H. O. Sperlings Nachfolger/ erschien ein

Lehrbuch: Johannes Mertigs Grundzüge der Volkswirtschaft, das bei mittlerem Umfang, etwa 300 Seiten stark, als Einleitung nützliche Dienste leisten kann. Eine Einführung in die allgemeine Statistik gibt Paul Flaskämper in Meyers Wörterbüchern für Recht und Wirtschaft /Halberstadt, H. Meyer/.

Von Robert Liefmanns, vor einem Vierteljahrhundert zum erstenmal veröffentlichter Schrift *Kartelle, Konzerne und Trusts* liegt jetzt die 8., bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage vor /Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz/.

Ein Büchlein, das sich Grundprinzipien *kommunistischer Produktion und Verteilung* nennt, und für das der Allgemeine Arbeiterverein im Neuen Deutschland als Herausgeber zeichnet /Berlin, Neuer Arbeiterverlag/, will offenbar den Standpunkt einer oppositionellen Kommunistengruppe vertreten, bleibt aber in der aphoristischen Verworrenheit seiner Ausführungen ganz unverständlich. Ein Dogmatismus scheint auch die elementaren Vorbedingungen kritischer Selbstbesinnung abgeschnürt zu haben. Das Buch ist eine Kollektivarbeit der Gruppe Internationaler Kommunisten Hollands.

Gemeinverständliche Schriften Das kurz gefaßte populäre Nachschlagebuch *Nationalökonomie, Theorie und Geschichte*, das Wolfgang Heller vor einiger Zeit in Meyers Wörterbüchern /Halberstadt, H. Meyer/ erscheinen ließ, liegt jetzt in 3., stark vermehrte Auflage vor. Auf den etwa 320 Oktavseiten des Büchleins ist, nach Stichworten geordnet, ein ungewöhnlich reicher Stoff zur raschen, oft freilich nur andeutenden Orientierung gut zusammengefaßt. Für viele Zwecke wird sich das Büchlein nutzen lassen. Aber zuweilen laufen kaum verständliche Flüchtigkeiten mit unter. So, wenn Heller unter dem Stichwort *Wissenschaftlicher Sozialismus* schreibt: Die wissenschaftliche Epoche des Sozialismus begann mit Rodbertus-Jagetzow. Der Name Marx, an den doch bei dem Wort *Wissenschaftlicher Sozialismus* heute jedermann zunächst denkt, wird erst an 2. Stelle erwähnt, so daß der Leser ohne nähere Kenntnis leicht auf die Vorstellung verfällt, jener konservative Grundbesitzer sei sozusagen Marx wegweisend vorangegangen. Eine Schiefheit des Ausdrucks, die freilich, wie die anschließenden Erklärungen über den historischen Sozialismus als Grundlage des Marxschen Denkens zeigen, nachträglich rektifiziert wird, aber auch so noch Verwirrung stiften kann.

Kurze Chronik Die Rudolf-Funke-Stiftung des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel veröffentlicht folgendes *Preisausschreiben*: Die »internationale Verflechtung der volkswirtschaftlichen Konjunkturen« ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart zu untersuchen; mit der empirischen Darstellung soll eine historisch-theoretische Analyse verbunden werden. Der Preis besteht in 18 000 Mark und der Verleihung der Goldenen Rudolf-Funke-Medaille. Die Arbeiten müssen bis zum 31. Dezember 1932 eingereicht werden. Sie sollen in deutscher oder englischer Sprache abgefaßt sein. (Weshalb man neben Deutsch wohl Englisch, aber nicht Französisch zuläßt, ist um so weniger zu verstehen, als sich unter den Preisrichtern auch ein französischer Gelehrter befindet.) ◊ An der Universität Kiel liest auf Einladung der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der frühere Staatssekretär *Johannes Popitz* über Finanzpolitik. ◊ Die Universität Frankfurt verlieh ihrem frühern Ordinarius der Nationalökonomie *Andreas Voigt* anlässlich seines 70. Geburtstags die Würde eines Ehrendoktors der Wirtschaftswissenschaften.

Literatur Das neue Buch *Werner Sombarts Die 3 Nationalökonomien*, auf das in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 496 und folgende) hingewiesen wurde, wird in der Fachpresse sehr lebhaft diskutiert. Das Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche /München, Duncker & Humblot/ brachte eine ganze Reihe längerer und kürzerer Aufsätze, die zu Sombarts Ausführungen Stellung nehmen, beistimmend oder mit Vorbehalten in einzelnen Punkten oder auch, wie die Kritik des Berner Professors Alfred Amonn, die fast 100 Seiten füllt, unter wesentlicher Ablehnung aller Sombartschen Thesen. ◊ In 3. Auflage erschien *Albert Hahns Volkswirtschaftliche Theorie des Bankkredits* /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Der Verfasser will deren Ergebnisse, im Gegensatz zu den sonst meist beschrittenen Wegen, auf die Betrachtung einer fingierten bargeldlosen Wirtschaft fundieren und meint in der englischen Literatur Richtungen, die ein ähnliches Vorgehen wie das von ihm eingeschlagene vertreten, nachweisen zu können. Zu einer weitem Herausarbeitung des Grundgedankens in der neuen Auflage habe, so erklärt er, die Zeit gefehlt.

Religionswissenschaft / Theodor Siegfried

Harnack † Am 10. Juni starb in Heidelberg während einer Tagung der von ihm geleiteten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft Adolf von Harnack, im Alter von 79 Jahren. Er war in Dorpat geboren, wo sein Vater, der berühmte Verfasser der bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Theologie Luthers, Professor für Praktische Theologie war. Seine wissenschaftliche Laufbahn führte ihn schnell über Leipzig /1874/, Gießen /1876/, Marburg /1886/ nach Berlin, wo Bismarck 1888 seine Ernennung gegen den Einspruch des Oberkirchenrats forderte und durchsetzte. 1893 entfesselte Harnack durch seine Proteste gegen Gewissenszwang den sogenannten Apostolikumstreit. Er endigte nicht mit der Beseitigung des (übrigens erst seit Friedrich Wilhelm III in die Liturgie eingesetzten) Apostolikums, wohl aber war die Freiheit vom Buchstaben durch die große wissenschaftliche Leistung Harnacks erkämpft, durch seine Dogmengeschichte, die die allmähliche Entstehung des Dogmas aus urchristlichen und hellenistischen Voraussetzungen und die geistesgeschichtlichen und politischen Bedingungen zeigte, unter denen es konsolidiert wurde. 1900 erschienen die berühmten Vorlesungen über das Wesen des Christentums, die wieder einen Sturm der Auseinandersetzung hervorriefen. Mit ihnen erkämpfte Harnack eine Freiheit des Blicks und der Aussprache, wie sie heute kein Theologe entbehren könnte. Fast 100 Seiten beträgt das bloße Register der Veröffentlichungen, das ein Schüler Harnacks, der Bibliothekar M. Christlieb, zu Harnacks 70. Geburtstag herausgab. Harnack entwarf den Plan der großen Akademieausgabe der griechischen Kirchenväter, er war Gründer und jahrzehntelanger Herausgeber der verdienstvollen Theologischen Literaturzeitung und der Texte und Untersuchungen, die in über 50bändiger Folge Fragen der dogmengeschichtlichen Textkritik behandelten. Seine Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften /1901/ zeigt seinen Blick für die geistigen Strömungen der Neuzeit und ihre naturwissenschaftliche Basis. 1905 wurde Harnack Generaldirektor der damals königlichen Bibliothek in Berlin, und er verstand aus diesem Institut unter gleichzeitigem Zusammenschluß des preußischen Bibliothekswesens die Zentralbibliothek Preußens zu schaffen. Seine organisatorischen Talente fanden neuen

Boden, als er die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft organisierte und jene großen Forschungsinstitute schuf, deren Leiter er bis zu seinem Tod war.

Als Theologe war Harnack der Bahnbrecher, der die geistesgeschichtliche Betrachtung in die Theologie einführte und dabei zugleich auch den politischen Zusammenhängen und ihrer Bedeutung sein Augenmerk schenkte. Sein Zurückgehen auf den geschichtlichen Jesus war die feinste und reifste Zeichnung des liberalen Jesusbilds. Die Ehrfurcht vor der Geschichte hatte er von Goethe in sich aufgenommen. Er war der letzte große Vertreter der christlich durchtränkten humanistischen Geistes- und Seelenkultur. An ihm wird man die Fülle jener Schleiermacherschen Synthese von Christentum und Kultur einmal wieder aufsuchen, wenn der gegenwärtige Rausch der dogmatistisch-fanatischen Verengung und Verzerrung ausgeschlafen ist.

Bei der von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft veranstalteten Gedächtnisfeier sprach der ehemalige Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott, als Vizepräsident der Gesellschaft; die an Perspektiven reiche und formvollendete Gedächtnisrede hielt der Nachfolger Harnacks an der Berliner Fakultät Hans Lietzmann; der Reichsinnenminister Joseph Wirth würdigte Harnack als Freund des ersten Reichspräsidenten und väterlichen Ratgeber in der Nachkriegszeit; der preußische Unterrichtsminister Adolf Grimme würdigte den Bund, den Wissenschaft und Leben in Harnack geschlossen hatten, den Reichtum aus der religiösen Tiefe, in der Harnacks Wesen ruhte.

Naturwissenschaft und Theologie Natur und Gott lautet der Titel eines umfassenden Werks, das der Berliner Systematiker *Arthur Titius* als »Versuch einer Verständigung zwischen Naturwissenschaft und Theologie« der Öffentlichkeit in neuer Gestalt vorlegt /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/. Daß sich nach einem relativ kurzen Zeitraum eine Neuauflage dieses großen, über 50 Bogen umfassenden Werks notwendig machte, ist ein außerordentlich aufschlußreiches Zeichen. Während in der Fachtheologie Titius zwar warme Anerkennung fand, aber doch auf das Ganze gesehen mit seinen Interessen einsam steht, hat offenbar die breitere Öffentlichkeit an seinem Werk sehr regen Anteil genommen. Diese Sachlage ist symptomatisch für die Kluft zwischen den jeweilig aktuellen Schulinteressen und dem allgemeinen religiösen Bedürf-

nis. Die Schultheologie glaubt in weitem Umfang derartiger Fragen, wie sie Titius stellt und durcharbeitet, überhoben zu sein. Sehr zu Unrecht. Denn es ist durchaus kein Normalzustand, daß sich der Glaube von der Wirklichkeit zurückzieht und abseits ein eigenes Weltanschauungssystem aufbaut. Mit Recht betont Titius, wie gerade die große Anfangsperiode der naturwissenschaftlichen Entdeckungen ebensowohl von der Freude an der Welt wie von dem Glauben an den sich in ihrer Ordnung offenbarenden Schöpfer getragen war. Der "Materialismus" hat dann die Religion zur Abkehr von der Naturwissenschaft gedrängt. Aber wenn auch der Glaube mit seinem »existenziellen« Anliegen nicht bei der Wissenschaft zu Lehen geht, so hat er an sich allen Anlaß sich nicht der Wirklichkeit zu verschließen, deren Ursprung er in Gott glaubt. Titius' großes Werk leistet den unschätzbaren Dienst den Nichtfachmann in die komplizierten Fragen der heutigen Naturwissenschaft einzuführen. Die staunenswerte Beherrschung des gewaltigen Stoffs war Titius nur möglich, weil er selber von der Naturwissenschaft ausgegangen ist und ihr immer seine Teilnahme bewahrt hat. Aber ebenso staunenswert ist die faßliche und doch nirgends unwissenschaftliche Art, mit der Titius in die Probleme der Relativitätstheorie, der Atomforschung, der Biologie usw. usw. einzuführen versteht. Zugleich wird dem Leser eine religiöse Perspektive eröffnet und gezeigt, wie auch der Glaube sich auf diese neue Naturerkenntnis einstellen kann und soll. Von der neuen Auflage sind bisher 3 Lieferungen erschienen. Im ganzen sind deren 5 bis 6 geplant. Subskriptionsmöglichkeit besteht vorläufig weiter. So hat der Verlag eine dankenswerte Möglichkeit geschaffen das große Werk ohne allzu schwere Belastung allmählich zu erwerben. In der theologischen Literatur der Gegenwart ist es einzigartig.

Dogmatik Aus der Fülle der in dem letzten Jahrzehnt veröffentlichten evangelischen Glaubenslehren sei hier auf deren 2 verwiesen: die Glaubenslehre von *Martin Rade* /Gotha, Leopold Klotz/ und den in 8. Auflage vorliegenden Grundriß der evangelischen Dogmatik von *Otto Kirn* /Leipzig, A. Deichert Nachfolger/. Rades Glaubenslehre ist in 3facher Hinsicht ausgezeichnet. Wie kein anderes ähnliches Werk bietet sie ein ungemein lebendiges Spiegelbild der theologischen

Kämpfe der letzten 40 Jahre, an denen der Verfasser als Herausgeber der Christlichen Welt an prominenter Stelle teilnahm. Sie gibt zugleich eine ebenso gediegene und zuverlässige wie auch für den Nichttheologen interessante und aufschlußreiche Einführung in die alten christlichen Dogmen und die dogmatischen Kämpfe der Reformation. Aber neben diesem geschichtlichen Wert hat sie auch eine hohe Bedeutung systematischer Art. An Klarheit des kritischen Blicks und an religiöser Tiefe steht sie zum Beispiel hoch über den dogmatischen Prolegomena Karl Barths. Sie stellt eine außerordentlich eindrucksvolle und wertvolle Verbindung des christlichen Gehalts und des modernen kritischen Denkens her, und zwar so, daß keines das andere verdrängt.

Der Kirnsche Grundriß ist ein älteres Buch, das jetzt, lange nach dem Tod des Verfassers, von Hans Preuß neu herausgegeben ist. Die schlichte Sprache berührt in der gegenwärtigen Situation der Theologie außerordentlich wohlthuend. Kirn war gegen die Fragen seiner Zeit besonders aufgeschlossen, und man kann auch heute durchaus empfehlen wieder zu diesem Buch zu greifen, zumal die Literaturangaben bis zur Gegenwart durchgeführt sind.

Hamann Der Magus des Nordens, Johann Georg Hamann, hat schon seit langem wieder das besondere Interesse auf sich gezogen. Wie ein großes Rätsel steht er inmitten der deutschen Aufklärung; als deren ausgesprochener Feind rückwärts gewandt zum alten Dogma und zugleich als einer, der die größten unserer Denker und Dichter ungemein befruchtete. Den theologischen Voraussetzungen Hamanns wandte sich jetzt *Ewald Burger* zu (J. G. Hamann: Schöpfung und Erlösung im Irrationalismus /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/). Der Verfasser begeht nicht den Fehler, zu dem ein solcher Vorwurf leicht verleitet, nur mit den Schemata und Fragen der eigenen Dogmatik an seinen Gegenstand heranzutreten. Sondern mit Erfolg versucht er den Glauben Hamanns in dessen eigener Gestimmtheit und Haltung lebendig zu machen. Gediegen und eindrucksvoll ist die Art, mit der er aus dem krausen Schrifttum Hamanns Zitate heraufholt und zur Sprache bringt. Den Ertrag seiner Arbeit faßt er in die These zusammen: »Das ist der Sinn von Hamanns charakteristischer Stellung zwischen Schleiermacher und Kierkegaard, daß

er die Verdinglichung des Seins in Pantheismus und Mystik nicht mitmacht, aber auch nicht die Isolierung des Religiösen in Transzendenz und Dualismus.« Die »positive Schätzung der Sinnlichkeit«, die Burger besonders an Hamann betont, ist in der Tat ein eminent wichtiges Korrektiv der scheinmodernen theologischen Verflüchtigung in eine abstrakte Gedankendialektik.

Reformationsfeier In Augsburg wurde am 25. Juni das 400jährige Fest der Verlesung der evangelischen Bekenntnisgrundschrift, der *Confessio Augustana*, gefeiert. Dieses von Melanchthon verfaßte Bekenntnis stellt die erste offizielle, dogmatische Kundgebung der Reformation dar. Sie ist das grundlegende Bekenntnis des Luthertums geblieben, freilich mit der Maßgabe der sogenannten Väter des Konkordienbuchs: solche Symbole seien »nicht Richter wie die Heilige Schrift, sondern allein Zeugnis und Erklärung des Glaubens, wie jederzeit die Heilige Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt... worden«. Die Augsburger Feier war wirkungsvoll. Umzüge in geschichtlichen Kostümen, Musikveranstaltungen und Gottesdienste in Kirchen und im Freien vereinigten die Teilnehmer, die wohl an 50 000 zählten. Ferner wurde eine Reformationsausstellung in Augsburg veranstaltet, die die Zeit von 1450 bis 1648 umfassen und durch Schriften, Graphik und Gemälde illustrieren will. Sie ist in die 4 Zeitabschnitte: Volk, Staat und Kirche am Ausgang des Mittelalters, Das Zeitalter der Reformation, Das Zeitalter der Gegenreformation und Der Dreißigjährige Krieg gegliedert. Verschiedene Bibelgesellschaften: die Preußische Hauptbibelgesellschaft in Berlin, der Bayrische Zentralbibelverein in Nürnberg, die Sächsische Hauptbibelgesellschaft in Dresden, die Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart, stellten Bibeln in allen Ausführungen und Formaten, in den verschiedensten Sprachen, auch in plattdeutscher, in jiddischer und in mehreren Zigeunersprachen, aus. Neben der Lutherbibel erschien da auch die Mengebibel (siehe über sie diese Rundschau, 1929 II Seite 751), die bereits in 70 000 Exemplaren gedruckt ist, und die katholische Bibel des frühern Augsburger Domherrn van Ess. Im ganzen ein eindringliches Zeichen der geistigen Macht, die das "Buch der Bücher" auch in der Gegenwart sich fortwährend erneuernd ausübt.

Tagungen In Breslau fand Pfingsten die 37. Tagung des *Evangelischsozialen Kongresses* statt. Heinrich Weinel /Jena/ und Kurt Keßler /Leipzig/ behandelten das Eigentumsproblem, Kurt Piechowski /Berlin/ behandelte das Verhältnis der Kirche zur Arbeiterschaft. Nach Erscheinen des Kongreßberichts wird man auf den Ertrag des Kongresses zurückkommen müssen. Die von der Kongreßleitung herausgegebene Zeitschrift *Evangelischsozial* behandelte im 2. Heft dieses Jahres die wirtschaftliche Lage des ober-schlesischen Gebiets. Die *Deutsch-Evangelische Ostasienmission* hat auf ihrer Tagung in Braunschweig die Gründung eines Lehrermissionsbunds beschlossen. 1933 soll in Berlin der 6. *Internationale Kongreß für Allgemeine Religionsgeschichte* tagen. Zu seinem Generalsekretär wurde der Professor für Alttestamentliche Theologie und Religionsgeschichte an der Universität Berlin Alfred Bertholet bestimmt.

Tote u. Verst. Am 25. Mai starb in London der frühere Erzbischof von Canterbury *James Lord Davidson*, im Alter von 82 Jahren. Seine beherrschende Idee war die Einigung oder doch Annäherung der verschiedenen christlichen Kirchen, des Protestantismus mit dem römischen Katholizismus sowohl wie mit der griechisch-orthodoxen Kirche. Gerade an diese gelang ihm auch eine gewisse Annäherung. Davidson schuf die englische Kirchenversammlung, errichtete mehrere neue Bistümer und griff so stark in die kirchliche Organisation ein, daß zum Beispiel der *Daily Telegraph* von ihm sagte, er habe die Anglikanische Kirche zusammengehalten wie der König das Weltreich. Er war es auch, der das vielumstrittene neue Gebetbuch schuf, das dem englischen Ritus eine festere Gestalt geben sollte, aber so große, dem Kontinentalen gar nicht verständliche Aufregung in allen Schichten des englischen Volkes hervorrief und im Unterhaus dann abgelehnt wurde. Am 28. Mai starb in Reims der Erzbischof *Louis Luçon*, im Alter von 88 Jahren. Er war in Anjou geboren, wurde mit 22 Jahren Priester, 1887 Bischof von Belley, 1905 Erzbischof von Reims und bald darauf Kardinal. Er blieb während des ganzen Krieges, der die Stadt und namentlich auch ihre berühmte Kathedrale so besonders mitnahm, ruhig in der Stadt. Er widmete sich dann vor allem dem

Wiederaufbau der Kathedrale und unternahm, um Mittel dafür zu sammeln, eine Reise nach Amerika. Er hat auch die katholische Arbeiterbewegung und die katholische Presse mit Eifer gefördert. Im Jahr 1926 wandte er sich in seinem kirchlichen Kampf besonders gegen die Action Française.

Anfang Juni starb in Münster der emeritierte Professor der Praktischen Theologie **Julius Smend**, 73 Jahre alt. Er wurde 1893 Professor der Praktischen Theologie in Straßburg und 1914 nach Münster berufen. Seine Veröffentlichungen erstrecken sich fast auf das gesamte Gebiet der Praktischen Theologie. Genannt seien seine Vorträge und Aufsätze /1925/ und seine Kirchenkunde /1926/. Aber vor allem muß man das von ihm herausgegebene Kirchenbuch für evangelische Gemeinden erwähnen, das in seinem 1. Teil die 3. Auflage erlebte. Es handelt sich um eine kirchliche "Agende", die Smend insbesondere für die Kirche des Elsaß entwarf. Sie hat nicht nur dort Eingang sondern allenthalben starken Anklang und Benutzung gefunden. Smend verstand in ihr meisterlich das alte kraftvolle Glaubensleben der Reformationszeit in eine der Gegenwart angepaßte lebendige Form zu bringen. Er war Begründer und Herausgeber der verdienstvollen Monatsschrift für Gottesdienst und Kirchliche Kunst, die seit 1896 erscheint.

Kurze Chronik Im Strafrechtsausschuß des Deutschen Reichstags wurde mit 17 gegen 10 Stimmen an Stelle des *Eides* im Strafgesetz die »feierliche Beteuerung« gesetzt; dafür stimmten unter anderen auch die Volkskonservativen. ◊ Am 1. November wird in Maria Laach eine *Benediktinerakademie* als Schule des Mönchtums eröffnet werden. ◊ Zum Vorsitzenden des Internationalen Verbands zur Verteidigung und Förderung des *Protestantismus* wurde der frühere holländische Staatsminister G. Slotemaker de Bruyne gewählt. ◊ Der freier gerichteten Protestanten *Schwedens* haben sich unter Führung E. Linderholms in einem Religiösen Reformverband für Schweden zusammengeschlossen. ◊ In Noyon wurde ein *Calvinmuseum* eingerichtet. ◊ Extraordinarius in der Evangelischtheologischen Fakultät der Universität Bonn wurde *Friedrich Horst*, bisher Privatdozent für Alttestamentliche Wissenschaft. ◊ An der Universität Basel *habilitierte* sich Alfred de Quervain für Systematische Theologie.

Literatur

Eine sehr eigentümliche Schrift ist die Darstellung der japanischen Zenreligion durch einen ihrer japanischen Führer, *Schuej Ohasama* (Zen: Der lebendige Buddhismus in Japan /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/). Obgleich das Buch schon vor einigen Jahren erschien, sei der Leser dieser Rundschau ausdrücklich darauf hingewiesen. Es enthält eine aufschlußreiche Einleitung und, von August Faust ansprechend übersetzt, reiche Textproben. Diese Zenreligion will über alle in Worten faßbare Lehre hinausführen. Zen ist ein Weg zum Nirwana. Aber Zen ist zugleich der Geist der Wahrheit, in den man eingehen soll. »Wahrlich, die Wahrheit ist eingeboren und unsterblich, weder vermehrbar noch verminderbar; sie ist von Uranfang und ewig da. Dieses Meer ist zeitlos und raumlos, dem Verstande unerreichbar und unermeßlich. Aber zugleich ist dieses Größte auch das Kleinste, und das Kleinste das Größte.« Dieses kurze Zitat mag genügen, um für diese eigentümliche Religion zu interessieren, die westlicher Denkweise vielleicht entgegensteht, aber eine der lebensfähigsten und wirkungsvollsten Glaubensweisen des Ostens ist. ◊ In einem Quartband von zirka 550 Seiten schreibt *René Fülöp-Miller* über Macht und Geheimnis der Jesuiten /Leipzig, Grethlein & Co./ Das Werk behandelt vor allem die kulturellen Leistungen der Jesuiten und bietet damit eine große Fülle überaus interessanten Materials. Die religiöse und theologische Würdigung kommt darüber zu kurz. Doch verdient das Buch schon wegen des Gegenstands, den man oft nennt, ohne etwas von ihm zu wissen, aufmerksame Leser. ◊ In der Rundschau Neuerscheinungen (1928 II Seite 649 und folgende) wurde bereits der eindrucksvolle Roman *Georges Bernanos' Die Sonne Satans* besprochen. Mittlerweile sind die beiden anderen Bücher Bernanos' *L'imposture* und *La joie* in deutscher Übersetzung erschienen, und zwar vereinigt unter dem Titel *Der Abtrünnige* /Dresden, Jakob Hegner/. Hiltgart Vielhaber hat hier in ihrem Artikel *Katholische Dichter im neuen Frankreich* (1930 I Seite 339 und folgende) die Substanz dieser beiden Bücher dem Leser nahegebracht. Er sei jetzt auf die deutsche Ausgabe hingewiesen. Er findet in ihr ohne Zweifel nicht nur ein Dokument für das große literarische Können des Verfassers sondern auch eine religiös außerordentlich tiefgehende, bohrende und errögende Analyse des religiösen Zweifels.

KUNST

Bewegungskunst / Ernst Kallai

Biomechanisches System Im Verlauf eines Berliner Gastspiels versuchte es Wsewolod Meyerhold in einem Vortrag mit anschließenden Trainingsbeispielen die Grundsätze dessen darzulegen, was er das biomechanische Theater nannte. Sehr unbefriedigend: einmal wegen des naiven Dilettantismus der Theorie, dann wegen der weniger dramatisch ausdrucksvollen als vielmehr dekorativ formalen Gestaltung der gezeigten Bewegungselemente. Die Polemik, die Meyerhold gegen den Ausstattungszauber und gegen die ichbefangene Nerven- und Seelenproblematik des bürgerlichen Theaters führte, wußte sich nur auf heute bereits platt geläufige Argumente zu stützen. Indessen war auch nach dieser allzu selbstverständlichen Ablehnung einer an Formalismus und Treibhausästhetik kranken Bühnendekadenz zu erwarten, daß Meyerhold in seinem biomechanischen System nunmehr etwas entscheidend Inhaltsschweres, Realgesellschaftliches, Lebenswahres zeigen würde. Doch schon seine theoretische Hauptforderung stimmte bedenklich: daß sämtliche Abwandlungen des dramatischen Ausdrucks durch eine Art Bewegungs- und Mienenspielreglement objektiv festgelegt und von den Schauspielern so genau und mechanisch beherrscht werden müßten, wie ein Chauffeur etwa seinen Wagen auch im größten Verkehrswirbel zu beherrschen hat (Meyerholds eigener Vergleich). Diese Theorie der schauspielerischen Bewegungskunst lief geradezu auf eine Taylorisierung der Gebärde aus, im Namen einer angeblich gesunden Nervenökonomie. Der Schauspieler habe es bei dem biomechanischen System nicht mehr nötig sein persönliches Miterleben der Rolle Abend für Abend nervenzehrend einzusetzen. Er könne und müsse jederzeit in der Lage sein die Ausdruckszeichen sämtlicher Empfindungen, die in seiner Rolle vorgeschrieben sind, menschlich unbeteiligt hervorzubringen. Meyerhold selbst machte sich anheischig auf Verlangen sozusagen aus dem Handgelenk Tränen der Rührung oder des Kummers oder sonst welcher Art zu vergießen. Es war ein vielleicht mit Absicht drastisch zugespitztes Beispiel, doch auf fatalste Weise bezeichnend für die biomechanische Praxis, die man in den Übungen des Studios und in den Auführungen (Brülle China! und Zwei rote Armeekommandanten) zu erleben Ge-

legenheit hatte. Was nämlich in der Meyerholdschen Praxis an Biomechanik zu sehen war, erwies sich als ein glatter Formalismus der Bewegungsregie; als rhythmische Gymnastik und Akrobatik oder als Ballettpantomime oder als große Operschau oder als sonst etwas. Am allerwenigsten als Drama. Gewiß gab es in Brülle China! dramatisch stilisierte Bewegungen von erstaunlich zu Ende geführter Konsequenz und Kunstfertigkeit; im Künstlichen. Doch es wäre interessant zu hören, was Chinesen zu diesen Chinoiserien sagen. Sie wären allenfalls in Verbindung mit den musikalischen Chinoiserien der Art wie in Strawinskis Nichtigall zu denken. In einem Drama angeblich weltrevolutionärer Tendenz sind solche bizarren Arabesken des Gliederspiels unangebracht. Sie sollen in tragisch bedeutungsvollem Gegensatz zu dem zynisch kalten, grausam sachlichen und frivol mondänen Block der fremden Bourgeoisie stehen. Sie zeichnen sich aber nur flächig und dekorativ vor diesem Hintergrund ab, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß sie räumlich versagen. Es genügt die Meyerholdsche Bewegungsregie in dem Stück Brülle China! mit der räumlich und dramatisch hinreißend erfüllten Bewegungsregie Wachtangows im Dybuk zu vergleichen, um den Leerlauf der Biomechanik ganz zu durchschauen. Nimmt man Brülle China! die Chinoiserien weg, so bleibt ein Rest guten alten Theaters übrig. Nicht der psychologistischen Dialoggespinste wohl, sondern der Massivität und Schneidigkeit mit allen Neigungen zur effektvollen Schau, zu Pathos und Deklamation. Beispiel: Zwei rote Armeekommandanten, halb Wallensteins Lager, halb Carmen. In dieser Art allerdings bravourös. Doch es bleibt die Frage, worin denn eigentlich das Neue solcher Kunst zu erblicken sei.

Bühnentanz Allerdings, wer den opernhafte Meyerhold kennt, wird es tief bedauern, daß die beiden in der Städtischen Oper zu Berlin aufgeführten Werke Egon Wellesz' Alkestis und Die Opferung des Gefangenen nicht unter die Regie des Russen kamen. Eine derart unbeholfene Bewegungschormasse wäre bei ihm unmöglich gewesen. Eine starr hingebaute Szenerie, ein zäher Teig bewegt genannter Statisterie. Und gegen solchen Monumentalballast ein fadendünn tänzelndes, argloses Bacchanal. Oder, im 2. Stück, ein Forcieren grotesker Rumpf- und Gliedverrenkungen, ohne räumliche

Einordnung, ohne rhythmische Bindung. Und doch wäre es verfehlt die Schuld an dem tänzerischen Mißlingen der Städtischen Oper zu geben, die gerade mit der Auswahl dieser beiden Werke einen Beweis künstlerischen Wollens geliefert hat, der uns für die folgende Spielzeit Neues erwarten läßt. Die eigentliche Ursache des Versagens liegt vielmehr darin, daß wir heute von einer neuen Tanzkultur ganz weit entfernt sind, ein einzelnes Institut sie nicht ad hoc hervorbringen kann. Das zeigt sich in allem. Georg Groke hat einen erstaunlich durchtrainierten beweglichen Körper. Aber was er uns als dramatischen Tanz eines exotischen Prinzen vormacht, ist nichts als verzerrt. Versucht man den Ursachen der Unzulänglichkeit dieses Bühnentanzes auf den Grund zu kommen, so drängt sich allerdings die Frage auf, ob es nicht schlechthin unmöglich ist einer dramatisch so maßlos aufgewühlten, in den Klangmassen so verschwenderischen Musik mit Einzel- oder Gruppentänzen beizukommen. Wäre da nicht eine gewaltige Flut dichter Tänzermassen nötig? Ein turbulentes Aufgebot von Tanzchören? Eine Musik, die so dicht und reich durchmodellerte schwere Klangmassen hat wie diese Welleszische Opernmusik, erfordert als tänzerischen Gegenspieler ein Ensemble von mindestens der Größe und Leistungsfähigkeit des Russischen Balletts von ehemals, im Stil natürlich entsprechend erneuert; dazu eine andere Bühne, nicht eingezwängt von starren Kulissen. Man fühlte die ungleiche Gewichtsverteilung zwischen Musik und Bühnentanz bei Alkestis sowohl wie bei der Opferung, die Ungleichheit auch in der Schwungkraft der Dynamik hüben und drüben. Musik und Tanz hatten völlig verschiedene Dimensionen.

Wigman Auch 10 oder mehr Jahre Laban und Wigman und Pailucca haben uns, trotz allen Kundmachungen und eifernden Propheten, die neue Tanzkultur nicht gebracht. Kultur: ein großer Kollektivbegriff, eine weite, massenverbindende Tradition, ein sicheres Wertgefühl des Geistes und der Form. Wir aber haben im besten Fall einzelne Ansätze von zielbewußter Energie und fanatischer Entschlossenheit. Doch diese Überspannung des Vorsatzes, dieses Aus-dem-Boden-Stampfen um jeden Preis und so schnell wie irgend möglich: gerade dies trägt alle Gefahren des Gewaltigen und Krampfhaften in sich. Ist ein schlimmer quälendes Sym-

ptom dieser Lage zu denken als der vergebliche Aufwand an Strebung, mit der Mary Wigman das sakral Erhabene und dämonisch Grauenhafte, das Tanzdrama kultischer Weihe zu erzwingen sucht? Wieder sah man in Berlin ihre anspruchsvollen Tänze, diesmal während der Berliner Kunstwochen. Je unheimlicher, feierlicher und beschwörender sie wirken möchte, um so mehr wird man ernüchtert. Es geht von diesen aufs äußerste gesteigerten hochgespannten Bewegungen keine echte Suggestion aus. Weder rühren ihre Visionen an die Abgründe unserer "dunklen Lust", unseres kreatürlichen Daseins, noch geht von ihnen der Glanz einer geistigen Verklärung aus. Was soll ein Metaphysisches ohne Physis? Es bleibt ein Gehirnkampf. Wigman tanzt wider ihre bessere Natur, die sofort in mehr gelöster, beschwingter Weise zu fühlen ist, wenn die Tänzerin aus ihren hohen Krampfregionen ins Lyrische und Idyllische hinüberwechselt. Ein Pastorale war voller Anmut und zwangloser Geschlossenheit. In diesem einzigen Fall war die Bezeichnung der Tanzreihe als »schwingende Landschaft« motiviert, weil im geschlossen zurückkehrenden räumlichen Ausschwingen und Umsichgreifen der Bewegungen tatsächlich erlebbar, rhythmisch und organisch erfüllt. Die Absicht solcher räumlichen Tanzgestaltung war auch bei den anderen Tänzen zu merken: im mehrfachen Abschreiten, Durchmessen und Umkreisen des Tanzraums. Aber diese Bewegungslinien und -schichten blieben leeres Gerippe. Sie vermochten keineswegs den umschriebenen Raum als spannungsvolle Einheit, als Ausstrahlung und Umfassung des tanzenden Körpers fühlbar zu machen.

Variété

Welche Lust nach solchen unerfreulichen Betrachtungen des vergeblich Hochstrebenden mit einem Sprung bei den Erinnerungen an profane Freuden des Variétés zu landen. Es soll aber nicht verhehlt werden, daß auch diese Freuden durchaus nicht immer ungetrübt waren. Von Monat zu Monat kehren, wenigstens in den Berliner Variétés, gewisse einander zum Verwechseln ähnliche Darbietungen wieder. Fahrkünste hoch und noch höher zu Rad etwa: wobei allerdings gerade im Maiprogramm der Scala Rodella Ruis und Artix Hervorragendes zeigten. Oder Tanznummern eines faden Revuezaubers, abgebrauchten Tangoschmalzes und falscher Kostümethnologie. Oder man erlebt de-

placierte Konzertvirtuoson und -sängerinnen, die unsägliche Banalitäten ihrer im übrigen respektablen Kunstfertigkeit vortragen usw. Dafür kommen dann aber Nummern vor wie in der Scala die singenden Akrobaten John Alex, das junge und das alte Steptänzerpaar Rogers und Wynne und die Rigolettobrüder, die neben anderen Glanzleistungen humoristische Jongleurkunststücke von überragendem Witz und schlagender Rhythmik zeigen. Im Wintergarten gab es Trapezkünstler von unheimlicher Kühnheit und verwirrendem Tempo: die beiden Lugasos, und von bezwingender Komik: Victor Fratellini mit seinem Lopeztrio. Es gab die salonmäßig gekleideten Akrobaten höchster Klasse: Dekker und Pan und ihre Kollegen im Zeichen der Groteske: die 3 Bennos. Sehr gut die Tanzgrotesken Reno und Andy, verblüffend ohnegleichen die Fixigkeit des Zauberkünstlers Fred Brezin, tollkühn die Rollschuhproduktionen des Rose-Kress-Trios, glänzende Jongleure die beiden Melwilles mit Keulen, Howard Nicholls mit Reifen. Zuletzt aber seien die japanischen Fußjongleure Kitaro erwähnt, bei denen man besonders verweilen muß. Herrlich die humorvoll-spielerische Überlegenheit, mit der diese Jongleure die schwierigsten Dinge in rhythmisch ungemein feinpointierten Bewegungen ausführen.

Film Die starke Wirkung des Ufatonfilms *Der blaue Engel* beruht in der Hauptsache auf dem großen Wert seiner Tonmontage. Es ist der erste deutsche Spielfilm, bei dem der Ton an keiner Stelle als belangloses, wenn nicht überflüssiges und störendes Nebengeräusch zu empfinden ist sondern als Gestaltungsmittel, das nur eingesetzt wird, soweit es zur eindringlichern Wirkung des Bildes oder als treibende Kraft des Geschehens unerläßlich ist. Bild und Ton weben vereint, einander ergänzend und ablösend, an den fortschreitenden Erscheinungen des unheilvollen Schicksals, das in dem Film sich von Anbeginn fühlbar um die Gestalt des Gymnasiallehrers zusammenzieht wie eine würgende Schlinge. Es wäre natürlich auch rein optisch zu gestalten gewesen, aber vielleicht auf Umwegen. Der Ton erwirkt eine sofortige direkte Spannung. Wie unerbittlich fallen die Glockenschläge der Turmuhr in die Stille der kleinen Stadt, den Schulbeginn verkündend. Sie rufen einem förmlich alle bösen Gewissensschläge der eigenen Pennälerzeit ins Gedächtnis, als

man unvorbereitet in die Schule kam, vor Angst mit Übelkeit kämpfend. Diese Gewalt der Stimmung wird allerdings wesentlich unterstützt durch den gespenstischen Anblick der vorüberwandelnden alten Glockenspielfiguren und durch die drangvolle Enge steiler Giebelhäuser im Hintergrund. Diese Bilder, verbunden mit den tönenden Glockenschlägen, nehmen alles Wesentliche vorweg, was über die Umgebung des Professors zu wissen nötig ist. Man ist mitten drin in der muffigsten philitrösesten Kleinstadt. So geht es durch den ganzen Film. Bild und Ton steigern sich gegenseitig. Ihr Bündnis schafft neue Dimensionen des Lebensraums, die im Tonfilm offenbar werden. Die Wirkung ist das Ergebnis hervorragender Regie, die auch das Schauspielerische entsprechend zu führen weiß, obwohl das Ende wieder einmal die von Emil Jennings schon zum Überfluß gespielten tragischen Manieren des verschlammten verquollenen Zerfalls hervorbringt. Es ist zu viel an Gewicht, das im Blauen Engel solch persönlichem Schicksal beigelegt wird. Ähnliches wäre in der Literatur oder auf der Bühne kaum imstande unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Die Wirkung geht hier einzig vom Technischen aus. Die Intensität der Filmmittel läßt ganz oder halb Totes auferstehen. Wie lange noch?

Auch die Russen haben 2 neue Filme sehen lassen, die sich beide um persönliche Schicksale drehen. Doch diese Schicksale münden im Sozialen, sie erhalten einen hohen überpersönlichen Sinn, sie reißen weite Perspektiven auf. *Das Lied vom alten Markt* (Regie Petrow-Bytow) und *Der Mann, der sein Gedächtnis verlor* (Regie Friedrich Emder) zeigen den noch immer stummen russischen Film auf neuen Wegen seiner revolutionären Tendenz. Sie beschreiben engere, intimere Kreise, bleiben aber auch in dieser Beschränkung Meister der Milieu- und Menschenschilderung, der Photographie, der Montage. Diese hat besonders bei dem Mann, der sein Gedächtnis verlor, Stellen, die zu den größten visionären Erlebnissen der Filmkunst gehören. Die reißende Sturmflut von Assoziationen, die eines Tages über diesen Mann hereinbricht und ihm das Bewußtsein um seine frühere Existenz wiederbringt, ist bildhaft genial gestaltet. Desgleichen die jagende Folge von Bildern, die durch die Gebärde eines Arbeiters heraufbeschworen wird, um Antwort auf die Frage zu geben, wer denn in der Fabrik eigentlich der Chef

sei. Man sieht Bilder der Arbeit: schaffende Hände, schaffende Maschinen, schaffende Betriebe im schlagend rhythmisierten Wechsel, in prachtvoller Steigerung. Der Film müßte an dieser Stelle abbrechen. Es wäre ein begeisterndes Ende. Leider wird er durch eine lediglich lehrhafte Fortsetzung unnütz verlängert, so daß sein Elan schließlich vollends versandet und verflacht. Eine Regie, die den Film bis zu dieser fatalen Wendung so bedeutend zu führen wußte, hat in der Folge höchstwahrscheinlich Rücksicht auf "maßgebende" Forderungen und Instanzen der bolschewistischen Obrigkeit nehmen müssen. Das läppische Moralisieren am Ende ist bei der erwiesenen künstlerischen Kraft des Regisseurs sonst gar nicht zu begreifen.

Wenn schon Sätze zum Schluß, so genügt es nicht sie plattweg anzuhängen. Sie müssen gestaltet sein, das heißt aus dem ganzen filmischen Ablauf mit innerer Notwendigkeit hervorgehen. Sie dürfen nicht als Zugabe, sie müssen als Erfüllung wirken. Weil diese Bedingungen nicht erfüllt sind, bleibt die in geisterhafter Überblendung aufdämmernde Schlußüberschrift *Wir alle sind schuld* des Kriegsfilms *Westfront 1918* (Regie G. W. Pabst) so wenig überzeugend wie das Amen am Schluß einer Reihe von brutalen Flüchen und Gotteslästerungen. Was hat diese in Orgeltönen salbungsvoll ausklingende Weisheit zu bestellen, nachdem im Film von Anfang bis zu Ende Freund und Feind immer nur unbedenkliche und bedingungslose, sogar eifrige Pflichterfüllung gezeigt und aus vollen Kräften an dem Massenmorden teilgenommen haben? Das allgemeine Schuldbekenntnis des sterbenden deutschen Soldaten klingt nur wie ein Nachhall der mütterlichen Weisheit gleichen Wortlauts, die ihn bei seinem Heimatsurlaub mit dem Ehebruch seiner Frau versöhnen soll. Sie steht völlig beziehungslos zu allem seelischen Geschehen, das in diesem Film äußerst spärlich und zaghaft als Auflehnung gegen das Ungeheuerliche in Erscheinung tritt. Ungleich wahrer, wirksamer ist ein Soldatenspruch, der mitten im Film, mitten im Kampfgebiete als hingeworfene plötzliche Entgegnung auf das Stichwort von den »Helden« fällt: »Helden? Wären wir Helden, so wären wir schon längst alle zu Haus.« Alle sind schuld, gewiß. Weder die aphoristische These von der Alleinschuld der Diplomaten noch die nationalistische Überzeugung von der Alleinschuld des Fein-

des noch die historisch-materialistische Theorie von dem notwendigen Zusammenstoß weltwirtschaftlicher, weltpolitischer Herrschaftsinteressen treffen das Letzte. Trotz aller Zähmung durch seine Zivilisation lauert im Menschen noch immer ein Naturgrund dunkelster Spannungen, ein Urherd mörderischer Leidenschaften. Einen Kriegsfilm als Ausbruch solcher unterirdischen Kräfte zu gestalten, die in den Machtansprüchen der Nation, der Wirtschaft, der Klassen gleichsam nur ihre Exponenten vorschicken, hätte Sinn. Und nur ein Film dieser Art könnte das Amen »Wir alle sind schuld« als der Kriegsweisheit letzten Schluß motivieren. Am Ende eines Films aber wie *Westfront 1918* wirkt diese Weisheit nur als Feigenblatt, ungenügend die nackte Lust an dem Heraufbeschwören des Grauenhaften zu verdecken. Diese Feststellung soll kein Steinwurf gegen Autor und Regisseur sein. Keine starke Kunst ist frei von dämonischen Trieben, und die *Westfront* ist ein Tonfilm, der durch seine gellenden und röchelnden Höllenschreie sicher zu packen weiß; trotz vereinzelter schwachen Episoden und überflüssigen, weil abstumpfenden Längen. Wozu die kleinen Zutaten humanitärer und pazifistischer Gesinnungsfrömmigkeit? Die gehören heute zu den Scheinfortschritten der Demokratie. Und man darf auch nach keiner Seite hin anstoßen.

Kurze Chronik In Berlin wurde die Zentralstelle der *Deutschen Liga für den Unabhängigen Film* gegründet. Dem Arbeitsausschuß gehören unter anderen Asta Nielsen und Ludwig Mies van der Rohe an. Die Liga will den von der Geschäftspolitik der großen Filmindustrie unabhängigen, rein künstlerischen oder revolutionären Film kultivieren. Eine Absicht, die jede Förderung verdient. Man beachte: Im Programm der großen Filmproduktionen für 1930-1931 finden sich Titel wie *Die Drei von der Tankstelle*, *Die Csikosbaroneß*, *Die blonde Wirtin vom Rhein*, *Sein letztes Edelweiß*, *Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren*, *Leutnant warst du einst bei den Husaren* usw. Nur eine kleine Probe von der unübersehbaren und leider auch unüberhörbaren Flut, die sich über das Filmpublikum ergießen wird. Die deutsche Filmindustrie wehrt sich gegen die amerikanische Invasion; aus sehr guten wirtschaftlichen Gründen. Doch mit welchem künstlerischen Recht? ◊ Ein *Verband Deutscher Tanzkritiker* hat sich

in Berlin gebildet. Sein Vorstand besteht aus Fritz Böhme von der Deutschen Allgemeinen Zeitung, John Schikowski vom Vorwärts, Alfred Jürgens vom Kleinen Journal, Karl Gustav Grabe vom Jungdeutschen, Beda Prillipp vom Tag, Wilhelm Westecker von der Berliner Börsenzeitung, Richard Biedrzyński von der Deutschen Zeitung. Also politische Einseitigkeit kann man ihm nicht vorwerfen. Aber wie steht es mit der tänzerischen Neutralität? Muß man fortan, um als Tanzkritiker fungieren zu dürfen, wigmanorthodox sein? Die »Förderung der Tanzkunst«, die der Verband in seinem Programm hat, sieht bedenklich nach Normung der Tanzkritik aus. Indes, da Genosse Schikowski im Vorstand sitzt, darf man hoffentlich annehmen, daß geistige Bevormundung nicht versucht werden wird. ◊ Zum Leiter des *Berliner Staatsopernballetts* wurde Rudolf von Laban bestellt. Dieses Ballett war zuletzt überhaupt nicht mehr recht aktionsfähig, obgleich es über einige reizvolle Persönlichkeiten verfügte. Zur Katastrophe kam es bei der Aufführung der Milhaudschen Ballette *Schöpfung und Salat* (siehe die Rundschau Musik, in diesem Band Seite 624), die in der Sache verunglückt war und von den Berliner Zeitungen ganz allgemein (übrigens durchaus nicht in allen Punkten zu Recht) heruntergerissen wurde, so sehr, daß, leider, diese beiden musikalisch bedeutenden Werke vom Spielplan abgesetzt wurden. Ob Laban das neue Leben bringen wird, bleibt abzuwarten. Er könnte es nur, wenn er sich von seiner Dogmatik befreite. ◊ Der Schöpfer des Potemkinfilms *Sergej Eisenstein* wurde für 6 Monate nach Hollywood verpflichtet. Man kann auf das Ergebnis dieser perversen Kombination gespannt sein.

Literatur Der Verlag Leo Alterthum in Berlin ließ den 1. Band einer Serie Monographien der *Ausbildungsschulen für Tanz und tänzerische Körperbildung* erscheinen. Die Herausgeberin Liesel Freund sagt in ihrem Vorwort: »Dies Buch ist ein Resultat der Zusammenarbeit aller bedeutenden Ausbildungsschulen für Tanz und tänzerische Körperbildung in Berlin. Es hat in der Hauptsache 2 Aufgaben. Einmal will es den jungen Menschen helfen, die sich in der Vielfalt der Berufsausbildungsstätten schwer zurechtfinden, und ihnen die Wahl der jeweils richtigen Schule erleichtern. Dann aber soll es einen Überblick geben über all das, was es in der Reichshauptstadt an

solchen Möglichkeiten gibt, und damit der Vorbereitung der Tanzhochschule den Weg bahnen.« Die erste Aufgabe dürfte schwerlich zu erfüllen sein. Wer die Wahl unter den 13 Tanzschulen dieses Buches zu treffen hat, wird nach fleißigem Studium ihrer 13 Prospekte, ein wenig zu gewichtig Monographien genannt, erst recht in Verlegenheit geraten. Denn diese vielen Programmworte kreisen im Grunde um einen, bei allen Tanzschulen so ziemlich gleichen Bewegungsstil. Was ganz augenfällig wird, wenn man die zahlreichen Abbildungen des Buchs besieht. Liest man etwa den Artikel Vera Skoronels, der Mitleiterin der Trümpyschule, über ihre Stellungnahme zur Tanzentwicklung, so scheint hier mit der Forderung nach »schärfster und reinsten Kristallisierung des Tanzes an sich«, mit der Ablehnung aller literarisch-gefühlsmäßigen, persönlich-seelischen und dramatisch-theatralischen Elemente eine Auffassung betont zu sein, die sich als schärfster Gegensatz zur Tanzdramatik der Wigman-schule anhört. Aber nur anhört. Denn es läßt sich kaum behaupten, daß man beim Durchblättern des Buchs, von den Photographien der Kammertanzgruppe Skoronel zu denen der Wigmanschule hinüberwechselnd, auf einen merklichen Charakterunterschied der gezeigten tänzerischen Bewegungsmomente stoßen kann. Laban-Bareska, Wedekind, Feist, Trümpy-Skoronel, Wigman-Wallmann, Allerhand, Klamt-Vischer, von Schrenck, Espenak, Hillert-Palucca, Alafberg, Schmidt, Terpis: Nuance reiht sich an Nuance. Am Ende der Gesamteindruck: alles mehr oder minder dekoratives, rhythmisch-gymnastisch-dramatisch-pantomimisch getanztes Kunstgewerbe für den Berliner Kurfürstendamm. Es dürfte bei solcher allgemeinen Geistes- und Stilverwandtschaft des Tänzerischen objektiv verhältnismäßig leicht sein einer alles umfassenden und überkrönenden Tanzhochschule die Wege zu ebnen, was zu den gewiß guten Absichten des Buches gehört und besonders im Choreographischen Institut Laban mit strenger Methodik getan wird (Bewegungsforschung, Tanzschrift usw.). Wenn es nur auf Methodik und Systematik, auf Energie (und vor allem auf Betriebsamkeit) ankäme, dann müßte Berlin mit seinen 151 (!) behördlich zugelassenen Schulen für tänzerische Körperbildung sehr bald eine erstaunliche Tanzkultur haben. Die Quantität reicht. Aber die Qualität? Das Buch der 13 prominenten Tanzschulen stimmt mehr als skeptisch.

Vortragskunst / Felix Stössinger

Allgemeines Die Sozialistischen Monatshefte fügen den Rubriken ihrer Rundschau eine neue hinzu, die heute zum erstenmal erscheint und Vortragskunst heißt. Sie ist mit der Rundschau Bewegungskunst am engsten verwandt. Während die Bewegungskunst das Schaffen umfaßt, das auf Körperbewegung beruht, also Film, Tanz, Pantomime, Sport, Gymnastik, umfaßt die Rundschau Vortragskunst alles Schaffen, das auf Lautbewegung beruht. Man braucht nur anzudeuten, was dazu gehört, um ihren universalen Charakter erkennen zu lassen, der sich aus der gerade heute universal werdenden Verwendung von Wort und Ton ergibt. Die neue Rundschau behandelt daher unabhängig von der zugrunde liegenden Urproduktion jede Art akustischer Reproduktion als künstlerisches und, eng damit verbunden, als technisches und als soziales Phänomen. Sie erfährt den Politiker und den Gelehrten als Redner, den Schauspieler als Sprecher, den Musiker als vortragenden Künstler, die Masse, wenn sie in der Verkleidung eines Sprechchors ihr eigenes Schicksal agiert. Sie umfaßt die technische Verwertung des Lauts durch Schallplatte, Tonfilm und Radio. Sie kontrolliert den Gebrauch der Rede, sei er demagogisch oder kontradictorisch. In ihr kehren daher alle Erscheinungen, die in anderen Rundschau getrennt auf ihren eigentlichen Inhalt untersucht werden, insoweit wieder, als sie eine akustische Sonderexistenz führen. Gerade hier muß aber stets eine doppelte Synthese von so weit auseinanderliegenden Erscheinungen gesucht werden. Zuerst eine Erfassung der Dinge durch das gemeinschaftliche Medium der Vortragskunst; dann ihre Eingliederung in das Weltbild der Sozialistischen Monatshefte. Um dieser doppelten Aufgabe willen ist der Aufbau der neuen Rundschau einem Mitarbeiter übertragen worden, der vor 14 Jahren vom künstlerischen und geistigen Wollen her zu den Sozialistischen Monatsheften gekommen ist und sich ihnen seitdem politisch und weltanschaulich tief verbunden hat. Die Behandlung der akustischen Reproduktion in einer eigenen Rundschau wird aber auch durch die Bedeutung bedingt, die Wort und Ton in der modernen Gesellschaft bekommen haben. Der Laut hat durch die Schallplatte die Zeit, durch das Radio den Raum, durch den Tonfilm beide überwunden. In der Agitation für den Vereinigten Europäischen

Kontinent ist die Überwindung des Raums durch das Radio stets als besonders wirkungsvolles Argument gegen die europäische Kleinstaaterei verwendet worden. Ein solches völkerverbindendes Phänomen künstlerisch und soziologisch besonders ernst zu verfolgen gebietet sich also gerade hier. Die moderne Demokratie beruht auf der Willensbildung der Menschen. Daher wird, je mehr wir uns der sozialistischen Gesellschaft nähern, die Rede als Mittel zunächst zum bloßen Überreden, später zum wirklichen Überzeugen eine noch unabsehbare Bedeutung gewinnen. Wir ahnen sie bereits, wenn Mussolini für die Italiener in Übersee eine Schallplatte bespricht; wenn Curtius mitternachts auf dem Kurzwellensender Königswusterhausen die Deutschen in den Vereinigten Staaten anredet. Aber während der Dilettantismus in der Hausmusik einem neuen Qualitätsgefühl hat weichen müssen, das wir dem Radio und der Schallplatte verdanken, ist der Qualitätsanspruch an den Redner, an Vortragskunst überhaupt, in Deutschland noch weit zurück. Die Aufgabe die Entwicklung dieses Gebiets durch Kritik zu fördern verbindet diese Rundschau mit der Erziehung zur Demokratie, mit geistiger Bewegung und Innenpolitik.

Mit der Zusammenfassung aller Erscheinungen der akustischen Reproduktion zu einer einheitlichen Rundschau vollzieht sich geistig ein Prozeß, der in der industriellen Produktion im vollen Gang, in der künstlerischen Konsumtion längst vollzogen ist. Die isolierte Betrachtung der Dinge in der bürgerlichen Kritik bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück, bei der Schallplattenkritik führt sie sogar dazu, daß dieses wichtige Produktionsgebiet noch immer mit den Geburtsflecken der Frühindustrialisierung auftritt, wie vor Jahren die Filmkritik. In der Wirtschaft ist die Gemeinschaft der Produktionsgebiete auf dem Weg zu Trustbildungen. Tonfilm und Schallplatten sind zum erstenmal in dem Deutsch-Holländischen Küchenmeisterkonzern vereinigt worden, der mit der Elektro- und der Funkindustrie eng verflochten ist. Wenn nun die heute schon vielversprechende Fabrikation elektrischer Musikinstrumente zu einer Umwälzung des musikalischen Schaffens führen wird, wie wir es nach den (gewiß noch unvollkommenen, aber doch verheißungsvollen) Proben annehmen dürfen, die uns in der Woche Neue Musik Berlin 1930 gezeigt wurden, dann wird die Elektrische Industrie auch die Musik-

produktion durch die Schaffung neuer Reproduktionsmittel in noch unabsehbarer Weise beeinflussen. Die Wirkung der Reproduktionsmittel auf die Produktion führt diese Rundschau daher auch bis zur Grenze der Rundschau Musik, in der die Musik als Urproduktion erfaßt wird. Die Marxsche These, daß die Ideologie der Gesellschaft von der Wirtschaft, die Wirtschaft von der Technik der Produktionsmittel bestimmt werde, wird sich also in der Begrenzung, die die revisionistische Definition der ökonomischen Geschichtsauffassung gegeben hat, auch auf diesem Teilgebiet menschlichen Schaffens bewahrheiten. Die beschränkten Raumverhältnisse werden uns gewiß noch eine Zeitlang verhindern auch nur die wichtigsten Erscheinungen dieses Produktionsgebiets nach allen diesen Merkmalen zu untersuchen. Aber der Zwang zur stofflichen Bescheidung wird den Geist nicht binden können auch im einzelnen stets des Ganzen gewärtig zu sein.

Radiosprecher Die technischen Bedingungen des Radio revolutionieren die Urproduktion und schaffen neue Gattungen der Produktion, wie die Funkreportage. Ihre Aufgabe ist es Ereignisse, die sich akustisch selbst nicht übertragen lassen, fortlaufend in klangliche Anschauung zu verwandeln. Der Sprecher muß das Gesehene in Worte übersetzen und sie so lebendig sprechen, daß der Zuhörer durch das Ohr zum Zuschauer wird. Den vollkommensten Typus dieses neuen Sprechers zu Millionen besitzt der Sender Paris in seinem Funkreporter Dehorter, dessen faszinierende Wirkung auf seine Zuhörer Fred Antoine Angermayer in der Zeitschrift Die Sendung mit den Worten Philippe de Rothschilds, des Direktors des modernsten Theaters der Welt in der Rue Pigalle, wiedergab: »Wir Franzosen haben etwas, was weder der deutsche, noch der englische Rundfunk besitzt: die Genialität eines Dehorter, der als "speaker inconnu" Wunder der Radioreportage vollbringt. Situationen, die dieser Mann nicht beherrscht, müßten erst erfunden werden. Er ist der vollendete Typus des ganz großen Rundfunksprechers, ein Glanzprodukt französischen Witzes. Er dürfte augenblicklich durch keinen Radiosprecher der Welt übertroffen werden. Seine unvergeßliche Reportage vom Staatsbegräbnis des Marschalls Foch war einfach genial. Wie er jede Person, die er gerade schildert, nachzuahmen

weiß, wie er sich förmlich mit dem Gegenstand seiner Schilderung identifiziert, ist einzig. Die Rundfunkschilderung Dehorters bei der Rückkehr der Weltflieger Costes und Le Brix war so grandios, daß die Massen auf dem Flugplatz vor den Lautsprechern die eigentliche Landung der beiden Lufthelden vergaßen.« Die deutsche Rundfunkreportage wird noch lange darunter leiden, daß dem Deutschen meist die Wort- und Stimphantasie fehlt. Aber das Radio wird auch uns zwingen eine Vortragskultur zu schaffen, für deren Entstehung die bisherigen politischen Bedingungen der deutschen Nation nicht günstig waren. Berlin scheint mit der Funkreportage Alfred Brauns an der Spitze der deutschen Sender zu stehen. An Braun ist vor allem der bewußte Stilwille zu rühmen. Seine Reportage vom Staatsbegräbnis Stresemanns hatte gewiß einen ganz andern Charakter als die oben erwähnte vom Staatsbegräbnis Fochs. Der französische Radioredner vermeidet das Förmliche und wagt sich, geschult durch eine jahrhundertealte Tradition politischer Satire und Kritik, an die realistische Darstellung jeder Persönlichkeit. Ein deutscher Redner wie Braun stellt die Ereignisse in einem prausenlosen Fluß dar, mit einem oft geheimnisvollen Ton, der die Bedeutung der Dinge steigert und die Ereignisse als Bewegung wiedergibt. Seine jüngste Reportage vom Fest Peter und Paul auf dem 28. Märkischen Katholikentag gab das katholische Element in den Blumenumzügen der Kinder vor dem Riesenkreuz im Deutschen Stadion im Grunewald anschaulich mit überaus sympathischem Respekt vor der Bedeutung der Geschehnisse wieder. Die meisten Sportsprecher der Berliner Sender erzielen dagegen die Wirkung, daß man, wenn man nur ihre Stimme hört, den Apparat schleunigst abstellt. Das müßte gewiß nicht sein, wenn man sich erinnert, wie Burghard von Reznicek eine Tennisreportage durch die Vornehmheit und Kargheit des Tons zwingend zu machen wußte. Ein Muster schmissiger, fast unvergeßlicher Sportfunkreportage gab Wilhelm Schmieger aus Wien über das Fußballspiel Wien-Süddeutschland. Schmieger sprach lustig, schnell, wie ein vorlauter Zuhörer, der mit unerschöpflichem Mutterwitz weder Zuschauer noch Spieler schonte und dadurch das Sportspiel in ein amüsantes Hörspiel verwandelte. Funkreporter solcher Qualität sollten im Berliner Sender nicht bloß Gelegenheitsgäste sein. Funkreporter werden nicht nur nach

ihren geistigen Interessen sondern auch nach ihrem Sprachcharakter zu spezialisieren sein. Der langsame Sprechstil Alfred Brauns ist für Sprecher, die Ereignisse in klaren, einfachen Linien nachzeichnen, der gegebene. Überhaupt scheint das langsame Tempo den neuen Sprechstil inner- und außerhalb des Radios zu bestimmen. So war einer der besten Redner unserer Zeit, Maximilian Harden, ein langsamer Sprecher. Auch Max Reinhardt sprach im Sender Berlin in einer Rede über den Schauspieler langsam, gleichmäßig, fesselnd durch den musikalisch-nasalen Ton des Organs. In der französischen Umgangssprache gewinnt das langsame Tempo die Überhand über den geläufigen Straßenstil. Von allen französischen Rednern, die man in den letzten Jahren in Berlin hören konnte, wußte keiner so wie der Botschafter Pierre de Margerie in seiner Eröffnungsrede im Salon des Bibliophiles den Hörer durch die vollendete Aussprache der Worte, die Balance der Betonungen, den Nachhall der stummen Endsilben zu entzücken. Die Delikatesse einer bibliophilen Liebe für das Detail fand in dem zarten Organ und in der graziösen Ziselierung auch der leichtbetonten Silben einen faszinierenden Ausdruck. Schade, daß der Berliner Sender noch nicht französische Redner seinen Hörern vermittelt hat, unter denen Zehntausende solche Darbietungen wünschen. Im übrigen könnte eine Vortragsfolge des Berliner Senders, in der die Botschafter der wichtigsten Staaten der Welt über die Hauptprobleme der Innen- und Außenpolitik ihres Landes referieren würden, rednerisch, kulturell und politisch von epochemachender Bedeutung für die Internationale des Radio sein.

Orgel und Cembalo Orgel und Cembalo, das göttliche und das weltliche Instrument, haben von der unerreichtbar vollkommenen Musik des 17. und 18. Jahrhunderts ihren endgültigen Ausdruck erhalten. Auch heute ist es noch nicht möglich den Klang beider Instrumente von ihrer klassischen Funktion zu trennen. Ein Geigenstrich bedeutet an sich nichts; ein Orgelakkord, ein Cembaloklirrklang assoziieren uns dagegen sofort mit einer unverwechselbaren geistigen Atmosphäre. Die Versuche der modernen Cembalomusik den eigentümlichen Klang des Instruments von der festhaftenden Vorstellung zu trennen (siehe die Rundschau Musik, 1930 I, Seite 187 und folgende) und die künftige Orgelproduktion werden besonders be-

müht sein müssen die vorhandenen Klangwerte in neue Assoziationen überzuführen. Die Zukunftsbedeutung beider Instrumente wird aber dadurch gegeben bleiben, daß sie sich wie wenige andere für die Übertragung durch Radio und Schallplatte eignen. Während besonders das Radio fast alle Klangwerte transponiert, gibt es Orgel und Cembalo mit größter Naturtreue wieder. Wenn trotzdem beide Instrumente im Radio- und Schallplattenprogramm noch lange nicht den Raum einnehmen, den sie nach ihrer akustischen Eignung verdienen, so bestätigt dies, daß eben nicht absolute Werte, sondern die besonderen Eignungen eines Werts für die Schaffungsaufgaben der Gegenwart seine Wirkung bestimmen. Aber auf einem andern Gebiet triumphieren Orgel und Cembalo; bei der Reproduktion der Musik des Barocks, die gerade für uns heute durch ihren übergesellschaftlichen Ausdruck des Absoluten eine erhebende Kraft bekommen hat. Zur Reproduktion dieser Musik hat sich das Cembalo vollkommen durchgesetzt, das lange Zeit als eine musikhistorische Spielerei betrachtet worden ist. Es ist nicht möglich diese Feststellung zu treffen, ohne Wanda Landowska zu nennen, die durch ihren Geist, ihr Stilgefühl und ihre schöpferische Anregungskraft dem Cembalo die Stellung gesichert hat, die es heute einnimmt. Den Übergang des Cembalos vom Experimentalwert zum allgemeingültigen konnten wir in 2 Veranstaltungen Landowskas in Berlin erleben; das eine Mal, als sie in der Volksbühne alte Musik spielte, das andere Mal, als der Berliner Sender ein Cembalokonzert in der Singakademie veranstaltete, um auf diese Weise eine Cembaloübertragung seinen Hörern bieten zu können. Landowska holte in Francis Poulencs Concert Champêtre aus dem Cembalo Klangeffekte hervor, die tatsächlich bereits über die bekannten Cembaloklangreize hinausgehen. Der Berliner Rundfunk zeigt sich der Bedeutung des Cembalos weiter bewußt, indem er Alice Ehlers, die beste deutsche Schülerin Landowskas, mit einem Cembalozyklus betraute. Daß dieser Zyklus im Rahmen der sogenannten Jugendstunde stattfand, scheint weniger angebracht. Alle wesentlichen Künstler des Cembalos sind durch Schallplatten vertreten, auf denen der Klang des Instruments durch Klarheit entzückt. Landowska bietet auf Electrola außer Händel und dem Don-Juan-Menuett mit Streichorchester den Türkischen Marsch Mozarts, den sie in der Berliner Volksbühne erst auf dem

Klavier spielte und dann auf dem Cembalo: ein Vergleich, durch den sie eine Sehnsucht mehr Mozart auf dem Cembalo zu hören zurückließ. Überhaupt ist es erstaunlich, daß eine Künstlerin wie Landowska in der Schallplattenkunst so ungenügend vertreten ist. Ehlers' beste Platte ist der 1. Satz von Bachs Italienischem Konzert. Ihre Exaktheit hat etwas von einer entzückenden Spieluhr, aber nicht immer findet sie rechtzeitig vom Rhythmischen zum Melodischen zurück. Trotzdem dürfte das Italienische Konzert nicht Bruchstück der Plattenproduktion bleiben, es müßte mindestens durch den letzten Satz ergänzt werden. Daneben läßt Alice Ehlers (stets auf Homocord-Electro) von Bach 2 Sätze des 5. Brandenburgischen Konzerts und 2 Sätze des Cembalokonzerts hören sowie endlich mehr als Bruchstücke, Benedetto Marcellos ganze F-Dur-Sonate, die sie mit Rudolf Hindemith als Cellisten ganz famos spielt. Diese alte Musik hat wie keine andere in sich den Reiz der unendlichen Wiederholung, weil sie das Prinzip der Wiederholung in ihrem eigenen Aufbau erfüllt. Auch Goethe ließ sich von seinem Organisten in Berka Johann Heinrich Friedrich Schütz das selbe Werk Bachs unzählige-mal vorspielen, als gelte es, wie Riemer erzählt, einen musikalischen Schlaftrunk zu genießen, bis Friedrich August Wolf in Verwünschung des Stücks ausbrach und sich eiligst entfernte. Und wie Goethe geht es vielen Besuchern der Bachfeste so, daß sie sich nach dem 7. Konzert am 3. Tag mit wahrer Hast von neuem in diese Musik stürzen möchten. Der Reiz der Wiederholung liegt bei der Barockmusik manchmal in der rhythmischen Energie, manchmal in dem verlorenen Versponnensein in Melancholie; denn wenn sich Bach in Trauer ergeht, ist es der endlose und grundlose Schmerz der Gottheit selbst. Einen der herrlichsten langsamen Sätze, das Adagio der Sonate für Violine und Cembalo C-Moll, spielen Licco Amar und Günther Ramin ergreifend. So etwas wie das letzte Aushauchen dieses Satzes in der Violine gehört auch technisch zum Vollendetsten an Plattenkunst. Ramin hat sich schon als Organist der Leipziger und Berliner Aufführung von Bachs Kunst der Fuge in unserm Herzen ein Denkmal gesetzt, als sich das abschließende Orgelchoralvorspiel unter seinen Händen in ein letztes Gebet des sterbenden, erblindeten Meisters verwandelte. Als Cembalist hat Ramin den Vorzug, daß er das Instrument nicht wie Landowska

und Ehlers klangspezialistisch sondern musikalisch souverän behandelt, wie ein Künstler, der sich auf jedem Instrument ausdrücken kann. Auch seine beiden anderen Platten mit Licco Amar (alle Grammophon Die Stimme seines Herrn) mit Sonaten von Jean Marie Leclair und Francesco Veracini sind durch den Ausdruck tiefer Empfindung beider Künstler ausgezeichnet. Der Passacaglia Händels gibt Anna Linde auf einer Parlophonplatte einen Ton, dessen Weichheit von dem sonst meist gezupften Cembaloklang angenehm abweicht.

Daß Orgelkonzerte von Rang einem Bedürfnis entsprechen, haben die Orgelzyklen bewiesen, die Fritz Heitmann in der stets überfüllten Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche veranstaltet hat; im Winter 1928-1929 6 Konzerte der Hauptwerke der Orgelmusik bis auf die Gegenwart, im Winter 1929-1930 3 Konzerte nur mit Orgelwerken Bachs. Alle lauschten den gewaltigen, so selten gespielten Werken, unter deren größten die Dorische Tokkata und Fuge den Hörer bis zur Auflösung alles Zufälligen seiner Existenz erheben konnte. Heitmann ist ein imponierender Könnner, aber ein ungleichmäßiger Künstler. Er befremdet manchmal durch rhythmisches und geistiges Verwischen wertvoller Parteen, reißt dann wieder wirklich hin, wenn er sich in konzertante Stücke stürzen kann. Seine Ultraphonplatte bringt mit der Tokkata und Fuge D-Moll ein Werk, das ihm ganz liegt, freilich auch eins, das erschöpfend darzustellen wohl kaum je gelingen wird. Daher ja auch die modernen Transskriptionen Bachs wie der Chaconne für Klavier oder dieser Tokkata für Klavier oder für Orchester. Freilich wird durch die Fülle des Orchesters das Werk wieder verstofflicht, während der Künstler durch die Dichte des Stoffs des Reproduktionsmittels stets zur Vergeistigung drängt. Trotzdem ist die bekannte Electrolaplatte, auf der das Philadelphia-Orchester unter Leopold Stokowski das Werk spielt, ein Erlebnis. Edouard Commette, der berühmte Organist der Primatialekirche Lyons, spielt dieses Werk auf einer Columbiaplatte vielleicht stilreiner, mehr aus dem Geist des spätern Bach als des jungen, der es geschaffen hat; aber gerade dieses Werk verlangt heute konzertmäßigen Vortrag. Der Geist der großen französischen Bach- und Organistentradition überkommt dagegen den Hörer, wenn in der G-Moll-Phantasie Commette auf einer doppelseitigen Columbiaplatte Bachs Trauer wahrhaft nachtrauernd erlebt.

Die Aufgaben der Orgel und des Cembalos und das Werk Bachs selbst sind weder durch Schallplatten noch durch Radiosendung auch nur im entferntesten erschöpft. Von beiden Produktionsgebieten ist daher zu fordern, daß sie viel mehr als bisher Kunst dieser Art bringen.

Tonfilm Wenn der Künstler in der Not seines Schaffens neue Ausdrucksmittel erzwingt, dann ist ihre Anwendung von vornherein gegeben. Wenn aber nicht die Not, sondern die Ohnmacht des Künstlers neue Ausdrucksmittel sucht, und er sie von einer profitsüchtigen Industrie in Fülle geschenkt erhält, dann führt die Bereicherung der Mittel zunächst nicht zu einem Fortschritt sondern zur Verwirrung. Das ist bei dem amerikanischen Tonfilm im allgemeinen der Fall. Es ist ein besonders glücklicher Umstand, daß der Tonfilm nach vielen kläglichen Versuchen ein Werk schaffen konnte, das so wie *Der Große Gabbo* aus der Möglichkeit Film und Ton zu verbinden eine stoffliche Notwendigkeit schafft. Erich von Stroheim, der in Amerika produzierende österreichische Schauspieler, hat ein Problem gestaltet, das nur durch den Tonfilm ausgedrückt werden kann. Der Große Gabbo zeigt in der Figur eines berühmten Bauchredners die Zwiespältigkeit, das Zweiseelenproblem des Menschen überhaupt. Nur der Tonfilm kann der Doppelseele des Menschen 2 Antlitze, 2 Körper, 2 Stimmen geben. Stroheim drückt die Gespaltenheit, die jedem komplizierten Menschen innewohnt, durch einen Bauchredner aus, der mit einer listigen Gnomenpuppe Otto lebt, die er zwar nur geschaffen hat, um im Variété als Bauchredner mit ihr ein amüsanteres Versteckspiel treiben zu können, die aber in Wahrheit für seine persönliche Existenz bedeutender ist. Dieser Gnom Otto ist sein zweites, sein gütigeres Ich. Der Lebende ist ein leidender, erbitterter, hasender Unglücklicher; die Puppe, der Homunkulus mit der Unterbewußtseinstimme ist sein besseres Selbst, seine zarte Sehnsucht, sein Gewissen. Den Zwiesgesprächen der Doppelseele, verteilt auf 2 Wesen, die nicht zu trennen sind, der harten, verbitterten Stimme des Mannes, dem zarten, klügeren, wissenden Stimmchen der Puppe, lauscht man mit Anteilnahme, weil selbst im Milieu einer amerikanischen Revuehandlung das Symbol seine Dämonie nicht verliert. Stroheim bewährt sich als Künstler durch den Mut zur Gestaltung der Doppel-

existenz eines Haßmenschen. Die deutsche Synchronisierung der Stimme Stroheims sprach Hans Peppler klanglich erstaunlich in die Härte der Figur und in die Abruptheit der Gesten eingefügt. Lehr- und Kulturfilme werden vom gesprochenen Wort ausgezeichnet begleitet. Der Film *Am Rande der Sahara* enthält unvergeßliche Herrlichkeiten aus der Wunderwelt Nordafrikas. Hätte die läppische Nebenhandlung überhaupt einen Sinn, so wohl nur den die unsympathischen und verlogenen Stimmen der "weißen" Darsteller zu den Tonfilmaufnahmen der "farbigen" Massen zu kontrastieren; Hunderte und Aberhunderte Menschen, von denen einige beim Gebet, andere im Gespräch belauscht worden sind, ohne daß auch nur eine Geste oder nur ein Ton von der angeborenen Würde eines alten Kulturvolks abgewichen wäre. Danach können wir nur hoffen, daß der Negertonfilm *Halleluja* von King Vidor nach dem Friedensschluß im Tonfilm-patentkrieg zwischen der europäischen und der amerikanischen Elektroindustrie bald nach Berlin kommen wird. Ernst Toller nannte in dem Volksbühnenorgan diesen Film, in dem alle Negerschauspieler, bis auf einen, Dilettanten sind, »herrlich in seiner Wildheit«.

Informations- Die Literatur über das
mittel *Rundfunkwesen* hat in den letzten Jahren einen solchen Umfang angenommen, daß sie nur noch durch bibliographische Hilfsmittel übersehen werden kann. Zu diesem Zweck gibt die Deutsche Reichsrundfunkgesellschaft eine von der Deutschen Bücherei bearbeitete Bibliographie Deutsches Rundfunkschrifttum heraus (Berlin, Reichsverlagsamt/), die als Monatschrift erscheint. Jedes Heft stellt ein Verzeichnis der in dem vorausgehenden Monat veröffentlichten Bücher und Zeitschriftenaufsätze mit kurzen Erläuterungen dar. Das Material ist in zahlreiche Kapitel und Unterabteilungen gegliedert, jedes Heft durch 2 Register abgeschlossen, die die Fülle der Beziehungen des Rundfunks zu allen Erscheinungen des Kulturlebens zum Ausdruck bringen. In den ersten 5 Heften des Jahres 1930 sind 3764 Erscheinungen registriert. Die Entwicklung des Deutschen Rundfunks in Zahlen illustriert ein Heft der Reichsrundfunkgesellschaft, das auf 26 farbigen Seiten die Zahlenwelt des Rundfunks in sehr hübsch erfundene Bilder und Tabellen überträgt. Man erfährt etwa daraus, daß der deutsche Rundfunk mit allem, was dazu ge-

hört, in Deutschland jährlich 125 Millionen Kilowattstunden im Wert von über 31 Millionen Mark verbraucht. Die Tabelle Rundfunk von Land zu Land stellt die Querverbindungen der deutschen Sender zu den Auslandsendern vor. Die Verbindung nach England und Amerika ist verzeichnet, aber die zu den französischen Sendern fehlt ganz. Nach der Karte sieht es so aus, als ob Frankreich noch gar keine Sender besitze. Ist das die Europapolitik der Reichsrundfunkgesellschaft? Auch ihre Leistung wird nach dem Anteil gemessen werden, den sie zum Werden des Vereinigten Europäischen Kontinents beiträgt. Die Herausgabe von Rundfunkjahrbüchern hat sich eingebürgert und bewährt. Das Rundfunkjahrbuch der Reichsrundfunkgesellschaft /Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft/ bringt das allgemeinste Material, während die Jahrbücher der einzelnen Sender den Spezialaufgaben der Stationen dienen. Die bisher veröffentlichten Jahrbücher des Berliner Rundfunks, herausgegeben vom Verlag der Funkstunde, haben leider nicht das Niveau, das gerade der Berliner Sender erfordert. Das Material ist unübersichtlich geordnet, die Druckausstattung schließt schon durch die Wahl der Fraktur typographische Übersichtlichkeit aus; es macht Mühe zu finden, was man sucht. Eine Freude ist dagegen, wie fast alles, was vom Westdeutschen Rundfunk kommt, sein Jahrbuch. Jede Zeile ist redigiert, die photographischen Aufnahmen halten die Künstler im Augenblick echten Eifers vor dem Mikrophon fest, das typographische Bild ist vorzüglich. Zuletzt 26 Spalten schöne Briefe von Hörern aus 5 Erdteilen. Das Rundfunkjahrbuch des Ostmarkensenders für 1930 zeigt in Bildern und im Text, zu dem auch Gedichte gehören, daß im Königsberger Sender ein Wille den regionalen Ansprüchen gerecht wird. Ein wirkungsvolles Informationsmaterial über das Verhältnis zweier Industrien erhält der Hörer durch die von Guido Bagier besprochene Ultraphonplatte *Tonfilm und Schallplatte*: 2 Industrien — 1 Ziel. Früher hätte ein Industrie-konzern aus seinem Produktionsprogramm eine schwere Propagandabroschüre herausgeholt. Es charakterisiert die Entwicklung, daß die Schallplatte bereits als Ersatz für das gedruckte Buch erscheint. Die Zeit ist nicht fern, in der Hörbücher und Lesebücher gemeinschaftlich eine Bibliothek bilden werden. Diese Entwicklung sah der französische Karikaturist Albert Robida

voraus, der bereits 1883 in witzigen Zeichnungen die Librairie Phonographique oder die Phonoclichothèque prophezeite; Die Bouquinisten der Seinekaie verkaufen Romane, Sprachbücher, Schulbücher in Form von Schallrollen, die technisch den Schallplatten vorausgingen. Solches und ähnliches Material bietet in Fülle das Jahrbuch 25 Jahre Lindström 1904 bis 1929, das den Aufbau des großen Konzerns und sein Wirken in 5 Erdteilen in zahlreichen illustrierten Aufsätzen behandelt, die über das Wirtschaftliche und Phonotechnische mannigfaltigen Aufschluß gewähren. Völlig im argen liegt dagegen noch das Informationsmaterial über die *Plattenproduktion*. Die vorhandenen Kataloge, auch die Gesamtkataloge der Firmen, sind vollkommen ungenügend, weil sie nur die für den Tagesmarkt bestimmten Produktionen berücksichtigen, aber nicht die Platten, die aus den verschiedensten Gründen aus dem Einzelhandel zurückgezogen sind. Es ist unhaltbar, daß eine so hochentwickelte Industrie keine gemeinschaftliche Publikation besitzt, aus der man katalogmäßig feststellen kann, welche Werke und welche Künstler auf Schallplatten überhaupt existieren. Die Dachorganisation der Schallplattenproduzenten, der Verband der Deutschen Phonographischen Industrien, dürfte berufen sein in Zusammenarbeit mit den entsprechenden ausländischen Organisationen die unentbehrlich werdende Gesamtplattographie der Plattenindustrie seit Beginn des elektrischen Verfahrens nachzuholen und fortzuführen. Bei dieser Zentralstelle müßte aber auch jede im Gesamtkatalog verzeichnete Platte zur Einsicht zur Verfügung stehen. Einen kleinen Ersatz für diese fehlende Plattographie liefert der Katalog Kultur und Schallplatte des Lindströmkonzerns, der alle Platten der Kunstmusik dieses Unternehmens von der vorbachischen Zeit bis zur Gegenwart vereinigt; seine Brauchbarkeit sollte in der 2. Auflage durch ein Register der mitwirkenden Künstler erhöht werden. Die selbe Firma gibt auch eine gut redigierte Monatsschrift Kultur und Schallplatte mit Aufsätzen bekannter Musiker und Schulpädagogen heraus.

Totenliste Am 25. August 1929 starb in Berlin an Herzschwäche infolge einer Abmagerungskur *Josma Selim*, noch nicht 33 Jahre alt. Sie ging aus der Schule des Wiener Burgtheaters hervor und brachte der Cabaretkleinkunst außer dem Charme

ihres Wesens die aus alter Tradition gesättigte Wortkultur des alten Wiener Theaterstils, der aber ganz in der Musikalität ihres Wesens aufging. Sie entwickelte sich zur vollen Persönlichkeit durch Ralph Benatzky, der erst ihr Lehrer, dann ihr Gatte wurde und seine reizvollsten Lieder für sie schrieb. Ihr Programm wies wirkungskräftige Chansonzyklen auf. Ihr Wesen war der Ausdruck Wiener Liebreizes.

In Paris starb einer der berühmtesten Chansonniers des Montmartre, bekannt unter dem Namen Fursy. Er hieß eigentlich *Henri Dreyfus* und entstammte einer Beamtenfamilie. Henri Lyonnet widmete in der Deutsch-Französischen Rundschau seinem Leben und Werk ein melancholisches Gedenkblatt. Als das Chat Noir eine Fülle verwandter Talente ans Licht zog, tauchte Fursy 1886 auf der Butte auf. Er improvisierte fast 10 Jahre im Carillon, in nächster Nähe des Chat Noir, seine witzigen Chansons. 1895 gründete er seine eigene Boite à Fursy. Alles, was in Paris den Geist politischer und aktueller Satire liebte, ging abends zu Fursy ins Tréteau de Tabarin. Für den Gil Blas schrieb Fursy jahrelang täglich ein Chanson, für den Sourire wöchentlich eine Parlamentssatire. Er starb beim Verlassen der Szene; nach seinem letzten Lied brach er tot zusammen. Eine 4bändige Auswahl seiner Chansons übermittelt der Nachwelt die Reimgewebe, die Paris fast 40 Jahre entzückt haben. Am 17. März 1930 erlag in Berlin *Marcell Salzer*, nur 56 Jahre alt, einem schweren Herzleiden. Noch zu Beginn des Jahres trat er, nur durch seinen Willen zum Schaffen aufrechterhalten, als Sprecher von Vers und Prosa auf. Salzer empfing, wie viele andere auch, auf der 4. Galerie des Wiener Burgtheaters die Impulse zu seiner Kunst. Das Burgtheater blieb seine einzige Schule und gab ihm jene Kultur des Worts, durch die er aus jedem Programmstück Vortragswerte herauszuholen verstand. In Berlin sprach er zu Beginn des Jahrhunderts auf dem Überbrettel Ernst von Wolzogens (der damals, schon nicht mehr jung, stets mit den Jungen ging), und er gewann mit einem Schlag eine Gemeinde, die sich dann 3 Jahrzehnte hindurch erneuerte, als aus der Überbrettelzeit sonst schon längst nichts mehr übrig geblieben war. Hinter den Späßen, mit denen er seine Hörerschaft zusammenhalten mußte, steckte eine sittliche Kraft, die besonders in den letzten Jahren packte, wenn er aus Werken der jungen Dichter und Polemiker der deut-

schon Linken vortrug. Seine besten Stücke sind in dem Lustigen Salzerbuch /Hamburg, Anton I. Benjamin/ enthalten, das von Kleist bis Polgar reicht.

Der berühmte russische Clown *Anatol Durow* starb Anfang Juni in Moskau. Er war vor dem Krieg eine europäische Berühmtheit und führte in der Zirkusarena den satirischen Dialog mit dressierten Tieren ein. In zaristischer Zeit machte ein mutiger Dialog, den Durow in der Manege mit einem dressierten Schwein über den Minister Trepow führte, Durow populär. Solche Geistesfreiheit gewährt das bolschewistische Regime nicht einmal mehr den Clowns.

Kurze Chronik Das von Hans Flesch vorbereitete Sommerprogramm der *Berliner Funkstunde* hat eine Bereicherung an Übertragungen gebracht, die dem Wesen des Rundfunks entsprechen. Unter den Neueinrichtungen verdient die Thesendiskussion Fortsetzung und Aufbau. Die Opernübertragungen brachten bereits Berlioz' ergreifendes Werk Die Trojaner, aber leider noch nicht Milhaud-Claudels Christoph Columbus, der durch die Rolle des Erzählers eine auch funktechnisch wirksame Gestaltung enthält, die für das Hörspiel noch Bedeutung bekommen dürfte. ◊ Den umfangreichsten Vortragszyklus bot der *Kölner Sender* mit der Sendefolge ¼ Stunde Goethe. Die Folge lief pausenlos durch 64 Wochen und verdient als die mutigste Programmtat der deutschen Sendegesellschaften in den letzten 3 Jahren mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden. ◊ Radio-Paris hat eine allwöchentliche Sendestunde *La Voix d'Israel* eingerichtet. Diese Sendungen bringen jüdische liturgische Musik, Dichtung und Wissenschaft. ◊ Kurt Robitschek bekämpft in der Hauszeitschrift des Berliner Cabarets der Komiker mit Recht die *Cabaretsendung* aus leeren Senderräumen, die das Wort auf der Zunge des Conférenciers oder Chansonniers abstumpfen. Die Übertragung aus öffentlichen Aufführungen ist zweifellos vorzuziehen; aber, leider, gerade Robitscheks Cabaret bietet allmählich immer mehr Variété statt Wortkunst. ◊ Homocord-Electro hat unter dem Titel Die Musikplatten des Gewerkschafters etwa 40 *Aufnahmen von Arbeiterchören* herausgebracht. Dieses verdienstvolle Unternehmen muß besonders gewürdigt werden. ◊ Die *Schallplatte als Kulturfaktor* wurde zum erstenmal dieses Jahr in der Ausstellung Die Kunst in unserer Zeit in

Wien gleichwertig neben Werken der Malerei, Graphik, Baukunst, Bühnen- und Werkgestaltung gezeigt. Eine Sonderschau führte moderne Musik von Igor Strawinskij, Maurice Ravel, Paul Hindemith, Eugen Wellesz und anderen auf Platten der Grammophongesellschaft Die Stimme seines Herrn vor. ◊ Die *Popularisierung der Schallplatte* ist durch Herabsetzung des Preises für die technisch vollwertigen Orchestrplattens von 20 Zentimeter Durchmesser auf 1,80 Mark sehr gefördert worden. Sie wird den Unternehmer hoffentlich nicht veranlassen bloß sogenannte populäre Unterhaltung zu bieten. ◊ Unter dem Titel Film als Mißton fordert ein Artikel Peter Murrs in der Vossischen Zeitung vom 18. Mai 1930 die deutsch-französische Zusammenarbeit der *Tonfilmindustrie* und den Aufbau einer europäischen Produktion.

Literatur

Die politische Entwicklung hat der Rede eine wachsende Bedeutung im öffentlichen Leben gegeben. Rede dient nicht nur politischer Beeinflussung sondern auch der Kleinarbeit im Geschäftsverkehr. Dem entspricht es, daß in der Serie Lehrbücher zur Beamtenfortbildung /Berlin, Gersbach & Sohn/ bereits der 2. Band eine Arbeit *Gustav Manz' Die Kunst der Rede und des Verhandeln* bringt, in der der Verfasser auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Lektor und Vortragsmeister den Beamten rhetorisch und stilistisch berät. Gerade das Akademische ist für die Kreise, die Manz durch dieses Büchlein erziehen will, angebracht. Mehr als Fehler abzuschleifen ist ein solches Handbuch wohl nicht in der Lage; denn der große Redner wird durch Dinge, die ihn zu innerst erregen, zum Redner geschaffen, wie oft ergreifende rednerische Leistungen, etwa von Angeklagten im Gerichtssaal, beweisen. ◊ Den gewaltigen Impuls, den Rednergabe durch politisches Wollen erhält, macht die Serie *Redner der Revolution* /Berlin, Neuer Deutscher Verlag/ zum Erlebnis. Sie stellt in billigen Taschenbändchen die großen politischen Redner von Thomas Münzer bis Sun Jat Sen zusammen. Die Wortgewalt der Danton, Marat, unter den deutschen Rednern besonders Rosa Luxemburgs, läßt den Leser die Wirkung des einst gesprochenen Worts ahnen. Kommentar und Einleitung sind bolschewistisch, also geistesgeschichtlich entweder falsch oder entstellend; doch kommt es auf sie nicht an, denn sie verschwinden neben den Reden, deren Herausgabe ein Verdienst ist.

KULTUR

Außenkolonisation / Herman Kranold

Palästina Aus Anlaß der Unruhen, bei denen im vorigen Jahr 133 Juden und 87 Araber getötet wurden, sandte die britische Regierung im Oktober 1929 eine Untersuchungskommission nach Palästina. Diese bestand aus Sir Walter Shaw als Vorsitzendem und je 1 Vertreter der 3 großen englischen Parteien: dem Konservativen Sir Henry Betterson, dem Liberalen R. Hopkins und dem Arbeiterparteilerner Morris Harry Snell. Sie erstattete einen umfangreichen Bericht, der nunmehr auch im Druck erschien. Die Kommission ist vorgegangen, als sei sie ein Gericht. Die jüdische wie die arabische Organisation und die palästinensische Regierung waren bei den Verhandlungen durch Anwälte vertreten, viele Zeugen wurden nach den Regeln des englischen Prozeßrechts vernommen. Zum Abschluß plädierten die Anwälte. Der Teil des Berichts, in dem die Stenogramme dieser Verhandlungen wiedergegeben sind, steht noch aus. Die Kommission hat sich zunächst mit der Frage der unmittelbaren Schuld an der Entstehung der Unruhen beschäftigt und festzustellen gesucht, ob die Palästina-Regierung absichtlich oder fahrlässig an dem Unglück mitschuldig geworden ist. Die Betrachtungen darüber kommen, wenn man von einigen Einzelheiten abieht, auf ein Non liquet hinaus. Offenbar in dem Bedürfnis mehr zu geben als diese sehr wenig sagenden Feststellungen über das unmittelbar Aktuelle hat die Kommission sich aber im Hauptteil ihrer Schlußfolgerungen über das jüdisch-arabische Problem in Palästina überhaupt geäußert. Sie geht von dem Satz aus: »Jüdische Unternehmung und jüdische Einwanderung haben, wo sie nicht die Aufnahmefähigkeit des Landes überschritten haben, Palästina wesentlichen Nutzen gebracht, an dem das arabische Volk teil hat.« Aber auch hier wird nach dieser an sich schon nicht gerade überschwenglichen Feststellung sofort das Bestreben der Kommission sichtbar den Pelz zu waschen ohne ihn naß zu machen. Es geht nämlich dann weiter: Die jüdischen Ansprüche hätten bei den Arabern die Befürchtung geweckt, daß sie durch die jüdische Einwanderung schließlich ihres Lebensunterhalts beraubt werden und unter die politische Herrschaft der Juden kommen würden. Namentlich die jüdischen Bodenkäufe werden als Quelle dieser

Furcht hingestellt. Es wird zwar ausdrücklich gesagt, daß deswegen gegen die jüdischen Bodengesellschaften keine Kritik erhoben werden könne, denn sie hätten im Einverständnis mit der Regierung gehandelt. Aber große Bodenverkäufe zwischen 1921 und 1929 hätten Gruppen von Arabern vom Boden vertrieben, ohne daß ihnen anderer Boden verschafft worden wäre; auch die Bauernschutzverfügung der palästinensischen Regierung von 1929 gewähre zwar Entschädigung für Bodenentziehung, tue aber nichts, um der Vertreibung der Bauern von ihren Pachtböden Einhalt zu gebieten. Es wird dann die sehr weittragende Behauptung ausgesprochen: »Es gibt keinen Boden mehr, auf dem die abgesetzten Personen sich ansiedeln könnten. Infolgedessen wird eine landlose und unzufriedene Klasse geschaffen . . . Palästina kann nicht eine größere landwirtschaftliche Bevölkerung erhalten als es zurzeit erhält, es sei denn, daß die Ackerbaumethoden radikal geändert werden.« In den Empfehlungen der Kommission spielt die Bodenfrage ebenfalls eine Hauptrolle. Sachverständige sollen die Aussichten der Einführung verbesserter Kultivierungsmethoden in Palästina wissenschaftlich untersuchen, die Bodenpolitik solle im Licht der dadurch erkundeten Tatsachen geregelt werden. Dabei müsse auf den natürlichen Zuwachs der jetzigen ländlichen Bevölkerung Palästinas Rücksicht genommen werden. Inzwischen müsse der bisherigen Tendenz der Vertreibung der Bauern vom Boden Einhalt geboten werden. Gleichzeitig aber müsse die Palästinaregierung sich rüsten den Kreditbedarf der armen Bauern zu befriedigen, der sich zeigen werde, wenn sie zu intensiverer Bodennutzung übergehen sollten. Der Arbeiterpartei Snell hat den Bericht mit unterschrieben, aber ziemlich umfangreiche Vorbehalte gemacht, die sich jedoch in der Hauptsache darauf beziehen, daß die Frage der unmittelbaren Schuld an den Unruhen in dem Bericht insofern zu kurz gekommen sei, als man versucht habe den Arabern, namentlich der arabischen Geistlichkeit, und der Palästinaregierung möglichst wenig nahezutreten. Darüber hinaus aber erklärt Snell ausdrücklich, daß nach seiner Überzeugung der Bericht dem Bodenproblem zu viel Bedeutung beimesse: »In Palästina notwendig ist weniger eine Änderung der Politik in diesen Dingen als vielmehr eine Geistesänderung bei der arabischen Bevölkerung, die zu dem Glauben ermutigt wor-

den ist, daß sie ein großes Unrecht erlitten hat, und daß der einwandernde Jude eine dauernde Drohung für ihren Lebensunterhalt und ihre Zukunft bedeute . . . Ich zweifle nicht daran, daß jüdische Tätigkeit das Gedeihen Palästinas erhöhe, den Lebensstandard des arabischen Arbeiters gehoben . . . hat.« Näheres Eingehen auf die Bodenfrage ist in Snells Vorbehalten nicht zu finden. Die »allgemeinen Schlußfolgerungen« und die »Empfehlungen« der Kommission und auch die Vorbehalte Snells sind weder Wirtschaftsexpertisen noch, trotz dem riesigen Aufwand an juristischen Verhandlungsformen, Rechtsgutachten sondern politische Akte. Das geht vor allem daraus hervor, daß zwar der Psyche derjenigen Araber, die der Verhetzung erlegen sind, liebevoll nachgegangen, Motive und Agitationsmittel der Hetzer auf der einen Seite und Psyche und Leistung der Juden auf der andern Seite aber kaum gewürdigt werden. Der englische Kolonialminister im letzten Kabinett Baldwin, Henry Crosby Amery, kam am 19. Mai in die Verlegenheit sich vor dem Deutschen Pro-Palästina-Komitee in Berlin über die Palästinafrage äußern zu müssen, in einer Rede, die über die Tendenz der britischen Politik Aufschluß gibt. Er sagte unter anderem: »Als ich im Krieg die Fragen des Nahen Orients vom militärischen Standpunkt betrachten mußte, war ich interessiert daran, daß wegen des Schutzes des Suezkanals Palästina nicht unter andere Herrschaft käme. Der nächste Schritt war die Überlegung, daß, wenn wir Interesse an Palästina haben, das Land auch Fortschritte machen soll. Und wer sonst konnte diese Fortschritte bewirken, wenn nicht die Juden?« Daß die jüdische Einwanderung das auch erreicht habe, führte Amery dann des näheren aus. Er bespricht kurz den Bericht der Shawkommission, versucht die daraus entspringenden jüdischen Befürchtungen zu bagatellisieren und fährt fort: »In Wahrheit war es doch nur eine Frage, die wirklich durch den Shawbericht in Zweifel gestellt wurde, nämlich, ob es wahr ist, daß nicht genügend Land für die jüdische Einwanderung vorhanden ist, und daß die Einwanderung, die bereits stattgefunden hat, eine Klasse von landlosen und arbeitslosen Arabern erzeugt hat.« Hier zeigt sich ganz klar (besonders in dem geradezu kostbaren »nur«), daß für die verantwortlichen Staatsmänner des Britischen Reichs die jüdische Besiedlung Palästinas heute noch wie immer eine machtpolitische

Angelegenheit ist. Sie wünschen in diesem Land den arabischen Nationalismus, der die britische Herrschaft über den Suezkanal bedrohen könnte, durch eine jüdische Minorität zu paralysieren. Nun ist aber gleichzeitig Großbritannien heute die größte islamische Macht; namentlich für die Aufrechterhaltung der Herrschaft über Indien stützt sie sich in größtem Umfang auf die 80 Millionen Mohammedaner Indiens. Daher auch die im Rahmen der britischen Kolonialpolitik immer sehr vielsagende Empfehlung, es sollten in Palästina Selbstverwaltungseinrichtungen geschaffen werden, die, wie die Erfahrung gezeigt hat, sehr gut dazu taugen durch Schaffung einer Schicht von Mittelmännern zwischen der Kolonialmacht und den unterworfenen Völkern diese an der Leine zu halten, aber zweifellos dazu führen würden, daß die jüdische Minderheit jeder Mißhandlung durch arabische Majoritäten preisgegeben würde; diese Mißhandlungen würden in einer den englischen Cant auf das herrlichste befriedigende Weise legal, aber deshalb nicht weniger übel sein. So ist es auch zu verstehen, wenn der Bericht die Frage aufwirft, ob nicht die jüdische Einwanderung schon das erträgliche Höchstmaß erreicht habe, nämlich jenes, das die Engländer für ihre politischen Zwecke brauchen können, und die Araber sich gefallen lassen. Für den Kenner der palästinensischen Verhältnisse kann gar keine Rede davon sein, daß Palästina nicht noch für große Massen von Einwanderern aufnahmefähig wäre, ohne daß deshalb ein landloses arabisches Proletariat geschaffen werden müßte. Es kommt in der Tat nur darauf an in Palästina zur intensiven Bodenbewirtschaftung überzugehen. Die palästinensischen kulturfähigen Böden haben kaum geringern Umfang als diejenigen Ägyptens. Die Kraft der Sonne ist ebenso groß, und mit Wasser ist es eher reichlicher versehen; es ist schlechthin nicht einzusehen, warum unter diesen Umständen Ägypten 15 Millionen Menschen tragen kann, Palästina aber schon bei knapp 1 Million als überbevölkert angesehen werden muß. Wenn die britische Regierung, der der Bericht der Shawkommission offenbar zu weit geht, jetzt dadurch einen Rückzug vorbereitet, daß sie Sir John Hope Simpson als Sachverständigen nach Palästina geschickt hat, um genaues Material über die Kolonisationsmöglichkeiten beim Übergang zu intensiver Kultur zu erhalten, so ist das nach Lage der Dinge wohl auch nur politisch-taktisch

zu verstehen. Sachlich nötig ist eine solche Untersuchung kaum mehr. Die Arbeiten sowohl von jüdischer Seite (namentlich die ausgezeichneten Arbeiten Elazari-Volcanis) wie auch der Landwirtschaftsverwaltung in Palästina selbst, zum Beispiel des Obersten Sawyer, enthalten über die Frage bereits alles erforderliche Material. Sie ergeben, daß schon jetzt der erzieherische Einfluß der jüdischen Landwirtschaft auf die Araber ausstrahlt, und daß, wenn er bisher noch nicht voll wirksam geworden ist, dies eben daran liegt, daß die Verwaltung des Landes durch die britischen Behörden die Forschungsergebnisse und praktischen Erfahrungen der jüdischen Kolonisation bisher noch viel zu wenig in den Dienst der landwirtschaftlichen Erziehung der arabischen Bauern gestellt hat. Man stellt also, um Zeit zu gewinnen und mit guter Miene den Rückzug antreten zu können, eine Untersuchung über Dinge an, die längst untersucht und klargestellt sind. Leider geht dadurch aufs neue Zeit verloren, und leider fühlt sich die britische Regierung bemüßigt das mohammedanische Element noch besonders pfleglich zu behandeln. Infolgedessen ist auch neuerdings wieder vor der arabischen Agitation eine tiefe Verbeugung gemacht worden, indem eine große Anzahl bereits erteilter Einwanderungsbewilligungen für Juden nach Palästina vorläufig außer Kraft gesetzt worden ist.

Es muß aber noch ein Wort über eine andere Seite der Sache hinzugefügt werden. Bei allem wohlbegründeten Wohlwollen, das hier stets der jüdischen Kolonisation in Palästina bezeugt worden ist, zu einer Zeit schon, in der sonst kaum jemand in Deutschland diese Bewegung ernst nehmen wollte, können doch der Sache wegen gewisse kritische Hinweise nicht unterdrückt werden. Namentlich in 3 Punkten stellen die Ereignisse von 1929, der Bericht der Shawkommission und das Verhalten der britischen Regierung eine starke Bestätigung dieser Kritik dar:

1. Die jüdische Kolonisationsbewegung hat seit dem Erlaß der Balfourerklärung viel zu sehr ihre Sache auf den guten Willen der Engländer gestellt, ohne zu beachten, daß bei den ausschlaggebenden Faktoren in England dieser gute Wille lediglich Erwägungen der Reichspolitik entsprang und deshalb an solchen Erwägungen auch eine Grenze finden muß.
2. Die jüdische Kolonisationsbewegung hat in der Zeit, in der ihr von englischer Seite noch nicht so enge Schranken ge-

zogen wurden wie heute, und in der England noch nicht so sehr unter dem Anreiz stand den Arabern Liebesdienste zu erweisen, quantitativ mit der Förderung der Kolonisation allzusehr zurückgehalten und dafür qualitativ die Ausstattung der Kolonisten weit mehr als nützlich in den Vordergrund gerückt. Sie hat dabei den selben Fehler gemacht wie die deutsche Ostsiedlung seit Kriegsende, die auch eine kleine Anzahl von Bauernstellen mit höchster Kapitalintensität ausgestattet, dabei aber das Ziel viele Bauernstellen zu schaffen völlig aus dem Auge verloren hat. Infolgedessen sind die Juden heute zahlenmäßig viel schwächer in Palästina als sie hätten sein müssen; sie werden noch lernen müssen, daß die Zukunft ihrer Kolonisation weniger vom britischen Wohlwollen als vielmehr davon abhängen wird, wie stark quantitativ die Position des jüdischen Elements im Land ist.

3. Nicht nur manche zionistische Agitatoren sondern auch die Leiter der Bewegung haben von vornherein nicht genug getan, um das ländliche arabische Proletariat Palästinas auf die jüdische Seite zu bringen. Dies war freilich eine sehr schwierige Aufgabe. Aber es wäre die einzige Möglichkeit gewesen, um zu vermeiden, daß die Klasseninteressen der Fellachen gegen die jüdische Einwanderung ausgespielt werden konnten, wie es bei den Unruhen von 1929 und jetzt wieder bei der Erörterung der "Schuldfrage" tatsächlich in besorgniserregendem Maß und, wie der Bericht zeigt, nicht ohne Erfolg geschehen ist.

Der Shawbericht sollte Anlaß geben aus solchen Erfahrungen die Lehre zu ziehen und den Kurs der jüdischen Kolonisationsarbeit zu ändern. Schließlich sind die Neuenglandstaaten, Canada, Südafrika und Australien nicht nach dem Prinzip kolonisiert worden, daß der Kolonist erst in Europa "ausgebildet" und für die Niederlassung im neuen Land mit den letzten technischen Errungenschaften, mit vorzüglichen Krankenhäusern, Schulen, Universitäten, Technischen Hochschulen, Lebensbequemlichkeiten und Wanderbühen ausgestattet werden muß, sondern nach dem Prinzip, daß nur der Freiheit und das Leben sich erringen kann, der täglich sie erobern, täglich sie in unveränderlicher Bemühung einer widerspenstigen Natur und Menschenumwelt abringen muß. Es würde nichts schaden, wenn die jüdische Kolonisation sich darauf besinnen und danach ihr weiteres Vorgehen einrichten wollte.

Totenliste

Der letzte Nachkomme William Ewart Gladstones, *Herbert John Lord Gladstone*, der nun in London gestorben ist (siehe die Rundschau Innenpolitik, in diesem Band Seite 578), war 1910 Oberkommissar für Südafrika und dann, nach der Gründung der Südafrikanischen Union, die vor allem sein Werk war, bis 1914 ihr erster Generalgouverneur. Im Mai starb, im Alter von 61 Jahren, der Gouverneur von British Guyana, *Sir Frederick Gordon Guggisberg*, der auch in anderen britischen Kolonien, namentlich in British Nigeria, lange Zeit Dienst getan hat. Er gehörte zu den eifrigsten Förderern der Empiriewirtschaftseinheit und der bäuerlichen Eigenständigkeit der kolonialen Völker.

Kurze Chronik Am 3. März referierte in Berlin auf einem der kontradiktorischen Aufbauabende der Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte Max Cohen über das Thema *Braucht Europa Kolonien?* Von den Mitarbeitern der Sozialistischen Monatshefte sprachen noch Julius Kaliski und der Bearbeiter dieser Rundschau, von Kolonialpraktikern die ehemaligen Gouverneure Albrecht von Rechenberg und Heinrich Schnee.

♦ Die amerikanische Pneumatikfirma Goodyear hat seit 1924 auf Sumatra *Kautschukpflanzungen* im Umfang von 15 000 Acres angelegt und nimmt in diesem Jahr eine solche Pflanzung in Größe von 2500 Acres in der Nähe von Manila in Angriff.

♦ Die jüdische Wanderbewegung in *Palästina* ergab in den letzten 3 Jahren folgende Nettozahlen: 1927 Auswanderung 2358, 1928 Einwanderung 10, 1929 Einwanderung 3493, 1927 bis 1929 Einwanderung 1145. Der Hauptteil der Einwanderung von 1929 fällt in die letzten 4 Monate, also in die Zeit nach den Araberunruhen. Das jüdische Aufforstungsprogramm in Palästina für 1930 umfaßt 200 000 Bäume, 80% davon Koniferen. In Tel Awiw wurden in den Jahren 1928 500 Wohnräume und 100 Läden, 1929 700 Wohnräume und 120 Läden gebaut.

♦ Der Gesamtaußenhandel Afrikas, der 1913 erst 6,4 Milliarden Mark wert war, hat sich im Jahr 1928 bereits auf 11,6 Milliarden gestellt. Diese Zahl kennzeichnet den Aufschwung der *afrikanischen Wirtschaft* sehr deutlich.

♦ Im Oktober wird die 1. Tranche einer auf 5 Milliarden Francs berechneten Anleihe ausgegeben werden, die zum wirtschaftlichen Ausbau der *westafrikanischen Gebiete Frankreichs*

dienen soll. Außerdem sind für diese Gebiete Sachleistungen nach dem Youngplan im Wert von 600 Millionen Francs in Aussicht genommen. ◊ In den nächsten Jahren werden in *Algerien* weitere 1935 Kilometer Eisenbahnen gebaut werden. ◊ Der Sitz der Verwaltung von *Belgisch Kongo* wurde von Boma um 300 Kilometer weiter landeinwärts nach Léopoldville verlegt. ◊ Nachfolger Ludwig Kastls als deutschen Vertreters in der Mandatskommission des Völkerbunds wurde der bisherige Leiter der Deutschen Kriegslastenkommission in Paris *Julius Ruppel*, der früher längere Zeit in Kamerun gelebt hat.

Literatur Eine für die Beurteilung der Aussichten das Leben in den Tropen für den Europäer gesund zu machen sehr aufschlußreiche Arbeit ist *J. F. C. Hashams* Schrift *Schistostomiasis und Malaria in Relation to Irrigation* /London, H. M. Stationery Office/. Sie geht in der Frage des Zusammenhangs zwischen Malaria und künstlicher Bewässerung von einer andern Auffassung aus als der, über die kürzlich in dieser Rundschau (1929 II Seite 659 und folgende) referiert wurde. *Schistostomata* sind tropische Fadenwürmer, die sich in kleinen Venen ansiedeln und hauptsächlich Harnblase, Dickdarm, Leber und Milz krank machen. ◊ Auch für 1930 enthält der *Argentinische Volkskalender* des Argentinischen Tageblatts /Buenos Aires, Aleman & Co./ wieder viel wertvolles Material an Texten und Bildern. Besonders interessant ist *Gottward Herzigs* botanische Plauderei über Charakterbäume Argentiniens.

Verkehr / Otto Schmidt

Luftfahrt Die Kürzung der Reichsbeihilfen für die Luftfahrt um nahezu 50% im Jahr 1929 hat die Deutsche Lufthansa zu Verkehrseinschränkungen gezwungen, die sich im letzten Jahr dementsprechend auch im Rückgang des Verkehrsumfanges ausdrücken. So ging die Flugkilometerleistung, wie die Lufthansa in ihrem Geschäftsbericht 1929 mitteilt, gegenüber dem Vorjahr um 11% auf 9,35 Millionen Kilometer zurück. Die Anzahl der Fluggäste nahm sogar um 21% ab (87 019 gegen 111 115 im Jahr 1928), und die Gepäckbeförderung war um 20% geringer. Demgegenüber haben der Fracht- und Postverkehr auch im letzten Jahr weiter zugenommen; ein um so erfreulicherer Zeichen, als auch im Luftver-

kehr die Güterbeförderung wirtschaftlicher als die Personenbeförderung ist und besonders eine bessere Ausnutzung der Flugzeuge gestattet. Es wurden 1 198 790 Kilogramm Fracht (+ 17,2%) und 366 845 Kilogramm Post (+ 15,5%) befördert. Das Verhältnis der Langstrecken zum Gesamtnetz ist weiter günstiger geworden. Die Strecken bis 300 Kilometer Länge haben von 55,3 auf 44,7% abgenommen, die Strecken von 301 bis 700 Kilometer Länge sind von 30,5 auf 38,4% gestiegen, die über 700 Kilometer von 14,2 auf 16,9%. Die Zusammenarbeit mit der Reichsbahn und der Schifffahrt wird weiter ausgebildet, und auch in der internationalen Zusammenarbeit sind Fortschritte zu verzeichnen. Der Sonderflugdienst (Taxiverkehr) wurde weiter ausgebaut, der zukünftige Langstreckenpostdienst durch Probeflüge vorbereitet. Auch mit dem Zeppelinkonzern wurden gewisse Vereinbarungen für gemeinsame Versuche bei der Verfolgung transozeanischer Verkehrsaufgaben getroffen. Die Sicherheit im Flugverkehr hat weiter zugenommen. Während 1926 noch auf 426 000 Kilometer 1 Unfall kam, entfiel er 1929 erst auf 1 497 000 Kilometer. Die Regelmäßigkeit des Flugdienstes betrug im Jahresdurchschnitt 91,2%. Der Flugzeugpark der Lufthansa bestand Ende 1929 aus 159 Flugzeugen, darunter 42 Großflugzeuge. In Zukunft sollen nur 3 Flugzeugtypen für den Landflugdienst angestrebt werden: 1 großes, 1 mittleres und 1 kleines Fahrzeug. Auf einigen Flugstrecken wird im übrigen bereits mit Erfolg synthetischer Betriebsstoff verwendet. Die Gewinn- und Verlustrechnung der Lufthansa für das Jahr 1929 schließt mit einem Überschuß von 14 044,04 Mark ab. Leider wird der Betrag der Subventionen des Reichs nicht aufgeführt, es werden nur »Einnahmen aus Flugdienst und Beihilfen« in Höhe von 23,86 Millionen Mark ausgewiesen. Da das Reichsverkehrsministerium die Höhe der Subventionen für die Luftfahrt im Jahr 1929 selbst mit 28 Millionen Mark angegeben hat, ist eigentlich kein Grund dafür zu finden, warum die Lufthansa ihren finanziellen Abschluß in dieser Hinsicht zu verschleiern sucht. Dem australischen Flieger *Allen Kingsford Smith* glückte Ende Juni mit seinem 3motorigen Flugzeug *Kreuz des Südens* die 2. Überquerung des Atlantischen Ozeans in ost-westlicher Richtung. Auch *Kingsford Smith*, der 3 Begleiter hatte und von dem irischen Flughafen *Portmarnock* ausflog, erreichte nicht direkt *New York* sondern mußte zunächst

in Harbour Grace auf Neufundland landen, weil er infolge Nebels und schlechten Wetters Umwege machen mußte, und sein Benzinverrat daher vorzeitig erschöpft war. Erst am 26. Juni traf er in New York ein. Die ganze Strecke, einschließlich des Aufenthalts in Neufundland, erforderte 68 Stunden. Immerhin hat auch dieser Flug wieder gezeigt, welche großen Schwierigkeiten gerade die nördliche Route über den Atlantischen Ozean für das Flugzeug immer noch bietet. Das Flugzeug war während des größten Teils des Flugs fast ständig in Funkverbindung mit dem amerikanischen oder dem europäischen Kontinent; ein wesentlicher Fortschritt gegenüber früheren Transozeanflügen.

Während die Überquerung des nördlichen Teils des Atlantischen Ozeans im Flugzeug bisher nur als sportliche Leistung zu bewerten ist, für den Luftverkehr vorläufig noch keine Früchte trägt, ist um die Durchführung eines regelmäßigen Transozeanflugverkehrs nach Südamerika bereits ein scharfer Konkurrenzkampf entbrannt. Frankreich, das schon seit 2 Jahren eine Luftverbindung über seine westafrikanischen Kolonien nach Südamerika, allerdings in Verbindung mit Torpedobooten auf dem größten Teil der Ozeanstrecke, unterhielt, hat sich jetzt für seine Luftverkehrsgesellschaft Aeropostale von der portugiesischen Regierung auf 30 Jahre ein Luftfahrtmonopol für Portugal erteilen lassen. Da die Azoren und die Kapverdischen Inseln, die wichtigsten Stützpunkte für den transkontinentalen Luftverkehr, als portugiesisches Territorium hierin miteinbegriffen sind, hat sich Frankreich, dessen Luftverkehrspolitik in letzter Zeit von erstaunlicher und nachahmenswerter Aktivität ist, gewissermaßen ein Monopol für den gesamten Transozeanflugverkehr nach Nord- wie Südamerika gesichert. Dadurch angeregt schlossen das Reichsverkehrsministerium und die Deutsche Lufthansa mit der spanischen Regierung sofort ein Abkommen über die Einrichtung einer Luftpostverbindung Barcelona-Sevilla-Cadiz-Kanarische Inseln ab, das den Durchflug durch Spanien gestattet und gleichfalls als Grundlage eines künftigen Transozeanverkehrs nach Amerika gedacht ist. Zunächst ist die Einrichtung eines kombinierten Postverkehrs nach Südamerika geplant, wobei Eisenbahn, Flugzeug und Schiff zusammenarbeiten sollen. Auf diese Weise hofft man die Post in 6 bis 7 Tagen von Berlin nach Südamerika befördern zu können, statt wie bisher in 18 Tagen mit dem Schiff.

So begrüßenswert die deutschen und die französischen Pläne für den Ausbau des Weltluftverkehrs auch sind, so bedauerlich wäre es, wenn sich auch hier die beiden Länder aus falsch verstandenem Ehrgeiz und nationalem Prestige Konkurrenz machen, statt sich gegenseitig in weitestem Maß zu ergänzen und auf finanziellem und technischem Gebiet zu unterstützen. Die restlose Erschließung der Welt durch das Luftfahrzeug als die wichtigste Verkehrsaufgabe der Zukunft erfordert verständnisvolle und weitschauende Zusammenarbeit aller Luftfahrtländer, vor allem aber der europäischen, unter denen gerade Frankreich und Deutschland für den Transatlantikverkehr ganz besondere Aufgaben zufallen. Durch Konkurrenzlinien und Gegeneinanderarbeiten wird weder ein wirtschaftliches Flugnetz in Europa noch gar ein Weltflugnetz geschaffen werden.

In Japan soll mit erheblichem Kapital eine Zeppelingesellschaft gegründet worden sein, die mit 3 Zeppelinlinien einen regelmäßigen Luftdienst auf der Strecke Tokio-San Francisco errichten will (Fahrzeit etwa 68 Stunden). Nachdem Japan heute bereits den Schiffsverkehr von Amerika nach Ostasien und der Südsee durchaus beherrscht, will es jetzt auch die Führung im Luftverkehr über den Stillen Ozean übernehmen.

Charles Lindbergh gelang es den nordamerikanischen Kontinent von Los Angeles nach New York mit einer Zwischenlandung in 14 $\frac{3}{4}$ Stunden zu überfliegen. Hierbei flog er fast ständig in 5000 Meter Höhe mit einer Geschwindigkeit von 250 bis 280 Kilometer in der Stunde. Die Möglichkeit in größeren Höhen auch höhere Geschwindigkeiten zu erreichen scheint damit gegeben zu sein.

Die Deutsche Lufthansa plant gemeinsam mit den Gesundheitsbehörden und der Ärzteschaft die Organisation eines besondern Flugdienstes für den Krankentransport sowie auch zur schnelleren Beförderung von Ärzten und Heilmitteln.

Eisenbahn Im Jahr 1929 beförderte die *Deutsche Reichsbahngesellschaft* 1980,2 Millionen Personen und 436 Millionen Tonnen Güter (ohne Dienstgut), gegen 2009,4 Millionen Personen und 432 Millionen Tonnen im Jahr 1928. Im Personenverkehr, der etwas geringer als im Vorjahr war, ist der Berufsverkehr gestiegen, während im Güterverkehr eine ständige Steigerung des Massengüterverkehrs, besonders des regelmäßigen Massenverkehrs in Großgüterwagen, zu beobachten

ist. Der Reingewinn der Reichsbahn im letzten Jahr betrug 254,6 Millionen Mark gegenüber 249 Millionen Mark im Vorjahr. In dem Jahr fünf seit ihrer Gründung, 1925 bis 1929, hat die Deutsche Reichsbahn rund 150 Kilometer Hauptbahnen und 550 Kilometer Nebenbahnen neu gebaut. Am 10. Juni wurde die Nebelhornbahn, die erste Bergbahn im westlichen Teil der Alpen, eröffnet. Die 4,9 Kilometer lange Seilschwebbahn überwindet, von Oberstdorf ausgehend, einen Höhenunterschied von 1100 Meter.

In Frankreich hat die Regierung ein umfangreiches Bauprogramm für die Erweiterung des Eisenbahnnetzes ausgearbeitet, das den Bau von 3790 Kilometer neuer Eisenbahnlinien mit einem Kostenaufwand von 9,5 Milliarden Francs vorsieht. Unter den zahlreichen geplanten Neubauten, von denen einige allerdings ausgesprochen strategischen Charakter haben, befinden sich auch 2 neue Vogesendurchstiche: zwischen Schlettstadt, Markirch und Saint-Dié sowie zwischen Saint-Maurice und Wesserling. Die Staatsbahn hat in einer Reihe ihrer großen Schnellzüge Zugtelefonie eingerichtet. Die allgemeine Einrichtung von drahtloser Telefonie in den französischen Luxuszügen soll folgen.

Den Bau einer Eisenbahn über den Stelviopaß plant Italien. Diese neue Bahn, die von Mals /Trentin/ nach Tirano mit einem Tunnel über den Stelviopaß führen soll, hat insofern grundsätzliche Bedeutung, als sie der Anlaß zu einer neuen Alpenquerverbindung werden kann, die von Mals weiter über den Resiapaß nach Landeck verlaufen würde. Die Linie Landeck-Tirano würde die Eisenbahnverbindungen von Deutschland und Österreich nach Italien, die heute über den Brenner und Gotthard gehen, wesentlich verkürzen, für den mitteleuropäischen Eisenbahnverkehr also von größter Bedeutung sein. Österreich ist im übrigen durch den Friedensvertrag zum Bau der Linie Landeck-Mals verpflichtet, sofern ihn Italien verlangt.

Die beiden Eisenbahngesellschaften Luxemburgs (Prinz-Heinrich-Bahn und Wilhelm-Luxemburg-Bahn) sollen zu einer Betriebsgesellschaft mit 17 Millionen Francs Kapital vereinigt werden. 13 Millionen Francs als Anlagekapital sollen hierbei auf den luxemburgischen Staat, die Eisenbahngesellschaft Belgiens, den französischen Staat und verschiedene öffentliche Körperschaften entfallen. Bei der neuen Gesellschaft ist unter anderem auch eine Gewinnbeteiligung des Personals in Aussicht genommen.

Die bereits 1920, unmittelbar nach der Rückgabe der während des Kriegs vom Staat verwalteten nordamerikanischen Eisenbahnen an die früheren Privateigentümer, eingesetzte Interstate Commerce Commission hat nunmehr einen Plan über die Zusammenfassung der nordamerikanischen Eisenbahnen vorgelegt. Danach sollen aus den etwa 1000 bestehenden Eisenbahnunternehmungen 21 große Netze gebildet werden, einschließlich der innerhalb der Union liegenden Strecken der canadischen Bahnen. Der Plan, der ohnehin nur einen ersten Versuch darstellt Ordnung in das planlos aufgebaute und dementsprechend unwirtschaftlich arbeitende nordamerikanische Eisenbahnnetz zu bringen, wird von den Eisenbahngesellschaften allerdings abgelehnt. Voraussichtlich wird die Vereinheitlichung eher auf dem Weg des freiwilligen Zusammenschlusses erfolgen, wobei die Initiative von den Eisenbahngesellschaften ausgeht, während die Interstate Commission wohl nur als Aufsichtsbehörde mitwirken wird. Die Pennsylvaniaeisenbahn hat auf der Strecke New York-Chicago einen kombinierten Eisenbahn-Omnibus-Betrieb eingerichtet. Am Tag benutzen die Reisenden den Omnibus und in der Nacht die Eisenbahn (Schlafwagen). Die Fahrzeit ist nur um etwa die Hälfte länger als bisher bei den schnellsten Eisenbahnzügen; der Fahrpreis ist hingegen um 10% niedriger als bei bloßer Bahnfahrt. Durch die Zusammenarbeit von Eisenbahn und Flugzeug gelang es die Reisezeit von New York nach San Francisco oder nach mexicanischen Städten auf wenig mehr als 48 Stunden herabzudrücken; auch hier wird die Eisenbahn nur nachts benutzt, tags das Flugzeug.

Kanaltunnel Wie in dieser Rundschau (1929 I Seite 464 und folgende) vermutet wurde, ist der in letzter Zeit ernsthafter verfolgte Plan einer Tunnelverbindung Dover-Calais wieder einmal an politischen Erwägungen der Engländer fürs erste gescheitert. James Ramsay MacDonald teilte im Unterhaus Anfang Juni mit, die englische Regierung hätte beschlossen den Kanaltunnel nicht zu bauen. Einen Tag später wurden dann der Öffentlichkeit auch sofort in einem Weißbuch die Gründe für die Ablehnung des Tunnelprojekts unterbreitet; Die englische Regierung hält die Baukosten von 30 Millionen Pfund für zu hoch und ihre Aufbringung in Anbetracht der zweifelhaften oder zumindest erst nach längerer

Zeit zu erwartenden Wirtschaftlichkeit des Unternehmens für zu schwierig; weiter bezweifelt sie die technische Sicherheit des ganzen Baus (die schließlich ja die Techniker zu vertreten hätten), und endlich weist sie auf die notwendige militärische Sicherung des englischen Tunnelausgangs respektive die dadurch erforderliche, mit sehr hohen Kosten verbundene Verlegung des Tunnelausgangs in das Binnenland hin.

Damit deutet sie dann auch den wahren Grund für die Ablehnung des ganzen Projekts an: England sieht auch heute in dem Tunnel noch eine Gefährdung seiner für seine Sicherheit so vorteilhaften Insellage, die es in keiner Weise zu beeinträchtigen gewillt ist. So wurde denn auch im Unterhaus in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli ein von 100 Abgeordneten aller Parteien eingebrachter Antrag zugunsten des Tunnelbaus mit 179 gegen 170 Stimmen abgelehnt. Das Kanalprojekt, das nunmehr bereits 1¼ Jahrhunderte lang verfolgt wird, und dessen Verwirklichung ohne Zweifel eine europäische Verkehrsaufgabe ist, ist damit für einige Zeit wieder in der Versenkung verschwunden, bis vielleicht eines Tags einmal auch Verkehrsnotwendigkeiten nicht mehr nach militärischen Erwägungen beurteilt werden. Allerdings dürfte dazu erst nach vollzogenem Zusammenschluß Kontinentaleuropas (der der Balance-of-power-Doktrin ein Ende bereitet und damit die Gefahr eines europäischen Kriegs für die Zukunft endgültig beseitigt) die Zeit reif sein.

Telephon Die Zeitschrift *Europäischer Fernsprechdienst* veröffentlichte im März eine amerikanische Statistik über die Weltverbreitung des Telephons. Danach waren am 31. Dezember 1928 auf der Welt 32,62 Millionen Sprechstellen vorhanden; hiervon entfielen 9,18 Millionen auf Europa, 1,2 auf Asien, 0,2 auf Afrika, 20,88 auf Nordamerika (hiervon allein 19,34 auf die Vereinigten Staaten), 0,49 auf Südamerika und 0,67 Millionen auf Australien. Die Zunahme gegenüber dem Jahr 1928 betrug rund 1,74 Millionen Stück. In Europa betrug der Zuwachs von 1928 auf 1929 7,5%, in Nordamerika 4,5%. Auch von 1920 bis 1928 war die Zunahme in Nordamerika mit 46% wesentlich geringer als in Europa (77%): ein Beweis dafür, daß die Verbreitung des Telephons in Nordamerika bereits einen gewissen Sättigungsgrad erreicht hat. Was die Sprechstellendichte anlangt, so stehen die Vereinigten Staaten mit 16,5

auf 100 Einwohner an der Spitze, dann folgen Canada (13,7), Neuseeland (10,3), Dänemark (9,2), Schweden (7,9), Australien (7,8), Norwegen (6,5), die Schweiz (5,9), Deutschland (4,7), Großbritannien (3,9), die Niederlande (3,3), Finnland (3,2), Österreich (3,1), Belgien (2,9), Argentinien (2,4) und Frankreich (2,3), wo allerdings in den letzten Jahren die Sprechstellen wesentlich zunehmen. Am stärksten konzentriert sich der Telephonverkehr in den Großstädten. Hier steht unter den 31 Städten mit mehr als 100 000 Sprechstellen San Francisco mit 33,6 Stellen auf je 100 Einwohner an 1. Stelle; es folgen Washington (29,3), Chicago und Stockholm (29), New York (27) und dann erst nach einigen anderen nordamerikanischen Städten Kopenhagen (22,1), schließlich mit wesentlich geringerer Dichte Hamburg (12,9), Paris (11,9), Berlin (11,7), London (10,2); verhältnismäßig gering ist die Sprechstellenzahl noch in Wien (7,6) und in Tokio (5,8). 63 Städte der Welt hatten Anfang 1929 mehr als 50 000 Sprechstellen, 296 Städte mehr als 10 000 Sprechstellen. Im Jahr 1929 hat die Verbreitung des Telephons in der Welt weiter zugenommen; zurzeit wird die Zahl der Sprechstellen auf der ganzen Erde bereits auf 35 Millionen geschätzt.

Sehr wesentliche Fortschritte macht auch von Jahr zu Jahr der internationale Telephonverkehr, das heißt der Zusammenschluß der Telephonnetze der einzelnen Kontinente zu einem gemeinsamen Welttelephonnetz, das es gestattet von jedem Ort der Erde mit einem beliebigen andern, ohne Rücksicht auf die Entfernung, zu telephonieren. Wenn auch dieser Zustand heute noch keineswegs erreicht ist, so sind doch schon sehr erhebliche Gebiete der Welt durch transoceanische Telephonverbindungen, bei denen der Draht- und Funkweg mit einander verbunden werden, an einander geschlossen. So wurde im Frühjahr dieses Jahres der direkte Telephonverkehr Deutschland-Brasilien über eine Entfernung von 12 000 Kilometer eröffnet. Auch zwischen Niederländisch Indien und Brasilien wurde über Berlin als Zwischenstation bereits eine drahtlose Telephonverbindung hergestellt; die Entfernung beträgt in diesem Fall 23 000 Kilometer. Von Deutschland aus besteht bereits seit einiger Zeit ein Telephonverkehr mit Batavia. Aufgenommen wurde in diesem Jahr auch der direkte Telephonverkehr mit Rußland, zunächst auf der Strecke Berlin - Moskau. Im transatlantischen Telephonverkehr, der 1927 zwischen den

Vereinigten Staaten und einer Reihe europäischer Länder über die Funkverbindung London-New York eingerichtet wurde, herrscht seit dem Herbst 1929 bereits die 24stündige Betriebszeit. Die tägliche Gesprächszahl betrug im letzten Jahr schon im Durchschnitt 50, die Höchstzahl 140. Die Gebühr für ein Gespräch von New York nach London wurde von 75 auf 45 Dollars herabgesetzt.

Informationsmittel

Unter den Arbeiten über die *Finanzierung des Straßenbaus*, die in letzter Zeit zahlreich erschienen sind, seien hier 2 Bücher besonders genannt: *Finanzierungsprinzipien für den Straßenbau* von Wilhelm Schotte /Halle, Martin Boerner/ und *Finanzierung von Landstraßen im neuzeitlichen Verkehr* von Fritz Wasner /Berlin, Zementverlag/. Beide Werke behandeln das Straßenfinanzierungsproblem in seinem Zusammenhang mit der Gesamtwirtschaft und der Steuertechnik. Wasner stellt einen Finanzierungsplan für den Gesamtausbau auf, der einen Zeitraum von 25 Jahren umfassen und 9,6 Milliarden Mark erfordern soll. In der Schriftenreihe *Leipziger Verkehr und Verkehrspolitik* des Ratsverkehrsamts Leipzig sind 2 neue Schriften erschienen. Die eine: *Der Verkehrsraum Leipzig-Leuna* von Cornelius Cornely, will als Materialsammlung ohne Tendenz die verkehrs-, arbeits-, wirtschafts- und kulturpolitischen Beziehungen dieses durch die Leunawerke bestimmten und nach Leipzig sowie Merseburg gerichteten Verkehrsraums aufdecken und die Notwendigkeit der Schaffung fehlender Verkehrsmittel (Bahn Zöschen-Leipzig, Elster - Saale - Kanal, Automobilstraße Leuna-Leipzig) beweisen. Die andere: *Der Brühl im Weltverkehr und Stadtverkehr* von Julius Adler, stellt Leipzigs berühmten Pelzmarkt in seinen weltumfassenden Beziehungen und seiner Eingliederung in den Verkehr Leipzigs dar.

Totenliste

Am 13. Januar starb in Paris, wie bereits in der Rundschau Technik (in diesem Band Seite 517) berichtet wurde, *Auguste Rateau*, Mitglied der Französischen Akademie. Neben seinem Hauptarbeitsgebiet, der Mechanik und der Theorie der Turbinen, hat er sich besonders den Problemen der Luftschiffahrt zugewendet, an deren Entwicklung er hervorragenden Anteil hat. Am 18. Januar starb in Berlin, 87 Jahre alt, *Eduard Stieger*, der langjährige Leiter der Verkehrsabteilung und von

1910 bis 1918 Unterstaatssekretär der Eisenbahnabteilungen im ehemaligen Preußischen Ministerium der Öffentlichen Arbeiten. Seine Haupttätigkeit lag auf dem Gebiet des Tarifwesens.

Der Inhaber des Lehrstuhls für Eisenbahn- und Tunnelbau an der Berliner Technischen Hochschule *Carl Dolezalek* starb am 24. Januar, in seinem 87. Lebensjahr, in Blankenburg. Sein Name ist mit allen bedeutenden Tunnelbauten in Europa verknüpft; seine großen Erfahrungen hat er in einer Reihe grundlegender Werke niedergelegt.

Am 2. Februar starb in Magdeburg der Ehrenpräsident des Bundes Deutscher Verkehrsvereine *Carl Miller*, der den Fremdenverkehr in Deutschland in den letzten 25 Jahren organisiert hat.

Am 5. März starb der Präsident der Oberpostdirektion Berlin *Ernst Genzke*, im Alter von 62 Jahren. In den 10 Jahren, in denen er die größte deutsche Oberpostdirektion leitete, ist er besonders erfolgreich um die Modernisierung des Postbetriebs und die Durchsetzung der Postverwaltung mit kaufmännischem Geist bemüht gewesen.

Am 10. März starb, im Alter von fast 80 Jahren, *Paul von Breitenbach*, von 1906 bis 1918 preußischer Minister der öffentlichen Arbeiten. Seine Amtszeit war durch eine aufstrebende Entwicklung des gesamten Verkehrswesens gekennzeichnet. Sein Hauptverdienst war die Durchführung des von ihm aufgestellten 10jährigen Bauprogramms für den Ausbau des preußischen Staatsbahnnetzes. Besonders hat er sich auch für eine zweckmäßige Ausnutzung der elektrischen Kraft im Eisenbahnwesen eingesetzt und ist für eine ständige, dem Verkehrsbedürfnis vorausseilende Vermehrung und Verbesserung des Wagen- und Lokomotivparks eingetreten. Daneben hat er auch den Ausbau der Wasserstraßen, der Hafenanlagen sowie die Anlage großer Talsperren für Gewinnung elektrischer Kraft gefördert.

In Wien starb am 9. April der ehemalige österreichische Eisenbahnminister *Heinrich von Wittek*, in seinem 87. Lebensjahr. Unter seiner Ministerschaft wurde der Bau der Tauernbahn durchgeführt. Die im Zusammenhang mit der erheblichen Überschreitung der Baukosten dieser Bahn gegen ihn persönlich erhobenen Angriffe veranlaßten ihn allerdings 1905 zurückzutreten. Später hat er sich für die Verstaatlichung der österreichischen Privatbahnen eingesetzt und bei der Reform der Bundesbahnen nach dem Krieg mitgewirkt.

Am 18. April verunglückte bei einem Flug in Nordamerika *Henry de la Vaulx*, der langjährige verdienstvolle Präsident der Fédération Internationale Aéronautique, einer der ältesten Luftfahrer überhaupt. Die internationale Luftfahrt hat einen bewährten Führer verloren.

Am 2. Mai starb der Präsident der Reichsbahndirektion Berlin *Paul Stapf*, in seinem 63. Lebensjahr. In seine Amtszeit fiel die Elektrifizierung der Stadt-, Ring- und Vorortbahnen.

Am 15. Juni starb der bekannte Wasserbaufachmann *Max Contag*, im Alter von 78 Jahren. Er hatte maßgebenden Anteil an einer Reihe großer Wasserstraßen- und Hafengebäuden der letzten Jahrzehnte; so auch am Bau des Teltowkanals.

Kurze Chronik Der *Omnibusfernverkehr* macht Fortschritte. Zwischen London und Edinburgh (rund 650 Kilometer) sowie zwischen London und Liverpool verkehren jetzt Omnibusse. Die Wagen fahren nachts; die Fahrzeit beträgt rund 8 Stunden. Der Fahrpreis ist niedriger als auf der Eisenbahn. ◊ Von französischen Automobilklubs wurde eine Automobilsternfahrt durch die Sahara veranstaltet, die von den nordafrikanischen Häfen ausging und hauptsächlich durch das Gebiet der geplanten Transsaharabahn bis zum Nigerhafen Gao und von dort in mehr östlicher Richtung wieder zur Nordküste zurückführte. Die 6500 bis 7000 Kilometer lange Strecke wurde durchschnittlich in 30 Tagen glatt zurückgelegt. Diese Veranstaltung dürfte bewiesen haben, daß das Automobil, wie in dieser Rundschau (1929 I Seite 464) bereits betont wurde, in der Wüste der Eisenbahn weit überlegen ist, und daß es zweckmäßig sein dürfte an Stelle schwieriger Eisenbahnbauten von 1000 bis 2000 Kilometer Länge Automobilstraßen zu bauen. Diese können durch geringen Ausbau der bereits vorhandenen Straßenzüge in kurzer Zeit hergestellt werden, während der Eisenbahnbau in diesen Zonen Jahre erfordert, und die Transsaharabahn vor 10 Jahren kaum vollendet sein könnte. ◊ In Paris waren am 1. Februar insgesamt rund 250 000 Motorfahrzeuge vorhanden, darunter 201 000 Personen- und Lastautomobile, 7000 Omnibusse, 20 000 Droschken und rund 22 000 Motorräder. Paris, das mit seinen 6 Millionen Einwohnern $1\frac{2}{5}$ mal so groß ist wie das $4\frac{1}{5}$ Millionen zählende Berlin, hat damit die $2\frac{1}{2}$ fache Anzahl Fahrzeuge wie Berlin, wo am 1. April rund 98 000 Mo-

torfahrzeuge gezählt wurden. ◊ Der dänische Verkehrsminister legte einen Gesetzentwurf vor, der die Elektrifizierung der *Kopenhagener* Vorortbahnen in 5jähriger Bauzeit vorsieht. Es handelt sich vor allem um die Linien Valby-Klampenborg, Hellerup-Holte und Frederiksborg-Hellerup. ◊ Die neu eingerichtete Professur für Garagenbau und -betrieb an der Technischen Hochschule Berlin wurde *Georg Müller* übertragen. ◊ Dem Göttinger Professor *Ludwig Prandtl* wurde für seine hervorragenden Arbeiten auf dem Gebiet der Aerodynamik die vom amerikanischen Daniel-Guggenheim-Fonds gestiftete Goldene Medaille für Förderung außerordentlicher Leistungen auf dem Gebiet des Flugwesens verliehen; als erster erhielt 1929 Orville Wright diese Medaille.

Literatur 2 ganz ausgezeichnete, für die breitesten Kreise bestimmte Werke hat *Willy Meyer*, selbst einer der ältesten deutschen Flieger (den Lesern der Sozialistischen Monatshefte noch besonders bekannt durch seine hier veröffentlichten Aufsätze *Das Unrecht an Nobile* und *Die Leistung Frankreichs in der Luftfahrt* (1929 II Seite 999, 1930 I Seite 238 und folgende)), über das Flugwesen vorgelegt. Das eine; Von Wright bis Junkers /Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte/ gibt in gedrängter Form eine äußerst anschauliche und lebendige Entwicklungsgeschichte des ersten Vierteljahrhunderts Menschenflug. Die ersten Flugversuche der Gebrüder Lilienthal und Wright, die Bedeutung Frankreichs als Schrittmacher des europäischen Flugwesens, die Entwicklung in Deutschland, das Flugzeug im Krieg und die Fortschritte und Rekordleistungen der neuesten Zeit, die Anbahnung eines Weltflugverkehrs werden unter Herausarbeitung des Wesentlichen kurz geschildert, und abschließend die wichtigsten Probleme der Gegenwart und Zukunft im Flugverkehr angeschnitten. Eine reizvolle Beigabe bilden die sorgfältig ausgewählten Illustrationen; vom ersten Gleitflugzeug Lilienthals bis zum modernsten Großflugzeug und Luftschiff. Das andere Werk: Flugdienst von heute /Berlin, Verlag der Verkehrswissenschaftlichen Lehrmittelgesellschaft bei der Deutschen Reichsbahn/ gewährt einen sich gleichfalls durch Konzentration und Lebendigkeit auszeichnenden Überblick über den gesamten Luftdienst. Es gibt kaum eine technische und verkehrswirtschaftliche Frage der modernen Luft-

fahrt, die in dem mit einer Reihe guter Abbildungen ausgestatteten Buch nicht wenigstens kurz berührt wird, ohne daß darunter Übersichtlichkeit und Zusammenhang leiden. Besonders wertvoll ist auch das umfangreiche Literaturverzeichnis. Das Buch stellt ohne Zweifel zurzeit die beste Einführung in das Flugwesen dar und ist als solche für den Fachmann wie für den Laien von gleich großem Nutzen, vor allem aber auch besonders geeignet das Interesse an der Luftfahrt in weitesten Schichten zu wecken und zu fördern. ◊ Ein bemerkenswerter authentischer Beitrag zu der unter so tragischen Umständen gescheiterten Nordpolfahrt Umberto Nobiles ist der nunmehr in deutscher Sprache unter dem Titel SOS in der Arktis vorliegende Bericht über die Rettungs Expedition des russischen Eisbrechers Krassin, gegeben von dem Expeditionsleiter *Rudolf Samojlowitsch* /Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft Union/. In schlichter und daher um so eindringlicherer und ergreifender Darstellung berichtet Samojlowitsch auf Grund seiner Eindrücke und der vorhandenen Dokumente, und man erlebt in dieser ausführlichen und sachlichen, durch zahlreiche Abbildungen und Karten ergänzten Schilderung noch einmal das Drama, das sich im Sommer 1928 im Polareis abspielte und 17 Menschenleben gefordert hat. In erfreulichem Gegensatz zu anderen Veröffentlichungen über die Rettung der Italiabesatzung (siehe diese Rundschau, 1929 II Seite 769) läßt Samojlowitsch bei der eingehenden Schilderung der Rettungsaktion des Krassin nur die Tatsachen sprechen, ohne jegliche rhetorische Ausschmückung und Übertreibung. Die bewundernswürdige Leistung des russischen Eisbrechers erscheint dadurch nur um so größer. Ausführlich wird auf Grund der Angaben Nobiles auch die Katastrophe des Luftschiffs und ihre Ursache geschildert. Der Persönlichkeit Nobiles wird in dem Werk, ähnlich wie in dem Buch Franz Behouneks, in jeder Weise Achtung und Anerkennung gezollt, nirgends finden sich auch nur die geringsten Vorwürfe gegen den italienischen General. Mit der Betonung der Notwendigkeit weiterer wissenschaftlicher Erforschung arktischer Zonen und der durch die Krassin Expedition bewiesenen besonderen Eignung der Eisbrecher für diese Zwecke schließt das in jeder Beziehung aufschlußreiche Werk, das in der Literatur der Polarforschung in Zukunft ohne Zweifel einen hervorragenden Platz einnehmen wird. ◊ Die Zeitschrift für Geo-

politik /Berlin, Kurt Vowinckel/ hat ihr Märzheft 1930 dem Weltflugverkehr gewidmet. Heinz Orlovius behandelt Amerikas Stellung im Luftverkehr und untersucht hierbei unter anderem die Wirtschaftlichkeit des amerikanischen Flugverkehrs, die keineswegs in dem Maß vorhanden ist, wie behauptet wird. Auch Amerika macht für seine zivile Luftfahrt jährlich sehr beträchtliche Aufwendungen. In welchem Maß politische Gesichtspunkte die Gestaltung des Flugverkehrs beeinflussen, deckt Erwin Ettel in einem Beitrag über die eurasiatischen Luftlinien der westeuropäischen Kolonialmächte auf, während Julius Ernst die transeurasatischen Luftverkehrsinteressen skizziert und Hans Hochholzer in seinem Beitrag zur Geopolitik des Flugwesens feststellt, daß auch das Binnenflugzeugnetz Europas heute durch die Politik bestimmt wird. ◊ In welchem Maß heute schon die Allgemeinheit, insbesondere die Jugend, sich mit dem Luftfahrzeug befaßt und vor allem an den Leistungen und Schicksalen der Piloten Anteil nimmt, beweist die Einbeziehung des Fliegerschicksals in die Romanliteratur. So erzählt der Flieger *Paul Ehrhardt* in seinem Roman *Transocean MI* /Stuttgart, Levy & Müller/ die spannende phantastische Geschichte eines deutschen Fliegers, der zu einem Rekordflug um die Welt aufbricht, über dem Stillen Ozean abstürzt, auf eine einsame Insel verschlagen wird und dort mehrere Jahre als moderner Robinson zubringen muß. Ein Buch, in guter Absicht und anspornend für die Jugend geschrieben. ◊ Vom Standpunkt der Automobilindustrie aus nimmt der Generalsekretär des Reichsverbands der Automobilindustrie *Walter Scholz* zu dem aktuellen Problem des Verhältnisses des Automobil- zum Eisenbahnverkehr Stellung (*Kraftwagen und Eisenbahn* /Berlin, A. Seydel/). ◊ Ausführlicher und mit dem Bestreben beiden Verkehrsmitteln gerecht zu werden behandelt *Hugo Egert* die gleiche Frage in seinem Buch *Der Kraftwagen im deutschen Verkehrswesen* /Halle, Martin Boerner/. Er untersucht besonders auch die Selbstkosten des Automobils und der Eisenbahn und bespricht kurz die Unternehmungsformen des öffentlichen Automobilverkehrs in Deutschland. Soweit dieser der Personenbeförderung dient, wird für ihn bei gleichzeitig weitestgehender Zentralisation die gemeinwirtschaftliche Betriebsform als die für das Verkehrswesen heute überhaupt grundsätzlich am besten geeignete empfohlen.